

blanvalet

Steve Berry

Die Romanow Prophezeiung

Roman



Der junge amerikanische Anwalt Miles Lord kann sein Glück gar nicht fassen. Im Russland dieser Tage wird ein neues Kapitel der Weltgeschichte geschrieben, und er ist hautnah dabei! Die russischen Wähler haben sich entschieden: Nach einer ganzen Reihe schwacher demokratischer Regierungen, die weder das explosionsartige Wachstum der Kriminalität noch die Ausbreitung der Armut eindämmen konnten, will das russische Volk nur noch eines – die sofortige Rückkehr zur Monarchie! Nun soll eine spezielle internationale Kommission – unter ihnen Miles Lord – den legitimen Erben des letzten russischen Zaren, Nikolaus II. finden. Eines Tages, als Miles gerade durch die belebten Straßen Moskaus spaziert, hält eine dunkle Limousine neben ihm. Ohne jegliche Vorwarnung eröffnen die schwer bewaffneten Insassen des Fahrzeugs das Feuer auf Miles. Nur mit knapper Not kann er dem Tod entkommen. Zuerst kann Miles sich beim besten Willen nicht erklären, wer ihm nach dem Leben trachtet – und vor allem, warum. Doch bald schon wird Miles in ein tödliches Netz aus Verrat und Intrigen verstrickt, das weit in die russische Vergangenheit zurückreicht. Miles' einziger Anhaltspunkt bei seiner verzweifelten Suche nach der Wahrheit ist eine brisante Botschaft des zwielichtigen Priesters Rasputin – eine rätselhafte Prophezeiung die genug Sprengkraft besitzt, um die gesamte Welt aus den Angeln zu heben: Wenn Rasputin Recht hat, fielen am 16. Juli 1918 nicht alle Mitglieder der Zarenfamilie dem Erschießungskommando der Revolutionäre zum Opfer – ein Romanow, so Rasputin, habe dem Massaker entkommen können ...

Steve Berry arbeitet seit über zwanzig Jahren als Rechtsanwalt. Er lebt mit Frau und Tochter im Camden County, Georgia.

Steve Berry
Die Romanow-
Prophezeiung
Roman

Aus dem Englischen von
Barbara Ostrop und Joachim Peters

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Romanow Prophecy«
bei Ballantine Books, an imprint of The Random House
Publishing Group, New York.

Der Blanvalet Verlag ist ein Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Dezember 2005
Copyright © der Originalausgabe 2004 by Steve Berry
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagillustration: F. Regös

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Titelnummer: 36339

Redaktion: Werner Bauer

Lektorat: Urban Hofstetter

Herstellung: Heidrun Nawrot

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-36339-X

ISBN-13: 978-3-442-36339-1

www.blanvalet-verlag.de

Für Amy und Elizabeth

In Russland wird selbst das scheinbar Unmögliche möglich.
– Zar Peter der Große (1672–1725)

Für Russland kommt die Zeit, die schwarz vergällt; Vom Haupt des Zaren dann die Krone fällt, Der königliche Thron versinkt im Kot, Und viele nähren sich von Blut und Tod.

– Michail Lermontow (1830)

Russland: ein geheimnisvoller dunkler Kontinent, ein, wie es Winston Churchill ausdrückte, »Rätsel, eingehüllt in ein Mysterium, und das wiederum umgeben von einem Geheimnis«; abgelegen, Ausländern unzugänglich und selbst den Einheimischen unerklärbar. Das ist der Mythos, den die Russen selbst bestärken, weil sie nicht wollen, dass irgendjemand herausfindet, wer sie wirklich sind und wie sie wirklich leben.

–Robert Kaiser: »Russia: The People And The Power« (1984). »Alle Kinder Lenins«, Rowohlt Verlag. (Übersetzung von Reinhold Neumann-Hoditz)

Bei all ihren Irrungen und Wirrungen muss die Geschichte Russlands gegen Ende des [zwanzigsten] Jahrhunderts als eine Art von Erneuerung begriffen werden.

– David Remnick: »Resurrection: The Struggle For A New Russia« (1997).

Prolog

Alexanderpalast

Zarskoje Selo

28. Oktober 1916

Die Tür ging auf, und Alexandra, Kaiserin von ganz Russland, wandte zum ersten Mal seit Stunden ihren Blick von dem leidenden Kind im Krankenbett ab.

Ihr Freund eilte ins Schlafzimmer, und sie brach in Tränen aus. »Endlich, Vater Grigori. Dem allmächtigen Gott sei Dank. Der kleine Alexej braucht dringend Ihre Hilfe.«

Rasputin trat ans Bett und bekreuzigte sich. Sein blaues Seidenhemd und seine Samthose rochen nach Alkohol, der seinen stechenden Körpergeruch halbwegs überlagerte. Er stinke wie ein Ziegenbock, hatte eine der Hofdamen einmal behauptet. Alexandra aber hatte der Gestank nie gestört. Nicht, wenn er von Vater Grigori ausging.

Schon vor Stunden hatte sie nach ihm geschickt, nachdem ihr eingefallen war, wie gern er sich angeblich bei den Zigeunern am Rande der Hauptstadt aufhielt. Immer wieder einmal, so hieß es, zeche er dort die ganze Nacht über in der Gesellschaft von Huren. Einer ihrer Leibwächter beteuerte sogar, Rasputin habe mit heruntergelassener Hose auf dem Tisch getanzt und damit geprahlt, welche Freude sein stattliches Organ den Damen des Za-

renhofs bringe. Alexandra weigerte sich, derartigem Gerede Glauben zu schenken, und ließ denjenigen, der das Gerücht verbreitet hatte, unverzüglich an einen fernen Ort weitab der Hauptstadt versetzen.

»Bereits seit der Dämmerung suche ich nach Ihnen«, erklärte sie verzweifelt.

Rasputin aber richtete sein Augenmerk ganz auf den Jungen. Er fiel auf die Knie. Alexej war seit fast einer Stunde nicht mehr bei Bewusstsein. Am späten Nachmittag war er beim Spielen im Garten gestürzt, und keine zwei Stunden später hatten die Schmerzen eingesetzt.

Alexandra sah gebannt zu, wie Rasputin die Decke zurückschlug und das rechte Bein des Jungen begutachtete, das schon ganz blau und auf fast groteske Weise angeschwollen war. Unter der Haut pulsierte heftig das Blut; das Hämatom hatte die Größe einer kleinen Melone erreicht. Ihr Sohn hatte das Bein an die Brust gezogen; aus seinem schmalen Gesicht war, von den dunklen Schatten unter den Augen abgesehen, jegliche Farbe gewichen.

Zärtlich strich sie das hellbraune Haar des Kindes zurück.

Gott sei Dank hatte er wenigstens aufgehört zu schreien. Die Krämpfe kamen mit brutaler Regelmäßigkeit jede Viertelstunde wieder. Obwohl er delirierte, gab er noch immer ein anhaltendes, herzerreißendes Wimmern von sich.

In einem lichten Moment flehte er zuerst Gott um Hilfe an und bat dann: »Mama, hilf mir doch!« Er fragte, ob der Schmerz aufhöre, wenn er stürbe. Sie brachte es nicht übers Herz, ihm die Wahrheit zu sagen.

Was hatte sie nur getan? Alles war ihre Schuld. Es war allgemein bekannt, dass Frauen die Bluterkrankheit weitergaben, ohne selbst davon betroffen zu sein. Ihr Onkel, ihr Bruder und ihre Neffen waren allesamt daran gestorben, und doch war sie nie auf den Gedanken gekommen, sie selbst könne Überträgerin der Krankheit sein. Ihre vier Töchter hatten sie keines Besseren belehrt; erst als sie vor zwölf Jahren den lang ersehnten Sohn gebar, hatte die schmerzliche Wahrheit sie eingeholt. Zuvor hatte sie nicht ein einziger Arzt auf das Risiko hingewiesen. Aber hatte sie selber je danach gefragt? Niemand schien gewillt, von sich aus etwas preiszugeben. Selbst unverblünten Fragen wich man nur allzu oft mit unsinnigen Antworten aus. Deshalb war Vater Grigori ja auch so außergewöhnlich. Der *Starez* nahm kein Blatt vor den Mund.

Rasputin schloss die Augen und schmiegte sich eng an den leidenden Jungen. In seinem drahtigen Bart hingen eingetrocknete Essensreste. Um den Hals trug er das goldene Kreuz, das sie ihm geschenkt hatte. Er umklammerte es fest mit der Hand. Das Zimmer war nur von Kerzenlicht erhellt. Sie hörte ihn etwas murmeln, verstand aber nichts. Und sie riskierte kein einziges Wort. Obwohl sie die Zarin war, die russische Kaiserin, stellte sie Vater Grigori nie in Frage.

Nur er allein konnte die Blutung stillen. Durch ihn schützte Gott ihren kostbaren Alexej. Den Zarewitsch und alleinigen Thronfolger. Den nächsten russischen Zaren.

Aber nur, wenn er am Leben blieb.

Der Junge öffnete die Augen.

»Hab keine Angst, Alexej, alles ist gut«, flüsterte Rasputin. Seine Stimme klang beruhigend und melodisch, aber fest. Er strich Alexej von Kopf bis Fuß über den schweißnassen Körper. »Ich habe deine schlimmen Schmerzen vertrieben. Jetzt wird dir nichts mehr wehtun. Morgen geht es dir wieder gut, und dann spielen wir wieder unsere lustigen Spiele.«

Rasputin streichelte den Jungen weiter.

»Denk an das, was ich dir über Sibirien erzählt habe. Die Wälder dort sind riesig, und die Tundra ist so weit, dass keiner je an ihr Ende gelangt ist. Und das alles gehört deiner Mama und deinem Papa, und eines Tages, wenn du gesund und groß und stark bist, wird es dir gehören.« Er nahm die Hand des Jungen. »Irgendwann nehme ich dich mit nach Sibirien und zeige dir das alles. Die Menschen dort sind ganz anders als hier. Du musst es einfach sehen, Alexej, dieses majestätische Land.« Seine Stimme war noch immer ganz ruhig.

Ein Leuchten erhellte die Augen des Jungen. Das Leben hatte ihn wieder, und er richtete sich im Bett auf.

Alexandra fürchtete, er könnte sich erneut verletzen. »Vorsicht, Alexej. Du musst jetzt vorsichtig sein.«

»Lass mich, Mama, ich muss zuhören.« Ihr Sohn wandte sich wieder Rasputin zu. »Erzähl mir noch eine Geschichte, Vater.«

Lächelnd erzählte Rasputin ihm von Pferden mit Höckern, vom beinlosen Soldaten und vom augenlosen Reiter sowie von einer untreuen Zarin, die in eine weiße Ente verwandelt wurde. Er sprach von den Wildblumen in der weiten sibirischen Tundra, wo Pflanzen über Seelen ver-

fügten und sich miteinander unterhielten und wo auch die Tiere sprechen konnten und er selber als Kind gelernt habe zu verstehen, was die Pferde sich im Stall zuflüster-ten.

»Siehst du, Mama? Hab ich dir nicht immer gesagt, dass Pferde sprechen können?«

Das Wunder vor ihren Augen rührte sie zu Tränen.
»Du hast ja Recht, mein Sohn.«

»Und du erzählst mir alles, was du bei den Pferden er-lauscht hast, nicht wahr?«, bettelte Alexej.

Rasputin lächelte. »Morgen. Morgen erzähle ich dir mehr. Aber jetzt musst du dich erst einmal ausruhen.« Und dann streichelte er den Jungen, bis der Zarewitsch wieder einschlief.

Rasputin stand auf. »Der Kleine wird am Leben blei-ben.«

»Wie können Sie so sicher sein?«

»Wie könnt Ihr Euch *nicht* sicher sein?«

In seinem Tonfall schwang Entrüstung mit, und sie be-reute augenblicklich, dass sie an ihm gezweifelt hatte. Schon oft hatte sie den Verdacht gehegt, ihr mangelnder Glaube könnte der Grund für Alexej's Schmerzen sein. Womöglich hatte Gott ihrem Sohn den Fluch der Bluter-krankheit auferlegt, um ihren Glauben auf die Probe zu stellen.

Rasputin kam um das Bett herum auf sie zu, kniete vor ihrem Stuhl nieder und nahm ihre Hand. »Mütterchen, Ihr dürft unseren Herrn nicht in Frage stellen. Zweifelt nicht an seiner Macht.«

Nur dem *Starez* war es gestattet, ihr gegenüber diese

vertrauliche Anrede zu gebrauchen. Sie war die Matjuschka, das Mütterchen, ihr Gatte Nikolaus II. der Batjuschka, das Väterchen. Genau so sah sie das Bauernvolk – als gestrenge Eltern. Alle in ihrer Umgebung meinten, Rasputin sei selbst nur ein Bauer. Vielleicht hatten sie ja Recht, doch nur er allein konnte Alexej's Leiden lindern. Dieser Bauer aus Sibirien mit seinem wirren Bart, seinem stinkenden Körper und seinem langen, fettigen Haar war ein Gesandter des Himmels.

»Gott hat meine Gebete nicht erhört, Vater. Er hat mich verlassen.«

Rasputin sprang auf. »Warum sagt Ihr so etwas?« Er legte ihr die Hände ums Gesicht und drehte sie zum Bett. »Seht Euch den Kleinen an. Er leidet Höllenqualen, weil Ihr nicht glaubt.«

Außer ihrem Mann durfte es keiner wagen, sie ohne ausdrückliche Erlaubnis zu berühren. Doch sie leistete keinen Widerstand, ja es gefiel ihr sogar. Er riss ihren Kopf zurück und durchbohrte sie mit seinem Blick. Seine ganze Persönlichkeit schien in seinen hellblauen Augen konzentriert. Man konnte ihnen nicht entkommen; sie waren wie phosphoreszierende Flammen, die ihr Gegenüber zugleich durchdrangen und liebkosten, weit weg und doch ganz nah. Sie konnten tief in ihre Seele blicken, bisher hatte sie ihnen noch kein einziges Mal widerstehen können.

»*Matjuschka*, Ihr dürft über unseren Herrn nicht so sprechen. Der Kleine braucht Euren Glauben. Er ist darauf angewiesen, dass Ihr auf Gott vertraut.«

»Ich vertraue auf Sie.«

Er ließ von ihr ab. »Ich bin nichts. Ich bin lediglich Gottes Werkzeug. Ich bewirke nichts.« Er deutete zum Himmel. »Er hingegen bewirkt alles.«

Tränen schossen ihr in die Augen, und beschämt glitt sie von ihrem Stuhl zu Boden. Ihr Haar war ungekämmt, das einst so schöne Gesicht fahl und nach all den Jahren von Sorgenfalten durchzogen. Ihre Augen schmerzten vom Weinen. Sie hoffte, dass niemand den Raum betreten möge. Nur in Gegenwart des *Starez* konnte sie ihren Gefühlen als Frau und Mutter freien Lauf lassen. Sie begann zu schluchzen und umarmte seine Beine, während sie die Wangen an Kleider schmiegte, die nach Pferden, Schlamm und Wodka stanken.

»Sie sind der Einzige, der ihm helfen kann«, erklärte sie.

Reglos stand Rasputin vor ihr. Wie ein Baumstamm, dachte sie. Bäume vermochten auch dem härtesten russischen Winter zu widerstehen, um dann im Frühjahr erneut auszuschlagen. Dieser heilige Mann, den zweifellos Gott ihr geschickt hatte, war ihr Baum.

»Mütterchen, das ist keine Lösung. Gott will Eure Frömmigkeit, nicht Eure Tränen. Gefühle beeindrucken ihn nicht. Er verlangt nach Glauben. Der Art von Glauben, die nie ein Hauch von Zweifel trübt ...«

Sie spürte, wie Rasputin zitterte. Sie ließ ihn los und blickte zu ihm auf. Sein Gesicht war nun ausdruckslos, und er verdrehte die Augen. Sein Körper erbebte, bevor die Beine nachgaben und er zu Boden sackte.

»Was ist denn?«, fragte sie.

Er antwortete nicht.

Sie packte ihn am Hemd und schüttelte ihn. »Sprechen Sie zu mir, *Starez*.«

Langsam öffnete er die Augen. »Ich sehe haufenweise Leichen, mehrere Großherzöge und Hunderte von Grafen. Die Newa wird rot sein von ihrem Blut.«

»Was wollen Sie damit sagen, Vater?«

»Eine Vision, Matjuschka. Sie ist wieder da. Ist Euch klar, dass ich in nicht allzu ferner Zukunft eines schrecklichen Todes sterben werde?«

Was redete er da?

Er ergriff ihre Arme und zog sie dicht zu sich heran. Die Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben, aber er sah nicht sie an. Sein Blick schien auf einen Punkt in weiter Ferne gerichtet.

»Noch vor dem neuen Jahr werde ich aus diesem Leben scheiden. Denkt daran, Mütterchen – falls ich gewöhnlichen Mördern zum Opfer falle, hat der Zar nichts zu befürchten. Er wird seinen Thron behaupten, und auch Euren Kindern droht keine Gefahr. Sie werden noch viele Jahrhunderte regieren. Sollte ich aber von Adligen ermordet werden, wird mein Blut fünfundzwanzig Jahre lang ihre Hände besudeln. Sie werden Russland verlassen. Bruder wird sich gegen Bruder erheben, und sie werden einander in ihrem Hass töten. Danach wird es im Land keinen Adel mehr geben.«

Sie erschrak. »Vater, warum sagen Sie das?«

Sein Blick richtete sich wieder auf sie. »Falls einer der Verwandten des Zaren den Mord an mir begeht, hat keiner aus Eurer Familie noch mehr als zwei Jahre zu leben. Sie alle werden vom russischen Volk getötet. Sorgt Euch

um Euer Heil und erklärt Euren Verwandten, ich habe für sie mit meinem Leben bezahlt.«

»Das ist doch Unsinn, Vater.«

»Es ist eine Vision, die ich schon mehrmals hatte. Die Nacht ist finster von all dem Leid, das vor uns liegt. Ich werde es nicht mehr erleben. Meine letzte Stunde naht, doch so bitter das auch sein mag, ich fürchte sie nicht.«

Erneut begann er zu zittern.

»Herr im Himmel, das Böse ist so übermächtig, dass Hunger und Krankheit die Erde erbeben lassen. Mütterchen Russland wird es bald nicht mehr geben.«

Wieder schüttelte sie ihn. »Vater, so etwas dürfen Sie nicht sagen. Alexej braucht Sie.«

Er wurde ganz ruhig. »Fürchtet Euch nicht, Mütterchen. Ich habe noch eine andere Vision. Erlösung. Sie erscheint mir zum ersten Mal. Was für eine Prophezeiung! Ich sehe sie klar und deutlich vor mir.«

ERSTER TEIL

Moskau, Gegenwart
Dienstag, 12. Oktober
13.24 Uhr

INNERHALB VON FÜNFZEHN SEKUNDEN SOLLTE SICH DAS LEBEN VON MILES LORD FÜR IMMER VERÄNDERN.

Als Erstes sah er die Limousine. Einen dunkelblauen Volvo Kombi, so dunkel, dass er in der grellen Mittagssonne fast schwarz schien. Dann machte das Fahrzeug einen scharfen Schlenker nach rechts, um sich einen Weg durch den dichten Verkehr auf der belebten Nikolskaja Uliza zu bahnen. Plötzlich wurde das Rückfenster heruntergelassen, das die Gebäude der Umgebung reflektierte wie ein Spiegel, und an die Stelle des Spiegelbilds trat ein dunkles Rechteck, aus dem die Mündung eines Gewehrs ragte.

Aus dem Gewehr kamen Schüsse.

Lord warf sich zu Boden. Um ihn ertönten gellende Schreie, als er auf das ölverschmierte Pflaster schlug. Der Gehsteig war voller Menschen, die ihre nachmittäglichen Einkäufe erledigten, Touristen und Arbeiter, die nun alle nach Deckung suchten, während Blei sich in das verwiterte Gestein der aus der Stalin-Zeit stammenden Gebäude bohrte.

Lord rollte sich zur Seite und blickte zu Artemy Bely, seinem Begleiter, hoch. Er hatte den Russen, einen liebenswerten jungen Anwalt, zwei Tage zuvor im Justizministerium kennen gelernt. Als Kollegen hatten sie am Vortag zusammen zu Abend gegessen und eben gemeinsam gefrühstückt, wobei sie sich über das neue Russland und die anstehenden gewaltigen Veränderungen unterhalten und ihre Verwunderung darüber ausgetauscht hatten, dass sie an diesem historischen Moment der russischen Geschichte teilhatten. Lord wollte Bely eine Warnung zurufen, doch bevor er einen Ton herausbrachte, schlug ein Geschoss in Belys Brust, und Blut spritzte auf das verspiegelte Glasfenster hinter ihm.

Die Feuergarben aus der automatischen Waffe kamen mit einem gleichmäßigen *rat-tat-tat*, was ihn an Gangsterfilme erinnerte. Das Spiegelglas zerbarst, gezackte Scherben krachten auf den Gehsteig. Belys Körper fiel auf ihn. Aus den klaffenden Wunden drang ein Geruch, der an Kupfer erinnerte. Lord wälzte den leblosen Russen von sich herunter, besorgt wegen des Blutes, das in seinen Anzug sickerte und ihm von den Händen tropfte. Er kannte Bely kaum, vielleicht war der Mann ja HIV-positiv?

Mit quietschenden Reifen kam der Volvo zum Stehen.

Lord wandte sich nach links.

Autotüren wurden aufgerissen, und heraus sprangen zwei Männer mit automatischen Waffen. Sie trugen die in Blau und Grau gehaltene Uniform mit rotem Revers, die man von der *Milizija* – der Polizei – kannte. Beiden aber fehlte die übliche graue Kopfbedeckung mit rotem Rand. Der Mann vom Vordersitz hatte die fliehende Stirn, das

buschige Haar und die aufgestülpte Nase eines Cro-Magnon-Menschen. Der hinter ihm sitzende Mann war stämmig gebaut, sein Gesicht mit Pockennarben übersät, das Haar glatt nach hinten gekämmt. Lord fiel vor allem das rechte Auge des Mannes auf: Zwischen Auge und Braue war wegen des tief herabhängenden Lids ein beträchtlicher Zwischenraum, sodass der Mann beinahe so aussah, als sei eines seiner Augen geöffnet und das andere geschlossen. Dies war allerdings die einzige Besonderheit an diesem ansonsten völlig ausdruckslosen Gesicht.

Hängelid sagte auf Russisch zu Cro-Magnon: »Der verdammte *Tschorni* lebt noch.«

Hatte er richtig gehört?

Tschorni.

Das russische Wort für Nigger.

Lord war seit seiner Ankunft vor acht Wochen in Moskau keinem einzigen anderen Schwarzen begegnet, und damit war klar, dass er ein Problem hatte. Er erinnerte sich an eine Bemerkung in einem russischen Reiseführer, den er vor ein paar Monaten gelesen hatte. *Jeder Dunkelhäutige muss damit rechnen, dass er zum Gegenstand einer gewissen Neugierde wird.* Was für eine Untertreibung!

Cro-Magnon nickte. Die beiden Männer waren knapp dreißig Meter entfernt, und Lord hatte nicht die Absicht abzuwarten, was sie als Nächstes vorhatten. Er sprang auf und rannte in die entgegengesetzte Richtung. Mit einem kurzen Blick über die Schulter sah er, wie die beiden in aller Ruhe in die Hocke gingen und sich schussbereit machten. Vor ihm tauchte eine Straßenkreuzung auf, und er rannte darauf zu, als von hinten das Feuer einsetzte.

Geschosse streiften das Pflaster und ließen Staubwolken in die eisige Luft steigen.

Wieder warfen sich Menschen um ihn herum zu Boden.

Mit einem Sprung erreichte er die Querstraße und erblickte einen Trödelmarkt, der sich am Bordstein hinzog, so weit das Auge reichte.

»Gangster! In Deckung!«, schrie er auf Russisch.

Eine Babuschka, die Puppen verkaufte, verstand sofort und schlurfte zu einem nahen Hauseingang, während sie den Schal um ihr runzliges Gesicht zurrte. Ein halbes Dutzend Kinder, die Zeitungen oder Pepsi verhökerten, verschwanden in einem Lebensmittelgeschäft. Verkäufer ließen ihre Stände im Stich und stoben auseinander wie Küchenschaben. Das Auftauchen der *Mafija* war keine Seltenheit. Er wusste, dass in ganz Moskau mindestens hundert verschiedene Banden ihr Unwesen trieben. Dass jemand erschossen oder erstochen wurde oder in die Luft flog, war mittlerweile so alltäglich wie Verkehrsstaus – das ganz normale Risiko derer, die auf der Straße ihren Geschäften nachgingen.

Und weiter ging es durch die belebte Straße, in der die Fahrzeuge sich nur noch im Schneckentempo vorwärts tasteten und der Verkehr fast zum Erliegen gekommen war. Plärrend ertönte eine Hupe, und ein Taxi kam Zentimeter vor ihm zum Stehen. Seine blutigen Hände landeten unsanft auf der Motorhaube. Der Fahrer drückte noch immer auf die Hupe. Lord drehte sich um und sah die beiden Männer mit den Gewehren um die Ecke biegen. Die Menschenmenge teilte sich und machte damit das Schussfeld frei. Er sprang hinter das Fahrzeug, als Ge-

schosse das schachbrettartig gemusterte »Taxi«-Signalband auf der Fahrerseite durchlöcherten.

Die Hupe verstummte.

Er stand auf und blickte in das blutige Gesicht des Fahrers, das gegen das Fenster der Beifahrerseite gelehnt war; ein Auge war weit aufgerissen, die Scheibe mit roten Spritzern übersät. Die Männer befanden sich jetzt fünfzig Meter entfernt auf der anderen Seite der verstopften Straße. Lord überflog die Geschäfte zu beiden Seiten und registrierte einen Laden mit Männermode, einen mit Kinderbekleidung und mehrere Antiquitätengeschäfte. Er suchte einen Ort, an dem er untertauchen konnte, und entschied sich für McDonald's. Irgendwie kamen ihm die goldgelben Bögen wie ein Symbol der Sicherheit vor.

Und schon drückte er die Glastüren auf. Hunderte von Menschen drängten sich um die brusthohen Tische und in den Nischen. In der Warteschlange standen noch mehr. Er befand sich halt im beliebtesten Restaurant der Welt, mit dem Geruch von gegrillten Frikadellen, Fritten und Zigaretten.

Seine Hände und seine Kleidung waren noch immer blutig, und mehrere Frauen schrien bei seinem Anblick auf. Die jungen Leute rannten in Panik zum Ausgang. Lord schob sich tiefer in die Menge, merkte dann aber, dass das ein Fehler war. Er kämpfte sich durch den Speiseraum auf eine Treppe zu, die zu den Toiletten hinunterführte, ließ die verängstigte Masse hinter sich und rannte, drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinab, während seine blutige rechte Hand über das glatte Eisengeländer glitt.

»Weg da. Zurück«, befahlen von oben tiefe Stimmen auf Russisch.

Unten angekommen, stand er vor drei geschlossenen Türen. Eine führte zur Damen-, die andere zur Herrentoilette. Lord öffnete die dritte. Vor ihm lag ein großer Lagerraum, dessen Wände mit denselben weißen Kacheln gefliest waren wie das übrige Restaurant. In einer Ecke saßen drei Leute rauchend um einen Tisch. Er bemerkte ihre T-Shirts, auf denen das Konterfei Lenins über den goldgelben Bögen von McDonalds schwebte. Ihre Blicke trafen sich.

»Gangster, versteckt euch«, warnte er auf Russisch.

Wortlos sprangen alle drei vom Tisch auf und schossen auf das hintere Ende des hell erleuchteten Raumes zu. Der Erste riss die Tür auf, und schon waren sie verschwunden. Lord schlug rasch die Tür zu, durch die er gekommen war, und verschloss sie von innen, bevor er ihnen folgte.

Eine schmale Gasse hinter dem mehrstöckigen Gebäude, in dem das Restaurant war. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn hier Zigeuner oder mit Orden behängte Kriegsveteranen gehaust hätten, zumal jede noch so kleine Nische in Moskau die eine oder andere gesellschaftliche Randgruppe zu beherbergen schien.

Er stand zwischen schmutzigen Gebäuden, deren grob behauene Steine von den Autoabgasen der Jahrzehnte geschwärzt waren. Schon oft hatte er sich gefragt, wie sich diese Abgase wohl auf die Lunge auswirken mochten. Dann versuchte Lord, sich zu orientieren. Er befand sich etwa hundert Meter nördlich des Roten Plat-

zes. Wo lag wohl die nächste Station der Moskauer Metro? Das könnte der beste Fluchtweg für ihn sein. In den Metro-Stationen waren immer Polizisten. Aber schließlich wurde er von Polizisten verfolgt. Oder doch nicht? Er hatte gelesen, dass die *Mafija* oft in Polizeiuniformen auftrat. Meistens wimmelte es in Moskau von Polizisten, so dass es ihm manchmal fast schon zu viel war, Polizisten mit Gummiknüppeln und automatischen Waffen; heute aber war ihm noch kein Einziger begegnet.

Aus dem Gebäude drang ein donnerndes Geräusch zu ihm heraus.

Sein Kopf fuhr herum.

Jemand brach im hinteren Gebäudeteil die Tür zum Lagerraum auf. Gerade als Lord in Richtung Hauptstraße davonrannte, hörte er drinnen Schüsse.

Auf dem Gehsteig wandte er sich nach rechts und rannte, so schnell es ihm im Anzug möglich war. Er riss den Hemdkragen auf und zerrte sich die Krawatte vom Hals. Jetzt bekam er wenigstens Luft. Seine Verfolger mussten jeden Augenblick um die Ecke kommen. Rasch bog er nach rechts ab und übersprang eine hüfthohe Eisenkette um einen der zahllosen Parkplätze an Moskaus innerem Ring.

Nun ging er langsamer, wobei seine Blicke nach links und nach rechts schossen. Der Parkplatz war voller Ladas, Tschaikas und Wolgas. Dazwischen standen ein paar Limousinen aus deutscher Produktion; die meisten waren reichlich verdreckt und verbeult. Er schaute sich um. Die beiden Männer bogen hundert Meter hinter ihm um eine Ecke und liefen geradewegs in seine Richtung.

Er stürmte auf den grasbewachsenen Parkplatz. Von

den Wagen zu seiner Rechten prallten Gewehrkugeln ab. Eilig duckte er sich hinter einen dunklen Mitsubishi und spähte um die hintere Stoßstange. Die beiden Männer hatten den Rand des Platzes erreicht; Cro-Magnon stand da und zielte, während Hängelid weiter auf ihn zuing.

Ein Motor sprang an.

Rauch quoll aus dem Auspuff. Bremslichter leuchteten auf.

Es war ein cremefarbener Lada, der auf der gegenüberliegenden Seite der mittleren Reihe geparkt war. Der Wagen setzte schnell aus der Parklücke zurück. Lord sah die Angst im Gesicht des Fahrers. Vermutlich hatte er die Schießerei gehört und beschlossen, so schnell wie möglich zu verschwinden.

Hängelid sprang über die Absperrkette.

Lord kam aus seinem Versteck gerannt, hechtete auf die Motorhaube des Ladas und hielt sich an den Scheibenwischern fest. Gott sei Dank hatte die verdammte Kiste überhaupt welche. Er wusste, dass die meisten russischen Fahrer die Dinger im Handschuhfach einschlossen, damit sie nicht geklaut wurden. Der Fahrer des Ladas bedachte ihn mit einem erstaunten Blick, fuhr aber weiter auf die verkehrsreiche Straße zu. Durch die Heckscheibe sah Lord, wie fünfzig Meter hinter ihm Hängelid in die Hocke ging, um zu schießen, während Cro-Magnon die Kette übersprang. Er dachte an den Taxifahrer; er hatte kein Recht, den Autobesitzer in die Sache hineinzuziehen. Als der Lada auf die sechsspurige Hauptverkehrsstraße einfuhr, rollte er sich von der Motorhaube auf den Gehsteig ab.

Schon im nächsten Augenblick kamen die Kugeln angeschwirrt.

Der Lada bog nach links ein und raste davon.

Lord rollte sich weiter auf die Straße hinunter; er hoffte, die leichte Vertiefung unter der Bordsteinkante würde ausreichen, um Hängelid den Schusswinkel zu versperren.

Erde und Betonbrocken spritzten hoch, als die Kugeln einschlugen.

Eine Gruppe von Menschen, die auf einen Bus warteten, stob auseinander.

Lord sah nach links. Ein Bus rollte auf ihn zu, er war keine fünfzehn Meter mehr von ihm entfernt. Luftdruckbremsen zogen an, Reifen quietschten. Lord hatte das Gefühl zu ersticken, als er die schwefligen Auspuffgase einatmete. Als der Bus kreischend zum Stehen kam, rannte er auf die Straße. Das Fahrzeug befand sich nun genau zwischen ihm und den Gangstern. Zum Glück war die äußerste Fahrspur gerade leer.

Er spurtete über die sechsspurige Straße. Der gesamte Verkehr kam aus einer Richtung, von Norden. Im Zickzack überquerte er die einzelnen Fahrspuren, immer darauf bedacht, auf gleicher Höhe mit dem Bus zu bleiben. Auf halbem Weg über die Straße musste er eine Pause einlegen und etliche Autos vorbeilassen. Es war nur noch eine Frage von Sekunden, bis die Gangster um den Bus gestürmt kamen. Er nutzte eine Lücke im Verkehr, schoss über die letzten beiden Fahrspuren und sprang über den Bordstein auf den Gehsteig.

Vor ihm lag eine Baustelle, auf der viel Betrieb war.

Nackte Stahlträger ragten vier Stockwerke hoch in den Nachmittagshimmel, an dem mehr und mehr Wolken aufzogen. Noch immer hatte Lord keinen Polizisten zu Gesicht bekommen, abgesehen von den beiden, die ihm auf den Fersen waren. Der Verkehrslärm wurde übertönt vom Gebrüll der Kräne und Betonmischer. Anders als in Lords Heimat Atlanta war der Baustellenbereich hier durch keinerlei Absperrungen gesichert.

Während er auf die Baustelle lief, blickte er zurück und sah, wie die Gangster nun ebenfalls die viel befahrene Straße überquerten, Autos auswichen und wütendes Hupen über sich ergehen lassen mussten. Die zahlreichen Bauarbeiter schenkten Lord kaum Beachtung, und er fragte sich, ob hier öfter Schwarze in blutverschmierten Anzügen vorbeikamen. Aber das gehörte eben alles zum neuen Moskau. Am sichersten war es, niemandem im Weg zu stehen.

Hinter ihm erreichten die beiden Gangster den Gehsteig. Sie waren nun keine fünfzig Meter mehr entfernt.

Vor ihm ergoss sich unter der Aufsicht eines behelmten Arbeiters grauer Mörtel aus einer Mischmaschine in einen Stahltrog. Der Trog stand auf einer großen, hölzernen Plattform, die durch ein Tragseil mit dem Ausleger eines vier Stockwerke hohen Krans verbunden war. Der Arbeiter, der den Vorgang überwachte, trat zurück, und das Ganze wurde hochgehoben.

Lord kam zu dem Schluss, dass er ebenso gut in der Luft weiterfliehen konnte, und so rannte er auf die aufwärts schwebende Plattform zu. Mit einem entschlossenen Satz schaffte er es gerade noch, sich an ihrem unteren

Rand festzuklammern. Eine Kruste aus eingetrocknetem Beton erschwerte den Halt, doch der Gedanke an Hängelid und seinen Kumpel gab Lord Kraft.

Die Plattform stieg höher und höher, und er schwang sich hinauf.

Obwohl diese Bewegung das Ganze ins Schwanken brachte und die Ketten unter dem zusätzlichen Gewicht ächzten, schaffte er es, hochzuklettern und sich gegen den Trog zu drücken. Doch dann geriet die Plattform in Schiefelage, und Mörtel ergoss sich über ihn.

Lord riskierte einen Blick über den Rand.

Die beiden Gangster hatten ihn gesehen. Er war fünfzehn Meter über ihnen und stieg immer höher. Sie blieben stehen und zielten. Er spürte das von Mörtelkrusten überzogene Holz unter seinen Füßen und starrte auf den Stahltrog.

Ihm blieb keine Wahl.

Rasch kletterte er in den Trog, bis nasser Mörtel über den Rand schwappte. Der kalte Schlamm hüllte ihn ein und ließ seinen ohnehin schon zitternden Körper erschauern.

Dann fielen Schüsse und Projektile fetzten durch die hölzerne Plattform und schlugen gegen den Trog. Lord duckte sich in den Mörtel und hörte, wie Blei von Stahl abprallte.

Auf einmal heulten Sirenen auf.

Sie kamen näher.

Die Schüsse verstummten.

Er linste über den Rand des Trogs auf die Straße hinab und sah, wie drei Polizeiwagen von Norden auf die Bau-

stelle zugerast kamen. Offenbar hatten auch die Gangster die Sirenen gehört, denn sie zogen sich hastig zurück. Lord sah, wie sich der dunkelblaue Volvo, mit dem alles angefangen hatte, mit hoher Geschwindigkeit von Norden näherte. Die beiden Gangster rannten auf das Fahrzeug zu und schossen zum Abschied noch ein paarmal auf Lord.

Er sah ihnen nach, als sie in den Volvo stiegen und davonbrausten.

Erst danach kniete er sich hin und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

2

Lord stieg aus dem Streifenwagen. Er war wieder auf der Nikolskaja Uliza, wo die Schießerei begonnen hatte. An der Baustelle hatte man ihn zu Boden gelassen und mit einem Schlauch abgespritzt, um Mörtel und Blut abzuwaschen. Sein Jackett war hinüber, die Krawatte weg, das weiße Hemd und die dunkle Hose klatschnass und grau beschmiert. Es war ein kalter Nachmittag, und die Kleidung fühlte sich an wie eine eisige Kompresse. Er war in eine muffige, nach Pferd riechende Wolle gehüllt, die ihm einer der Arbeiter besorgt hatte. In Anbetracht dessen, was er gerade durchgemacht hatte, war er erstaunlich ruhig.

Die Straße war voller Polizeifahrzeuge und Krankenwagen. Von allen Seiten blitzte Blaulicht auf, und überall

standen uniformierte Beamte herum. Der Verkehr war zum Erliegen gekommen. Polizisten hatten die Straße an beiden Enden bis hin zu McDonald's abgesperrt.

Lord wurde zu einem untersetzten, stiernackigen Mann mit fleischigen Wangen und kurz gestutzten, rötlichen Koteletten geführt. Tiefe Falten durchzogen seine Stirn. Die Nase war schief wie nach einem nicht richtig verheilten Bruch, sein Teint so fahl und blass wie der unzähliger anderer Russen. Er trug einen locker sitzenden grauen Anzug, ein dunkles Hemd und einen schwarzen Mantel. Seine Schuhe waren alles andere als neu und ziemlich schmutzig.

»Ich Inspektor Oleg. *Milizija*.« Er streckte die Hand aus. Lord bemerkte die Leberflecken auf Handgelenk und Unterarm. »Sie hier, als Schüsse fallen?«

Der Inspektor sprach Englisch mit einem starken Akzent, und Lord spielte schon mit dem Gedanken, ihm auf Russisch zu antworten. Es würde die Kommunikation zweifellos erleichtern. Die meisten Russen gingen davon aus, dass Amerikaner zu arrogant oder schlicht zu faul waren, ihre Sprache zu lernen – vor allem schwarze Amerikaner, die, wie Lord festgestellt hatte, von den Russen eher wie Kuriositäten aus dem Zirkus angesehen wurden. Er war in den vergangenen zehn Jahren ein gutes Dutzend Mal in Moskau gewesen und zu dem Schluss gelangt, dass es besser war, seine Sprachkenntnisse für sich zu behalten; so bekam er beispielsweise die Chance, Gespräche zwischen Anwälten und Geschäftsleuten zu belauschen, die sich im sicheren Schutz einer Sprachbarriere wähnten. Zudem hatte er im Augenblick das Gefühl,

niemandem trauen zu können. Bislang hatten sich seine Begegnungen mit der Polizei auf einige Diskussionen über falsches Parken beschränkt und auf das eine Mal, als er fünfzig Dollar berappen musste, um eine Anklage wegen eines angeblichen Verkehrsvergehens zu vermeiden. Die Moskauer Polizei zockte gern Ausländer ab. *Was erwarten Sie von jemandem, der hundert Rubel im Monat verdient?*, hatte der Polizeibeamte ihn gefragt, während er seine fünfzig Rubel in die Tasche steckte.

»Die Schützen waren Polizisten«, erklärte er auf Englisch.

Der Russe schüttelte den Kopf. »Sie Kleider wie Polizisten. *Milizija* nicht schießen Leute.«

»Die schon.« Er ließ den Blick am Inspektor vorbei zu den blutigen Überresten von Artemy Bely schweifen. Der junge Russe lag mit dem Gesicht nach oben auf dem Gehsteig, die Augen geöffnet. Braunrote Rinnsale sickerten aus seiner Brust. »Wie viele hat es erwischt?«

»*Pjat.*«

»Fünf? Und wie viele sind tot?«

»*Tschetyre.*«

»Das scheint Sie nicht weiter zu beunruhigen. Vier Menschen am helllichten Tag auf offener Straße erschossen!«

Oleg zuckte die Achseln. »Wenig zu machen. Dach schwer zu kontrollieren.«

»Das Dach« war der gängige Name für die *Mafija*, die sich in Moskau und weiten Teilen Westrusslands ausgebreitet hatte. Er hatte nie herausgefunden, wie der Ausdruck entstanden war. Vielleicht kam er ja daher, dass die

Leute von oben bezahlten; vielleicht drückte er auch metaphorisch aus, dass man es mit der *Mafija* nach ganz oben bringen konnte. Die dicksten Schlitten, die größten Datschen und die gediegenste Kleidung besaßen immer die Gangster. Keiner gab sich auch nur die geringste Mühe, seinen Reichtum zu verbergen. Im Gegenteil: Die *Mafija* neigte dazu, sowohl der Regierung als auch dem Volk gegenüber mit ihrem Reichtum zu protzen. Sie war eine gesellschaftliche Schicht für sich und hatte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit entwickelt. Die Leute, zu denen Lord geschäftliche Kontakte hatte, betrachteten die Zahlung von Schutzgeldern als völlig normal und ebenso notwendig für das wirtschaftliche Überleben ihrer Firma wie zuverlässige Mitarbeiter und einen ausreichenden Warenbestand. Mehr als ein russischer Bekannter hatte ihm erklärt, dass es immer ratsam sei, die Herren in den Armani-Anzügen ernst zu nehmen, wenn sie zu Besuch kamen, den Spruch *Bog zaweschtschajet delitsja* – Gott befehlt uns zu teilen – auf den Lippen.

»Mein Interesse«, sagte Oleg, »warum diese Männer Sie jagen.«

Lord deutete auf Bely. »Warum deckt ihr ihn nicht wenigstens zu?«

»Ihm nichts mehr ausmacht.«

»Aber mir. Ich habe ihn gekannt.«

»Wie?«

Er fand seine Brieftasche. Der laminierte Spezialausweis, den er vor Wochen erhalten hatte, hatte das Mörtelbad überstanden. Er reichte ihn Oleg.

»Sie gehören zu Zar-Kommission?«

Dahinter steckte die unausgesprochene Frage, warum ausgerechnet ein Amerikaner mit einer so urrussischen Angelegenheit befasst war. Der Inspektor wurde ihm immer unsympathischer. Lord fing an, ihn nachzuahmen, es schien ihm der beste Weg, seine Gefühle auszudrücken.

»Ich gehören zu Zar-Kommission.«

»Ihre Aufgaben?«

»Das vertraulich.«

»Vielleicht wichtig für diese Sache.«

Sein Sarkasmus ging spurlos an Oleg vorüber. »Dann müssen Sie sich an die Kommission wenden.«

Der Inspektor deutete auf den Leichnam. »Und der da?«

Lord erklärte ihm, dass Artemy Bely Anwalt im Justizministerium gewesen sei, in der Kommission mitgearbeitet und ihm Zugang zu den sowjetischen Archiven verschafft habe. Auf persönlicher Ebene wisse er lediglich, dass Bely ledig gewesen sei, in einer städtischen Wohnung nördlich von Moskau gewohnt habe und ihn eines Tages gern mal in Atlanta besucht hätte.

Er trat näher und betrachtete den Leichnam.

Es war schon einige Zeit her, dass er zum letzten Mal eine so übel zugerichtete Leiche zu Gesicht bekommen hatte. Während seines Einsatzes als Reservist in Afghanistan, der von den vorgesehenen sechs Monaten auf ein Jahr ausgedehnt worden war, hatte er schon Schlimmeres gesehen. Er war dort in seiner Eigenschaft als Anwalt gewesen, nicht als Soldat. Man hatte ihn wegen seiner Sprachkenntnisse abkommandiert und nach der Vertreibung der Taliban als Verbindungsoffizier zum Außenmi-

nisterium eingesetzt. Seine Kanzlei hatte es für wichtig erachtet, dort Präsenz zu zeigen. Gut fürs Image. Gut für seine Karriere. Er hatte es jedoch bald satt gehabt, sich auf Papierkram zu beschränken, und geholfen, die Toten zu begraben. Die Afghanen hatten schwere Verluste erlitten, weit mehr, als in der Weltpresse je bekannt geworden war. Noch immer spürte er die sengende Sonne und den scharfen Wind, die die Verwesung beschleunigt und seine unangenehme Aufgabe zusätzlich erschwert hatten. Der Tod war eben nirgendwo angenehm.

»Dumdum«, erklärte Oleg hinter ihm. »Hinein kleine Loch, heraus große Loch. Viel mitnehmen.« Im Tonfall des Inspektors lag keinerlei Mitgefühl.

Lord sah sich um und blickte in ausdruckslose, wässrige Augen. Oleg roch leicht nach Alkohol und Pfefferminze. Seine flapsige Reaktion auf die Bitte, die Leiche zuzudecken, hatte Lord übel genommen. Er trennte sich von seiner wärmenden Decke und legte sie über den Leichnam.

»Wir bedecken unsere Toten«, erklärte er Oleg.

»Hier zu viele.«

Olegs Zynismus verschlug Lord die Sprache. Dieser Polizist hatte wohl einiges mitgemacht. Er hatte zusehen müssen, wie seiner Regierung allmählich die Kontrolle entglitt, hatte wie die meisten Russen oft vergeblich auf sein Gehalt gehofft und wahrscheinlich für Naturalien oder US-Dollar vom Schwarzmarkt gearbeitet. Über siebzig Jahre Kommunismus hatten ihre Spuren hinterlassen. Die Russen nannten es *Bespredel*, Anarchie. Unauslöschlich wie eine Tätowierung. Der Ruin für jedes Land.

»Justizministerium oft Ziel von Verbrechen«, erklärte Oleg. »Zu wenig achten auf Sicherheit. Sind gewarnt worden.« Er zeigte auf den Leichnam. »Nicht erste oder letzte Anwalt, der sterben.«

Lord erwiderte nichts.

»Vielleicht unsere neue Zar wird lösen alles?«, fragte Oleg.

Lord stand jetzt ganz dicht vor dem Inspektor. »Alles ist besser als das hier.«

Oleg bedachte ihn mit einem abschätzigen Blick, und Lord war sich nicht sicher, ob der Polizist ihm in diesem Punkt zustimmte oder nicht. »Sie mir noch nicht antworten. Warum Männer Sie jagen?«

Er hörte wieder, was Hängelid sagte, als er aus dem Volvo glitt. »*Der verdammte Tschorni lebt noch.*« Sollte er es Oleg erzählen? Irgendetwas an diesem Inspektor stimmt nicht, dachte Lord. Aber vielleicht war seine Paranoia ja nur die Folge des eben ausgestandenen Schrecks. Er musste jetzt unbedingt in sein Hotel zurück, um alles mit Taylor Hayes zu besprechen.

»Keine Ahnung – außer vielleicht, dass ich als Zeuge nah genug dran war, um eine gute Beschreibung der beiden zu liefern. Hören Sie, Sie haben meinen Sicherheitsausweis gesehen und wissen, wo Sie mich finden können. Ich bin total durchnässt und friere mich hier zu Tode, außerdem ist der traurige Rest meiner Kleidung voller Blut. Ich würde mich jetzt wirklich gern umziehen. Könnte einer Ihrer Leute mich ins Wolchow fahren?«

Der Inspektor antwortete nicht sofort. Er starrte ihn einfach nur an.

Dann gab Oleg ihm seinen Sicherheitsausweis zurück.

»Natürlich, Herr Kommissionsanwalt. Wie Sie wünschen. Ich schon haben Auto bereit.«

3

So wurde Lord von einem Streifenwagen zum Haupteingang des Hotels Wolchow gefahren. Der Türsteher ließ ihn wortlos passieren. Seine durchweichte Hotelkarte brauchte er nicht vorzuzeigen. Er war der einzige Farbige dort und somit unverkennbar, auch wenn ihm der Zustand seiner Kleidung verwunderte Blicke eintrug. Das Wolchow war zu Beginn des 20. Jahrhunderts, noch vor der Revolution, erbaut worden. Es lag nahe dem Stadtzentrum nordwestlich des Kreml und des Roten Platzes an einem belebten Platz gegenüber dem Bolschoi-Theater. Während der Sowjetzeit hatte man von den Zimmern an der Straße einen guten Blick auf das wuchtige Lenin-Museum und das Karl-Marx-Denkmal. Beide Denkmäler waren nun verschwunden. Dank einer Koalition aus amerikanischen und europäischen Investoren hatte das Hotel im vergangenen Jahrzehnt wieder seinen alten Glanz zurückgewonnen. Das opulente Foyer mit seinen Wandgemälden und Kronleuchtern vermittelte eine Atmosphäre von Luxus und Privilegiertheit, die an das zaristische Russland erinnerte. Die Gemälde an den Wänden – samt und sonders von russischen Malern – spiegelten jedoch den Einfluss des Kapitalismus wider,

denn sie waren alle zum Verkauf angeboten. Auch das hochmoderne »Business Center«, der »Health Club« und der Hotelpool trugen dazu bei, das alte Gemäuer für das neue Jahrtausend fit zu machen.

Er eilte zielstrebig zum Empfang und fragte, ob Taylor Hayes auf seinem Zimmer sei. Der Angestellte erklärte ihm, Hayes sei im Business Center. Lord überlegte, ob er sich vielleicht erst umziehen sollte, entschied sich aber dagegen. Mit langen Schritten durchmaß er das Foyer und entdeckte Hayes durch eine gläserne Wand vor einem der Computer-Terminals.

Hayes war einer von vier Senior Managing Partners bei Pridgen & Woodworth. Die Firma galt mit ihren fast zweihundert fest angestellten Anwälten als eine der größten Kanzleien im Südosten der Vereinigten Staaten. Einige der weltgrößten Versicherungen, Banken und Unternehmen zahlten monatliche Pauschalhonorare an die Firma. Ihre Büros im Zentrum von Atlanta nahmen zwei ganze Stockwerke eines eleganten, bläulich schimmernden Wolkenkratzers ein.

Hayes hatte sowohl in Volkswirtschaft wie auch in Jura einen Abschluss und galt als Fachmann auf den Gebieten Weltwirtschaft und Internationales Recht. Er war mit einem schlanken, athletischen Körper gesegnet, und die grauen Strähnen in seinem braunen Haar zeugten von einer gewissen Reife. Häufig war er als Live-Kommentator bei CNN, und hatte auch auf dem Bildschirm eine beeindruckende Ausstrahlung. Lord empfand die Persönlichkeit, die aus Hayes' blaugrauen Augen aufblitzte, oft als eine Mischung aus Showman, Tyrann und Akademiker.

Nur in Ausnahmefällen erschien sein Mentor persönlich vor Gericht, und noch seltener nahm er an den wöchentlichen Meetings der vier Dutzend Anwälte – Lord eingeschlossen – teil, mit denen die Internationale Abteilung besetzt war. Lord hatte schon mehrmals direkt mit Hayes zusammengearbeitet, ihn nach Europa und Kanada begleitet, Recherchen koordiniert und Verträge entworfen. Doch erst in den vergangenen Wochen hatten sie so viel Zeit miteinander verbracht, dass Lord seinen Vorgesetzten nicht mehr »Mr. Hayes«, sondern schlicht »Taylor« nannte.

Hayes war immer auf Achse und mindestens drei Wochen im Monat unterwegs, um die über die ganze Welt verstreuten Klienten seiner Firma zu betreuen, denen es nichts ausmachte, für einen Hausbesuch ihres Anwalts 450 Dollar pro Stunde hinzublättern. Als Lord vor zwölf Jahren in die Kanzlei eingetreten war, hatte Hayes sofort ein Auge auf ihn geworfen. Er hatte, wie Lord später erfuhr, persönlich dafür gesorgt, dass er in die Internationale Abteilung versetzt wurde. Zweifellos verfügte Lord mit seinem erstklassigen Abschluss an der juristischen Fakultät der University of Virginia, einem Master der Emory University in Osteuropäischer Geschichte und seinen Sprachkenntnissen über außergewöhnliche Qualifikationen. Hayes schickte ihn schon bald in alle Winkel Europas, und zwar vor allem in die ehemaligen Ostblockstaaten. Pridgen & Woodworth vertraten die unterschiedlichsten Klienten, die in Tschechien, Polen, Ungarn, den baltischen Staaten und Russland viel Geld investiert hatten. Lord war in der Firma mittlerweile zum Senior Associate

aufgestiegen und durfte sich Hoffnungen machen, bald Junior Partner zu werden. Eines Tages würde er es vielleicht sogar zum Chef der Internationalen Abteilung bringen.

Vorausgesetzt, dass er so lange am Leben blieb.

Er stieß die Tür zum Business Center auf und trat ein. Hayes blickte vom Computerterminal zu ihm auf. »Was zum Teufel ist denn mit Ihnen passiert?«

»Nicht hier.«

Ein Dutzend Männer befanden sich im Raum. Sein Chef schien sofort zu verstehen, und so gingen sie ohne ein weiteres Wort zu einer der Bars im Erdgeschoss des Hotels. Sie wählten stets jene Bar, die mit einer imposanten Buntglasdecke und einem Brunnen aus rosa Marmor ausgestattet war. In den vergangenen Wochen war diese Lounge ihr offizieller Treffpunkt geworden.

Sie zogen sich in eine Nische zurück.

Lord winkte einem Kellner und klopfte sich an die Kehle zum Zeichen dafür, dass er Wodka wollte. Den hatte er im Moment dringend nötig.

»Erzählen Sie schon, Miles«, forderte Hayes ihn auf.

Lord schilderte, was ihm widerfahren war. Alles. Auch von der Bemerkung, die der eine Schütze gemacht hatte, und von Inspektor Olegs Vermutung, dass der Anschlag Bely und dem Justizministerium gegolten habe. Dann fügte er hinzu: »Taylor, ich glaube, die Typen hatten es auf mich abgesehen.«

Hayes schüttelte den Kopf. »Das kann ich mir nicht vorstellen. Wahrscheinlich wollten sie einfach nur einen Zeugen zum Schweigen bringen, und Sie waren zufällig der einzige Schwarze weit und breit.«

»Aber auf der Straße waren Hunderte von Menschen. Warum sind sie dann ausgerechnet auf mich losgegangen?«

»Weil Sie mit Bely zusammen waren. Dieser Inspektor hat schon Recht. Es könnte ein Anschlag auf Bely gewesen sein. Vielleicht haben die Typen den ganzen Tag auf den richtigen Moment gewartet. So klingt es jedenfalls in meinen Ohren.«

»Aber wir wissen es nicht.«

»Miles, Sie haben Bely doch erst vor ein paar Tagen kennen gelernt. Sie wissen doch gar nichts über ihn. Hier sterben Tag für Tag Menschen, und das aus den unterschiedlichsten Gründen.«

Lord betrachtete die dunklen Flecken auf seinem Mantel und musste erneut an AIDS denken. Der Kellner kam mit seinem Drink, und Hayes schob dem Mann ein paar Rubel hin. Lord holte tief Luft und kippte einen kräftigen Schluck hinunter, um sich zu beruhigen. Er hatte russischen Wodka immer schon gemocht, weil er einfach der beste war. »Wollen wir mal hoffen, dass Bely HIV-negativ ist. Ich habe immer noch sein Blut an mir.« Er stellte sein Glas ab. »Meinen Sie, ich sollte das Land verlassen?«

»Möchten Sie das?«

»Verdammt, nein. Hier wird gerade Geschichte geschrieben, da kann ich mich doch nicht einfach aus dem Staub machen. Das ist eine Sache, die ich noch meinen Enkeln erzählen kann. Ich war dabei, als der russische Zar seinen Thron zurückerhielt.«

»Dann sollten Sie besser nicht gehen.«

Noch ein Schluck Wodka. »Andererseits möchte ich meine Enkel ganz gerne noch erleben.«

»Wie sind Sie eigentlich entkommen?«

»Ich bin gerannt wie der Teufel. Und hab mir dabei komischerweise mit meinem Großvater und der Waschbärenjagd Mut gemacht.«

Hayes' Gesicht verriet Neugierde.

»Das war in den Vierzigerjahren in den Südstaaten ein Zeitvertreib der Rassisten. Man schleppte einen Nigger in den Wald, ließ die Bluthunde ausgiebig an ihm schnupern und gab ihm dann dreißig Minuten Vorsprung.« Ein weiterer Schluck Wodka. »Aber die Arschlöcher haben meinen Opa nie gekriegt.«

»Möchten Sie, dass ich Ihnen einen Leibwächter besorge?«, fragte Hayes.

»Gute Idee.«

»Ich würde Sie gern hier in Moskau behalten. Uns erwartet vermutlich ein hartes Stück Arbeit, und dafür brauche ich Sie.«

Lord wollte auch selbst gerne bleiben. Also redete er sich ein, dass Hängelid und Cro-Magnon ihn nur aufs Korn genommen hatten, weil er den Mord an Bely beobachtet hatte. Er war ein Augenzeuge, nichts weiter. Das war schon alles. Welchen Grund könnten die beiden sonst gehabt haben? »Ich habe all meine Sachen im Archiv gelassen. Ich dachte, ich geh nur schnell was essen.«

»Ich rufe an und lasse alles rüberbringen.«

»Nein. Ich denke, ich dusche erst mal und hol die Sachen dann selber. Ich hab ohnehin noch zu tun.«

»Haben Sie was Bestimmtes im Auge?«

»Eigentlich nicht. Ich versuche nur, Zusammenhänge zu erkennen. Wenn ich auf etwas Konkretes stoße, sage

ich Ihnen Bescheid. Arbeit ist jetzt die beste Ablenkung.«

»Was ist mit morgen? Können Sie das Briefing übernehmen?«

Der Kellner kam mit einem neuen Glas Wodka.

»Klar doch.«

Hayes lächelte. »Das ist die richtige Einstellung. Ich wusste ja, dass Sie ein zäher Bursche sind.«

4

14.30 Uhr

Hayes bahnte sich seinen Weg durch die Masse von Pendlern, die aus der U-Bahn strömten. Bahnsteige, die gerade noch leer waren, wimmelten nun von Tausenden von Moskauern. Sie alle steuerten auf die vier Rolltreppen zu, die, fast hundert Meter lang, aus der Tiefe nach oben führten. Allein der Anblick war beeindruckend, doch mehr noch faszinierte Hayes die Stille. So war es immer. Nichts als Schuhsohlen auf Stein und das Geraschel sich streifender Mäntel. Mitunter ertönte auch die eine oder andere Stimme, aber alles in allem wirkte die Prozession von acht Millionen Menschen, die jeden Morgen in das belebteste U-Bahn-Netz der Welt hinein- und jeden Abend wieder herausströmten, reichlich schwermütig.

Die Metro war in den Dreißigerjahren als Stalins Vorzeigeobjekt gebaut worden – ein protziges Unterfangen, das die Errungenschaften des Sozialismus in Form des

umfangreichsten und längsten Tunnelsystems in der Geschichte der Menschheit vor aller Welt demonstrieren sollte. Die einzelnen Stationen dieser Untergrundbahn stellten wahre Kunstwerke dar und waren großzügig mit Stuckverzierungen, neoklassizistischen Marmorpeilern, Kronleuchtern, Gold und Glas verziert worden. Niemand hatte damals nach den Kosten für Bau oder Unterhalt gefragt. Der Preis für diesen Größenwahn war nun ein unverzichtbares Nahverkehrssystem, das Jahr für Jahr Milliarden Rubel verschlang, während die Einnahmen sich nur auf ein paar Kopeken pro Fahrt beliefen.

Jelzin und seine Nachfolger hatten versucht, die Fahrpreise zu erhöhen, aber die öffentliche Empörung war so gewaltig gewesen, dass sie klein beigegeben hatten. Genau das war der Fehler gewesen, dachte Hayes. Zu viel Populismus für ein so wankelmütiges Volk wie die Russen. Ob einer das Richtige tat oder nicht, war im Grunde zweitrangig, mangelnde Entschlossenheit aber war tödlich. Hayes war fest davon überzeugt, dass die Russen ihre Führung weit mehr respektiert hätten, wenn diese die Fahrpreise einfach erhöht und jeden öffentlichen Protest mit Waffengewalt niedergeschlagen hätte. Das war die Lektion, die viele russische Zaren und kommunistische Ministerpräsidenten nie richtig gelernt hatten, am wenigsten Nikolaus II. und Michail Gorbatschow.

Hayes trat von der Rolltreppe und folgte der Menge durch schmale Türen hinaus in den frischen Nachmittag. Er befand sich nördlich der Moskauer Innenstadt, jenseits der chronisch überlasteten vierspurigen Straße, die ringförmig um das Zentrum verlief und ironischerweise Gar-

tenring hieß. Die U-Bahn-Station hier – ein heruntergekommener, ovaler Flachdachbau aus Backstein und Glas – war keines jener Vorzeigeobjekte Stalins. Überhaupt hatte die ganze Gegend nicht die geringste Chance, in einen Reiseführer aufgenommen zu werden. Am Eingang der Station reihten sich ausgemergelte Männer und Frauen mit verfilztem Haar, grauer Haut und übel riechenden Kleidern, die von Toilettenartikeln über Raubkopien von CDs bis hin zu getrocknetem Fisch alles Mögliche verhökerten, um ein paar Rubel oder noch besser US-Dollar zu ergattern. Er fragte sich oft, ob tatsächlich jemand die verschrumpelten, salzigen Fischkadaver kaufte, die fast noch schlimmer aussahen, als sie rochen. Das einzige Gewässer, das in erreichbarer Nähe zum Fischen einlud, war die Moskwa, und nach allem, was Hayes über die sowjetischen und russischen Müllentsorgungsmethoden wusste, käme dabei wohl noch ganz anderes als nur Fisch auf den Teller.

Ganz in Gedanken knöpfte er seinen Mantel zu, schob sich zwischen anderen Passanten den holprigen Gehsteig entlang und bemühte sich, so unauffällig wie möglich zu wirken. Er hatte seinen Anzug gegen eine olivgrüne Cordhose, ein dunkles Baumwollhemd und schwarze Turnschuhe ausgetauscht. Wer auch nur andeutungsweise etwas wie westliche Kleidung trug, brauchte sich nicht zu wundern, wenn er Probleme bekam.

Endlich fand er den Klub, den man ihm beschrieben hatte, mitten in einem heruntergekommenen Häuserblock zwischen einer Bäckerei, einem Lebensmittelgeschäft, einem Plattenladen und einer Eisdiele. Keinerlei Plakat wies auf ihn hin, nur ein kleines Schild, das poten-

ziellen Besuchern auf Kyrillisch aufregende Unterhaltung versprach.

Das Innere war ein schwach beleuchteter rechteckiger Raum. Vergeblich hatte man mit einer billigen Nussbaumvertäfelung versucht, so etwas wie Atmosphäre zu schaffen. In der warmen Luft hing blauer Dunst. Die Mitte des Raums wurde von einem riesigen Labyrinth aus Sperrholz eingenommen. Hayes hatte diese Neuheit zuvor schon im Zentrum in den schickeren Klubs der Neureichen gesehen. Dort waren es neonfarbene Monstrositäten aus Ziegelstein und Marmor, während hier eine Arme-Leute-Version stand, gefertigt aus nackten Brettern und beleuchtet von Neonröhren, die ein kaltes blaues Licht warfen.

Eine Gruppe von Männern umlagerte das Labyrinth. Es war nicht die Art von Typen, die sich in den feineren Etablissements trafen, um Lachs, Hering und Rote-Bete-Salat zu verspeisen, während bewaffnete Türsteher den Eingang bewachten und in einem Nebenzimmer Tausende von Dollars bei Roulette oder Blackjack den Besitzer wechselten. Schon der Eintritt in einen solchen Klub konnte leicht zweihundert Rubel kosten. Für die Männer hier – allem Anschein nach Arbeiter aus den nahen Fabriken und Gießereien – entsprachen zweihundert Rubel einem halben Jahreslohn.

»Höchste Zeit«, sagte Felix Oleg auf Russisch.

Hayes hatte den Polizeiinspektor nicht kommen sehen, denn seine ganze Aufmerksamkeit war auf das Labyrinth gerichtet gewesen. Er wies auf die Menge und fragte: »Was ist denn hier so spannend?«

»Das werden Sie schon sehen.«

Hayes trat näher und sah, dass das, was er für eine Einheit gehalten hatte, in Wirklichkeit drei ineinander verschachtelte Labyrinth waren. Aus kleinen Türen am hinteren Ende sprangen drei Ratten herein. Die Nager schienen genau zu wissen, was von ihnen erwartet wurde, und rannten furchtlos vorwärts, vom Geheul und Gebrüll der Zuschauer angefeuert. Als allerdings einer der Zuschauer gegen die Sperrholzwand schlug, tauchte aus dem Nichts ein stämmiger Mann mit den Unterarmen eines Preisboxers auf und verwarnte ihn.

»Die Moskauer Version des Kentucky Derby«, erklärte Oleg.

»Geht das den ganzen Tag so?«

Die Ratten rasten um die Ecken.

»Und ob, verdammt. Das bisschen, was die Leute verdienen, hauen sie hier auf den Kopf.«

Eine der Ratten überquerte schließlich die Ziellinie, und einige Männer brachen in Jubel aus. Hayes fragte sich, was eine gewonnene Wette wohl einbrachte, beschloss dann aber, zum geschäftlichen Teil überzugehen. »Ich möchte wissen, was da heute passiert ist.«

»Der Schwarze ist wie eine Ratte durch die Straßen gerannt. Verdammt schnell.«

»Er hätte gar nicht erst die Chance bekommen dürfen zu rennen.«

Oleg kippte einen Schluck des wasserklaren Schnapses in seinem Glas hinunter. »Anscheinend haben die Jungs daneben geschossen.«

Die Zuschauer beruhigten sich allmählich und bereite-

ten sich auf das nächste Rennen vor. Hayes führte Oleg zu einem leeren Tisch in einer der hinteren Ecken. »Ich bin nicht in Stimmung für solche Scherze, Oleg. Es war abgemacht, dass er ins Gras beißt. Kann das wirklich so schwer zu bewerkstelligen sein?«

Oleg nippte noch einmal an seinem Glas und behielt den Schnaps einen Moment lang im Mund, bevor er schluckte. »Wie gesagt, die Idioten haben daneben geschossen. Und als sie ihn dann jagten, entkam Ihr Mr. Lord. Der Knabe soll recht einfallsreich sein. War nicht ganz einfach, aus dem ganzen Gebiet für die paar Minuten sämtliche Polizeistreifen abzuziehen. Die Jungs hatten freie Bahn. Aber statt ihn abzuknallen, töteten sie drei russische Staatsbürger.«

»Und ich dachte, Ihre Leute wären Profis.«

Oleg lachte. »Schwachköpfe, ja. Aber Profis? Wohl kaum. Das sind Gangster. Was haben Sie erwartet?« Oleg leerte sein Glas. »Wollen Sie, dass wir es nochmal versuchen?«

»Verdammt, nein. Im Gegenteil: Ich will, dass Lord kein Haar gekrümmt wird.«

Oleg erwiderte nichts, doch sein Blick machte deutlich, dass er sich nicht gerne von einem Ausländer herumkommandieren ließ.

»Lassen Sie es bleiben. Es war von Anfang an eine bescheuerte Idee. Lord glaubt, dass es ein Anschlag auf Bely war. Gut so. Lassen wir ihn in dem Glauben. Wir können uns nicht leisten, noch mehr Aufmerksamkeit zu erregen.«

»Die Gangster meinten, Ihr Anwalt habe sich wie ein Profi verhalten.«

»Er war im College ein klasse Sportler. Football und Leichtathletik. Aber zwei Kalaschnikows hätten das eigentlich aufwiegen müssen.«

Oleg lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Vielleicht sollten Sie die Sache selbst in die Hand nehmen.«

»Vielleicht tue ich das auch. Aber fürs Erste sorgen Sie dafür, dass diese Idioten sich ruhig verhalten. Sie haben ihre Chance gehabt. Ich will keinen weiteren Anschlag. Und sagen Sie den Typen: Wenn sie sich nicht an diese Order halten, werden ihnen die Leute, die ihre Bosse dann zu ihnen schicken, gar nicht gefallen.«

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Als ich klein war, haben wir reiche Leute gejagt und gequält, jetzt werden wir dafür bezahlt, sie zu beschützen.« Er spuckte auf den Boden. »Das ist doch zum Kotzen.«

»Wer hat was von reich gesagt?«

»Bilden Sie sich vielleicht ein, dass ich nicht weiß, was hier abläuft?«

Hayes beugte sich näher. »Einen Scheißdreck wissen Sie, Oleg. Tun Sie sich selber den Gefallen und stellen Sie nicht zu viele Fragen. Führen Sie einfach Ihre Befehle aus. Das ist wesentlich bekömmlicher für Ihre Gesundheit.«

»Scheiß-Ami. Die ganze Welt steht Kopf. Ich weiß noch, wie ihr Amis damals bei jeder Ausreise gezittert habt, ob wir euch überhaupt noch mal rauslassen. Und jetzt gehören wir praktisch euch.«

»So ändern sich die Zeiten. Wer sich nicht anpasst, bleibt auf der Strecke. Sie wollen doch mitspielen, oder? Dann tun Sie's. Aber das heißt gehorchen.«

»Machen Sie sich um mich mal keine Gedanken, Herr

Anwalt. Aber was wird aus Ihrem Problem mit diesem Lord?«

»Das ist jetzt nicht mehr Ihre Sache. Mit Lord werde ich schon fertig.«

5

15.35 Uhr

Lord war wieder im russischen Archiv, einem düsteren Granitgebäude, das einst als Institut für Marxismus-Leninismus gedient hatte. Nun war es das »Zentrum für die Aufbewahrung und das Studium von Dokumenten der Zeitgeschichte« und als solches ein weiterer Beleg für die russische Neigung zu ebenso umständlichen wie überflüssigen Titeln.

Bei seinem ersten Besuch hatte er verblüfft feststellen müssen, dass auf dem Giebelfeld vor dem Haupteingang noch immer Bildnisse von Marx, Engels und Lenin standen und in großen Lettern der Aufruf VORWÄRTS ZUM SIEG DES KOMMUNISMUS prangte. Ansonsten hatte man landesweit – in jeder Stadt, jeder Straße und jedem Gebäude – alles, was an die Sowjetzeit erinnerte, beseitigt und durch den doppelköpfigen Adler ersetzt, der dreihundert Jahre lang für die Romanow-Dynastie gestanden hatte. Die Leninstatue aus rotem Granit war, wie man ihm erklärt hatte, eine der letzten noch verbliebenen in ganz Russland.

Nach einer heißen Dusche und einem weiteren Wodka hatte er sich wieder einigermaßen beruhigt. Er trug den Ersatzanzug, den er aus Atlanta mitgebracht hatte, Anthrazit mit einem dezenten Streifenmuster. Für die hektischen Wochen, die vor ihm lagen, reichte ein einziger Anzug allerdings nicht, und so würde er in den nächsten Tagen wohl in einem russischen Geschäft einen weiteren kaufen müssen.

Vor dem Niedergang des Kommunismus hatte man das Archiv als viel zu ketzerisch erachtet, um es der Öffentlichkeit zugänglich zu machen; nur die strammsten Kommunisten hatten Zutritt gehabt. Und noch immer durfte es längst nicht jeder nutzen. Warum dem so war, sollte Lord erst später begreifen. Auf den Regalen standen überwiegend mehr oder weniger uninteressante persönliche Dokumente – Bücher, Briefe, Tagebücher, Regierungsakten und anderes unveröffentlichtes Material, harmlos und ohne jede historische Bedeutung. Zu allem Überfluss gab es keinerlei Register, sondern lediglich eine grobe Einteilung nach Jahr, Autor oder geografischer Herkunft – und zwar derart chaotisch, als wolle man die Benutzer eher verwirren denn auf den richtigen Weg führen. Anscheinend wollte niemand, dass Licht ins Dunkel der Geschichte gebracht wurde.

Und es gab kaum jemanden, der behilflich sein konnte.

Die Archivare waren Überbleibsel aus dem Sowjetregime und somit Teil der Parteihierarchie, die einst Privilegien genossen hatte, von denen der gewöhnliche Moskauer kaum zu träumen gewagt hätte. Und obwohl die Partei nicht mehr existierte, hatte sich hier ein Kader loy-

aler älterer Frauen gehalten, von denen viele, wie Lord annahm, am liebsten eine Rückkehr zur totalitären Ordnung gesehen hätten. Ihr Mangel an Hilfsbereitschaft war auch der Grund gewesen, warum er Artemy Bely um Unterstützung gebeten hatte, und so hatte er in den letzten paar Tagen mehr erreicht als in den Wochen zuvor.

Nur ein paar wenige Menschen bewegten sich zwischen den Metallregalen hin und her. Die meisten Akten, insbesondere die über Lenin, waren einst in unterirdischen Gewölben hinter Stahltüren gesichert gewesen. Erst Jelzin hatte Schluss gemacht mit dieser Heimlichtuerei und angeordnet, alles nach oben zu schaffen und das Gebäude auch Forschern und Journalisten zugänglich zu machen.

Aber nicht unbegrenzt.

Ein großer Teil blieb weiter unter Verschluss – die so genannten »schutzwürdigen Akten«, die weiterhin als streng geheim galten. Lords Mitgliedschaft in der Zarenkommission wog jedoch schwerer als alle vermeintlichen Staatsgeheimnisse von früher. Der Ausweis, den Hayes ihm beschafft hatte, gestattete ihm zu suchen, wo immer er es für erforderlich hielt, auch in den »schutzwürdigen Akten«.

Er setzte sich an den für ihn reservierten Tisch und zwang sein Gehirn, sich auf die vor ihm ausgebreiteten Seiten zu konzentrieren. Seine Aufgabe bestand darin, Stefan Baklanows Anspruch auf den Zarenthron zu untermauern. Baklanow, ein gebürtiger Romanow, war der führende Kandidat der Zarenkommission. Er besaß darüber hinaus engste Verbindungen zu westlichen Unternehmen, von denen viele zum Kundenkreis von Pridgen & Woodworth

zählten. Hayes hatte Lord ins Archiv geschickt, um sicherzustellen, dass nichts und niemand Baklanows Anspruch auf den Thron in die Quere kam. Eine offizielle Untersuchung oder womöglich gar Hinweise darauf, dass Baklanows Familie im Zweiten Weltkrieg mit den Deutschen sympathisiert hatte, konnte man derzeit wirklich nicht gebrauchen – mit anderen Worten: Nichts durfte Stefan Baklanows Loyalität zu Russland und seine Liebe zum russischen Volk in Frage stellen.

Lords Arbeit hatte ihn auf die Spur Nikolaus' II. des letzten russischen Zaren, geführt und zu den Ereignissen, die sich am 16. Juli 1918 in Sibirien abgespielt hatten. In den vergangenen Wochen hatte er zahlreiche veröffentlichte und etliche unveröffentlichte Darstellungen der damaligen Ereignisse gelesen. Sie alle waren bestenfalls als widersprüchlich zu bezeichnen. Jeder einzelne dieser Berichte musste eingehend untersucht werden, um offensichtliche Unwahrheiten aufzuspüren und Fakten so zusammenzufügen, dass sie ein brauchbares Bild ergaben. Aus seinem ständig wachsenden Berg von Notizen ließ sich allmählich entnehmen, was in jener schicksalhaften Nacht der russischen Geschichte wirklich passiert war.

Nikolaus erwachte aus tiefem Schlaf. Ein Soldat stand über ihn gebeugt. In den letzten Monaten hatte er nur selten wirklich Schlaf gefunden, und so war er verärgert über die Störung. Aber er konnte nichts dagegen tun. Einst war er der Zar von ganz Russland gewesen, Nikolaus II. der Vertreter des Allmächtigen auf Erden. Doch vor einem Jahr, im vergangenen März, hatte man ihn gezwungen, etwas zu tun,

was für einen gottgleichen Monarchen undenkbar war: Er hatte sich der Gewalt beugen und abdanken müssen. Die provisorische Regierung, die die Macht übernahm, bestand vorwiegend aus liberalen Abgeordneten der Duma und einer Koalition aus radikalen Sozialisten. Diese Interimsregierung sollte bis zur Wahl einer verfassungsgebenden Versammlung im Amt bleiben, doch die Deutschen hatten Lenin in der Hoffnung auf eine Destabilisierung Russlands die Durchreise durch ihr Staatsgebiet gestattet.

Diese Rechnung war aufgegangen.

Vor zehn Monaten hatte Lenin die schwache provisorische Regierung gestürzt – ein Akt, den Nikolaus' Wächter stolz »Oktoberrevolution« nannten.

Warum hatte sein Vetter, der deutsche Kaiser, ihm das angetan? Hasste er ihn denn so sehr? War ihm der Sieg im Weltkrieg so wichtig, dass er bereit war, eine Herrscherdynastie dafür zu opfern?

Es sah ganz danach aus.

Nur zwei Monate nach der Machtergreifung unterzeichnete Lenin erwartungsgemäß einen Waffenstillstand mit den Deutschen, und Russland zog sich aus dem Großen Krieg zurück, so dass die Alliierten sich nicht mehr auf eine Ostfront stützen konnten, die einen Großteil der vorrückenden deutschen Truppen hätte binden können. Großbritannien, Frankreich und die Vereinigten Staaten waren davon naturgemäß wenig begeistert. Nikolaus war klar, welch gefährliches Spiel Lenin da spielte. Er versprach den Menschen Frieden, um ihr Vertrauen zu gewinnen, musste diesen Frieden aber hinauszögern, um die Alliierten zu beschwichtigen, und zugleich vermeiden, seinen wahren Ver-

bündeten, den deutschen Kaiser, vor den Kopf zu stoßen. Der fünf Monate zuvor unterzeichnete Vertrag von Brest-Litowsk war eine einzige Katastrophe. Deutschland bekam ein Viertel des russischen Territoriums zugesprochen und fast ein Drittel seiner Bevölkerung – ein Ergebnis, das, wie es hieß, auf großen Unmut gestoßen war. Seinen Wächtern zufolge hatten sich alle Feinde der Bolschewisten schließlich unter einem gemeinsamen weißen Banner zusammengeschlossen, auf das man sich wegen des Kontrasts zur roten Fahne der Kommunisten geeinigt hatte. Ein Teil der Rekruten fühlte sich bereits zu den Weißen hingezogen – vor allem Bauern, die noch immer kein eigenes Land erhalten hatten.

Und nun tobte ein Bürgerkrieg.

Weiß gegen Rot.

Er selbst aber war nur noch Bürger Romanow, Gefangener der roten Bolschewiken.

Herrscher über niemanden.

Zusammen mit seiner Familie war er zunächst im Alexanderpalast von Zarskoje Selo unweit von St. Petersburg festgehalten worden. Dann hatte man sie ins zentralrussische Tobolsk gebracht, eine an einem Fluss gelegene Stadt mit weiß getünchten Kirchen und Blockhütten. Die Bewohner dort hatten dem gestürzten Zaren und seiner Familie offen ihre Treue und ihren Respekt bekundet. Tag für Tag hatten sie sich in großer Zahl vor dem Haus versammelt, in dem die Zarenfamilie untergebracht war, um vor ihnen den Hut zu ziehen und sich zu bekreuzigen. Kaum ein Tag verging, ohne dass sie Kuchen, Kerzen und Ikonen brachten. Selbst ihre Wächter, Angehörige des ehrwürdigen Schützen-

regiments, hatten sich freundlich gezeigt, sich mit ihnen unterhalten und mit ihnen Karten gespielt. Sie hatten Bücher und Zeitschriften bekommen und durften Briefkontakte pflegen. Das Essen war hervorragend gewesen, und sie hatten jegliche Annehmlichkeiten genossen.

Alles in allem kein schlechtes Gefängnis.

Dann, vor achtundsiebzig Tagen, ein weiterer Umzug.

Diesmal hierher, nach Jekaterinburg am Osthang des Ural, tief im von den Bolschewiken dominierten Herzen von Mütterchen Russland. Zehntausende von Rotarmisten bevölkerten die Straßen, und auch die Einheimischen waren zutiefst antizaristisch eingestellt. Das Haus eines wohlhabenden Kaufmanns namens Ipatiew war beschlagnahmt und in ein provisorisches Gefängnis umgewandelt worden. Nikolaus hatte gehört, wie es als »Haus für Sonderzwecke« bezeichnet worden war. Seine Bewacher hatten einen hohen Holzzaun errichtet, das Fensterglas mit Kalk bestrichen und die Fensteröffnungen mit Eisengittern versehen. Auf das Öffnen der Fenster stand Tod durch Erschießen. Von Zimmern, Waschräumen und Toiletten waren sämtliche Türen entfernt worden. Nikolaus hatte mit anhören müssen, wie seine Familie beschimpft wurde, und musste die unzüchtigen Wandschmierereien, die seine Frau mit Rasputin darstellten, kommentarlos erdulden. Am Vortag hätte er sich beinahe mit einem der unverschämten Drecksäcke geprügelt. Der Wächter hatte auf die Wand im Schlafzimmer seiner Töchter einen besonders ekelhaften Spruch gekritzelt: Der große Zar im Bett betrogen, am Pimmelchen vom Thron gezogen.

Genug, dachte er.

»Wie spät ist es?«, fragte er den über ihm stehenden Wachposten.

»Zwei Uhr morgens.«

»Was ist denn los?«

»Wir müssen umziehen. Die Weiße Armee nähert sich der Stadt. Ein Angriff steht bevor. Es wäre in den oberen Zimmern zu gefährlich, falls es zu Schießereien in den Straßen kommt.«

Die Nachricht versetzte Nikolaus in große Erregung. Immer wieder hatte er etwas vom Geflüster der Wächter aufgeschnappt: Die Weiße Armee nahm auf dem Vormarsch durch Sibirien eine Stadt nach der anderen ein und eroberte immer mehr Gebiete von den Roten zurück. Seit Tagen schon war in der Ferne das Donnern von Artilleriefeuer zu hören. Das Geräusch hatte ihm wieder Hoffnung verliehen. Vielleicht kamen seine Generäle nun endlich zu seiner Rettung, und alles käme wieder ins Lot.

»Aufstehen und anziehen«, befahl der Wachposten.

Der Mann zog sich zurück, und Nikolaus weckte seine Frau. Sein Sohn Alexej schlief in einem Bett am hinteren Ende des einfachen Schlafzimmers.

Er und Alexej zogen wortlos ihre Uniformen an, während Alexandra sich ins Zimmer ihrer Töchter zurückzog. Unglücklicherweise konnte Alexej nicht laufen. Vor zwei Tagen hatte er eine weitere Blutung erlitten, sodass Nikolaus den Dreizehnjährigen nun behutsam in den Flur tragen musste.

Dann erschienen auch seine vier Töchter.

Sie trugen jede einen schlichten schwarzen Rock und eine weiße Bluse, und hinter ihnen humpelte ihre Mutter am Stock herein. Seine Herzallerliebste konnte kaum noch lau-

fen; der Hüftschmerz, an dem sie schon seit ihrer Kindheit litt, hatte sich immer weiter verschlimmert. Die ständige Angst um Alexej hatte ihr die Gesundheit geraubt; ihr einstmals kastanienbraunes Haar war ergraut, und das liebevolle Leuchten ihrer Augen, das ihn schon damals in ihrer Jugend, als sie sich zum ersten Mal begegneten, so in ihren Bann gezogen hatte, war erloschen. Ihr Atem ging schnell, oft als schmerzhaftes Keuchen, und hin und wieder liefen ihre Lippen blau an. Sie klagte über Herz- und Rückenschmerzen, aber er fragte sich, ob diese real waren oder lediglich von dem unaussprechlichen Kummer herrührten, dass jeder Tag der letzte im Leben ihres Sohnes sein mochte.

»Was ist denn los, Papa?«, fragte Olga.

Sie war zweiundzwanzig, seine Erstgeborene. In vielerlei Hinsicht ähnelte sie ihrer Mutter: nachdenklich und intelligent, aber mitunter auch schwermütig und mürrisch.

»Vielleicht sind wir bald gerettet«, sagte er.

Die Erregung ließ ihr hübsches Gesicht aufleuchten. Ihre Schwester Tatjana, ein Jahr jünger als sie, und die zwei Jahre jüngere Maria eilten mit Kissen in den Händen herbei. Tatjana war groß und stattlich – sie alle nannten sie Gouvernante – und der Liebling ihrer Mutter. Maria, hübsch, sanftmütig und großäugig, hatte ein kokettes Wesen. Ihr größter Wunsch war, einen russischen Soldaten zu heiraten und ihm zwanzig Kinder zu gebären. Seine mittleren Töchter hatten mitbekommen, was er gesagt hatte.

Er gebot ihnen zu schweigen.

Anastasia, siebzehn, blieb bei ihrer Mutter, in den Armen King Charles, den Cockerspaniel, den zu behalten ihre Bewacher ihr erlaubt hatten. Sie war klein und stämmig, galt

als aufsässig und war immer für einen Streich zu haben, doch ihren bezaubernden blauen Augen hatte er noch nie widerstehen können.

Die übrigen vier Gefangenen schlossen sich ihnen rasch an.

Dr. Botkin, Alexejs Leibarzt; Trupp, Nikolaus' Kammerdiener; Demidowa, Alexandras Zofe. Und Charitonow, der Koch. Auch Demidowa trug ein Kissen im Arm, aber ein ganz besonderes, wie Nikolaus wusste. Tief in seinen Federn vernäht war eine Schatulle mit Edelsteinen, und Demidowa hatte die Anweisung, das Kissen niemals aus den Augen zu lassen. Alexandra und die Mädchen hatten ebenfalls Schätze in ihren Korsetts versteckt: Diamanten, Smaragde, Rubine und Perlenketten.

*Alexandra humpelte zu ihrem Gemahl und fragte:
»Weißt du, was los ist?«*

»Die Weißen sind nah.«

In ihrem müden Gesicht zeichnete sich Erstaunen ab. »Ist das möglich?«

»Hierher, bitte«, erklang eine vertraute Stimme aus dem Treppenhaus.

Nikolaus wandte sich Jurowski zu.

Der Mann war zwölf Tage zuvor mit einer Schwadron der bolschewistischen Geheimpolizei eingetroffen und hatte den vorherigen Kommandanten und seine undisziplinierten Wachen aus der Arbeiterschaft ersetzt. Zunächst schien dies eine Veränderung zum Guten, doch bald erkannte Nikolaus, dass die neuen Männer Berufssoldaten waren. Vielleicht sogar Magyaren, Kriegsgefangene aus dem österreichisch-ungarischen Heer, angeheuert von den Bolschewiken für jene Dienste, die Russen zuwider waren. Jurowski war ihr Anfüh-

rer. Ein finsterer Mann mit schwarzem Haar, schwarzem Bart und bärbeißigem Gebaren. Er gab seine Befehle ruhig und erwartete, dass sie unverzüglich befolgt wurden. Sie hatten ihm den Spitznamen »Kommandant Ochs« gegeben, und Nikolaus hatte schon bald den Eindruck gewonnen, dass es diesem Teufel Spaß machte, andere zu tyrannisieren.

»Wir müssen uns beeilen«, erklärte Jurowski. »Wir haben nicht viel Zeit.«

Nikolaus forderte die anderen auf, still zu sein, und sie folgten ihm die hölzerne Treppe hinab ins Erdgeschoss. Alexej schlief fest, den Kopf an seine Schulter gelehnt.

Sie wurden nach draußen und über einen Hof zu einem im Souterrain gelegenen Raum gebracht, der ein einziges Bogenfenster hatte. Die Streifentapete an den Wänden war schmutziggelb, Möbel gab es keine.

»Ihr wartet hier, bis die Wagen kommen«, erklärte Jurowski.

»Wo fahren wir hin?«, fragte Nikolaus.

»Fort«, antwortete ihr Bewacher nur.

»Keine Stühle?«, fragte Alexandra. »Können wir uns nicht setzen?«

Jurowski zuckte die Achseln und gab einem seiner Männer einen Befehl. Zwei Stühle wurden gebracht. Alexandra nahm sich einen, und Maria steckte ihrer Mutter ihr Kissen hinter den Rücken. Nikolaus setzte Alexej auf den anderen Stuhl, und Tatjana versuchte, es dem Jungen mit ihrem Kissen so bequem wie möglich zu machen. Die Demidowa drückte weiter ihr Kissen an die Brust.

Aus der Ferne drang wieder das Grollen von Artillerie herüber. Nikolaus schöpfte neue Hoffnung.

Jurowski sagte: »Wir müssen euch fotografieren. Manche glauben, ihr wärt entkommen. Stellt euch hier auf.«

Jurowski wies jedem seinen Platz zu. Am Ende hatten die Töchter hinter ihrer sitzenden Mutter Aufstellung genommen, Nikolaus stand neben Alexej und die vier Bediensteten, hinter ihm. In den vergangenen sechzehn Monaten hatte man schon viele merkwürdige Dinge von ihnen verlangt. Und nun weckte man sie mitten in der Nacht für ein Foto, um sie anschließend wieder woandershin zu bringen. Als Jurowski das Zimmer verließ und die Tür hinter sich schloss, sagte keiner ein Wort.

Einen Augenblick später sprang die Tür wieder auf.

Aber es trat kein Fotograf mit Stativ und Kamera trat ein, sondern Jurowski und elf mit Revolvern bewaffnete Männer. Die rechte Hand hatte der Russe in der Hosentasche, in der linken hielt er ein Blatt Papier.

Er begann vorzulesen.

»Angesichts der Tatsache, dass eure Verwandten ihre Angriffe gegen Sowjetrußland weiterführen, hat das Exekutivkomitee des Ural entschieden, euch hinzurichten.«

Wegen eines lärmenden Fahrzeugs vor dem Gebäude konnte Nikolaus ihn nicht verstehen. Seltsam. Er sah seine Familie an, bevor er sich an Jurowski wandte: »Was? Wie bitte?«

Der Russe verzog keine Miene. Im selben monotonen Singsang wie zuvor wiederholte er seine Erklärung. Dann zog er seine rechte Hand aus der Tasche.

Nikolaus sah die Waffe.

Einen Revolver.

Die Mündung näherte sich seinem Kopf.

Immer, wenn er etwas über jene Nacht las, wurde Lord flau im Magen. Er versuchte, sich vorzustellen, wie es gewesen sein musste, als die ersten Schüsse fielen. Welche Angst sie gehabt haben mussten, nur noch den Tod vor Augen.

Eine Bemerkung in den »schützenswerten Akten« hatte ihn wieder auf jenes Ereignis gebracht. Vor zehn Tagen war er zufällig auf eine Notiz gestoßen, in alter kyrillischer Schrift auf ein brüchiges Blatt Papier gekritzelt, die schwarze Tinte kaum mehr lesbar. Er hatte das Papier in einer zugenähten, karmesinroten Ledertasche entdeckt. Ein Etikett auf der Tasche besagte: ERHALTEN AM 10. JULI 1925. NICHT VOR DEM 1. JANUAR 1950 ÖFFNEN. Ob diese Anweisung befolgt worden war, ließ sich nicht mehr feststellen.

Er griff in seine Aktentasche und fand die von ihm sorgfältig übersetzte Kopie. Das Schreiben war auf den 10. April 1922 datiert.

Die Sache mit Jurowski bereitet mir Sorgen. Ich glaube nicht, dass die Berichte aus Jekaterinburg genau der Wahrheit entsprechen, und die Information in Bezug auf Felix Jussupow bestätigt diese Zweifel. Schade, dass der Weißgardist, den Sie zum Reden brachten, nicht mehr sagen konnte. Vielleicht kann allzu viel Schmerz ja auch kontraproduktiv sein. Die Erwähnung von Kolja Maks finde ich interessant. Ich habe diesen Namen schon einmal gehört. Auch das Dorf

Starodug ist von zwei auf ähnliche Weise zum Reden gebrachten Weißgardisten erwähnt worden. Da ist mit Sicherheit irgendetwas im Busch, doch ich fürchte, mein Körper wird mich im Stich lassen, bevor ich es herausgefunden habe. Ich mache mir große Sorgen, was wohl aus unserem Werk wird, wenn ich nicht mehr da bin. Stalin macht mir Angst. Er hat etwas Unerbittliches an sich, trifft seine Entscheidungen vollkommen emotionslos. Falls er unsere junge Nation führen wird, fürchte ich ernsthaft um unseren Traum.

Ich frage mich, ob einer oder mehrere Mitglieder der Zarenfamilie aus Jekaterinburg entkommen sein könnten. Es sieht ja ganz danach aus. Genosse Jussupow scheint das jedenfalls anzunehmen. Vielleicht meint er, der nächsten Generation eine Gnadenfrist gewähren zu können. Womöglich war die Zarin gar nicht so dumm, wie wir alle dachten. Vielleicht ist ja am Gebrabbel des Starez mehr dran, als wir zunächst vermuteten. In den vergangenen Wochen kamen mir, wenn ich an die Romanows dachte, immer wieder Verse aus einem alten russischen Gedicht in den Sinn: Die Schwerter zerfielen zu Rost, die Ritter zu Staube. Ihre Seelen sind bei den Heil'gen wie unser Glaube.

Er und Artemy Bely waren beide davon überzeugt, dass das Dokument in Lenins Handschrift verfasst war. Das wäre keineswegs ungewöhnlich gewesen. Die Kommunisten hatten Tausende von Schriftstücken Lenins aufbewahrt. Dieses spezielle Dokument war allerdings nicht dort gefunden worden, wo es hätte sein sollen. Lord hatte es vielmehr unter Papieren entdeckt, die im Zweiten

Weltkrieg den Nazis in die Hände gefallen und erst später in die Sowjetunion zurückgeholt worden waren. Hitlers Armeen hatten bei ihrem Vordringen nicht nur russische Kunstschatze, sondern auch tonnenweise Archivmaterial mitgehen lassen. Erst als Stalin nach dem Krieg eine Kommission zur Rückführung der russischen Kulturgüter eingesetzt hatte, gelangten viele dieser Dokumente zurück nach Russland.

In der karmesinroten Ledertasche fand sich noch ein weiteres interessantes Dokument: ein einzelnes Blatt Pergament mit einem zarten Rand aus Blumen und Blättern. Das Schreiben war in englischer Sprache abgefasst, die Handschrift eindeutig weiblich.

28. Oktober 1916

Du geliebte Seele meiner Seele, mein Kleiner, süßer Engel, ich liebe dich so, immer zusammen, Nacht und Tag, ich fühle, was du durchmachst und dein armes Herz. Gott sei gnädig, gebe dir Stärke und Weisheit. Er wird dich nicht verlassen. Er wird helfen, dich entschädigen für dieses schreckliche Leiden und diese Trennung beenden in solch einer Zeit, wenn man zusammen sein muss.

Unser Freund ist gerade gegangen. Er hat unseren Kleinen wieder einmal gerettet. O gnädiger Jesus, dem Herrn sei Dank, dass wir ihn haben. Der Schmerz war grausam, mein Herz zerrissen von diesem Anblick, aber unser Kleiner schläft nun friedlich. Ich bin sicher, morgen ist er wieder gesund.

Ein solch schönes Wetter, keine Wolken. Das bedeutet, wir sollen zuversichtlich sein und hoffen; auch wenn alles

um uns pechschwarz erscheint, wacht doch der Herr über uns. Wir kennen nicht Seine Wege, wissen nicht, wie Er uns helfen wird, doch Er hört alle unsere Gebete. Unser Freund versichert das immer wieder.

Ich muss dir noch erzählen, dass unser Freund unmittelbar vor seinem Aufbruch einen ganz sonderbaren Krampfanfall hatte. Ich fürchtete schon, er könne krank sein. Was würde unser Kleiner nur ohne ihn tun? Er stürzte zu Boden und murmelte, er werde diese Welt noch vor dem neuen Jahr verlassen und sehe Berge von Leichen, mehrere Großherzöge und Hunderte von Grafen. Die Nawa werde rot sein von ihrem Blut, sagte er. Seine Worte machten mir Angst.

Zum Himmel schauend erklärte er mir, dass, falls er von Adligen ermordet werde, deren Hände fünfundzwanzig Jahre lang blutbefleckt bleiben würden. Sie würden Russland verlassen. Bruder werde sich gegen Bruder erheben, sie würden einander in ihrem Hass töten, und schließlich werde es keine Adligen im Land mehr geben. Und am beunruhigendsten war, wie er sagte, dass, falls einer unserer Verwandten ihn ermorde, keiner aus unserer Familie noch länger als zwei Jahre zu leben habe. Wir würden alle vom russischen Volk ermordet.

Er brachte mich dazu, dies unverzüglich aufzuschreiben. Dann meinte er, ich solle nicht verzweifeln. Es gäbe eine Erlösung. Derjenige, der die meiste Schuld auf sich geladen habe, werde seinen Irrtum erkennen und dafür sorgen, dass unser Blut wieder auferstehen werde. In der Tat grenzte sein hochtrabendes Gerede an Unsinn, und zum ersten Mal fragte ich mich, ob der Alkohol, nach dem er stank, sein Gehirn vernebelt haben mochte. Er wiederholte mehrfach, dass nur

ein Rabe und ein Adler Erfolg haben könnten, wo alle scheitern, und dass Tiere in ihrer Unschuld den Weg hüten und weisen würden. Ihr Urteilsspruch werde zuletzt über den Erfolg entscheiden. Gott der Herr, sagte er weiter, werde es möglich machen, über das Recht des Richtigen Gewissheit zu erlangen. Am verwirrendsten aber war seine Aussage, zwölf müssten sterben, bevor die Erneuerung vollendet sei.

Ich versuchte noch, ihm Genaueres zu entlocken, doch er verstummte und beharrte darauf, dass ich die Prophezeiung wortwörtlich niederschreibe und dir von seiner Vision berichte. Er sprach, als könne uns etwas zustoßen, aber ich versicherte ihm, unser Väterchen habe das Land fest im Griff. Das war ihm aber kein Trost, und so quälten mich seine Worte die ganze Nacht. O mein Schatz, ich halte Dich fest und lasse nie zu, dass jemand Deine leuchtende Seele verletzt. Ich küsse, küsse, küsse und segne Dich, der Du mich immer verstehst. Ich hoffe, Du kommst bald.

Dein Frauchen

Lord wusste, dass der Brief von Alexandra, der letzten russischen Zarin, verfasst war. Sie hatte über Jahrzehnte Tagebuch geführt. Dasselbe hatte auch ihr Mann Nikolaus getan, und so boten beide Tagebücher nach ihrem Tod völlig neue Einblicke in das Leben am Hof. Fast siebenhundert ihrer Briefe wurden nach ihrer Hinrichtung in Jekaterinburg gefunden. Er hatte auch andere Tagebuchauszüge und die meisten Briefe gelesen. Sie waren in mehreren jüngst veröffentlichten Büchern Wort für Wort abgedruckt worden, deshalb wusste er, dass mit »unser Freund« Rasputin gemeint war, da sowohl Alexandra als

auch Nikolaus davon ausgehen mussten, dass ihre Briefe von anderen gelesen wurden und niemand ihr uneingeschränktes Vertrauen in Rasputin teilte.

»So tief in Gedanken versunken«, sagte eine Stimme auf Russisch.

Er blickte auf.

An der anderen Seite des Tisches stand ein älterer Mann. Er hatte helle Haut und blassblaue Augen, einen schmalen Brustkorb und Sommersprossen an den Handgelenken. Sein Kopf war weitgehend kahl und der verbliebene Haarkranz nur ein grauer Flaum. Er trug eine Brille mit Stahlgestell und eine Fliege. Lord hatte den Mann schon öfter in den Akten stöbern sehen; er war einer von etlichen Leuten, die ebenso hart zu arbeiten schienen wie er selbst.

»Ach, ich war gerade in Gedanken im Jahr 1916. Diese Lektüre hier ist wie eine Zeitreise«, erklärte Lord auf Russisch.

Der ältere Mann lächelte. Lord schätzte ihn auf Ende fünfzig, wenn nicht gar Anfang sechzig.

»Da kann ich Ihnen nicht widersprechen. Das ist einer der Gründe, warum ich so gern hierher komme. Es erinnert mich an das, was einst war.«

Er fand den Mann auf Anhieb sympathisch und stand von seinem Tisch auf. »Ich bin Miles Lord.«

»Ich weiß, wer Sie sind.«

Lord war plötzlich misstrauisch, und ohne dass er es selbst merkte, sah er sich beunruhigt um.

Sein Gegenüber schien seine Angst zu spüren. »Ich versichere Ihnen, Mr. Lord, dass ich keine Bedrohung für Sie

darstelle. Ich bin einfach nur ein Historiker, der eine Pause braucht und auf ein Schwätzchen mit jemandem aus ist, der ähnliche Interessen pflegt.«

Lord entspannte sich. »Und woher kennen Sie meinen Namen?«

Der Mann lächelte. »Sie sind bei den weiblichen Angestellten hier nicht gerade beliebt. Die lassen sich nicht gern Anweisungen erteilen von einem Amerikaner ...«

»Und von einem schwarzen noch dazu?«

Wieder ein Lächeln. »Leider ist unser Land in Rassenfragen alles andere als fortschrittlich. Wir sind eine hellhäutige Nation. Aber Ihren Kommissionsausweis darf niemand ignorieren.«

»Und wer sind Sie?«

»Semjon Paschkow, Professor für Geschichte an der Moskauer Staatsuniversität.« Der Ältere reichte ihm die Hand, und Lord schüttelte sie. »Und wo ist der andere Herr, der Sie in den letzten paar Tagen begleitete? Ein Rechtsanwalt, glaube ich. Wir hatten ein kurzes Gespräch zwischen den Regalen.«

Lord überlegte, ob er mit einer Lüge antworten sollte, entschied sich dann aber doch für die Wahrheit. »Er wurde heute Morgen auf der Nikolskaja Uliza erschossen.«

Der ältere Mann war sichtlich schockiert. »Ich habe vorhin etwas darüber im Fernsehen gesehen. Schrecklich.« Er schüttelte den Kopf. »Dieses Land richtet sich selbst zugrunde, wenn nicht bald etwas unternommen wird.«

Lord setzte sich und bot auch seinem Gegenüber einen Platz an.

»Hatten Sie etwas damit zu tun?«, fragte Paschkow, als er sich setzte.

»Ich war dabei.« Er beschloss, die Einzelheiten lieber für sich zu behalten.

Paschkow schüttelte den Kopf. »Solche Vorkommnisse sagen nichts über das russische Wesen aus. Aber ihr Westler müsst uns wirklich für Barbaren halten.«

»Keineswegs. Jedes Volk macht hin und wieder solche Phasen durch. Wir Amerikaner hatten auch unsere Wildwestzeiten, und in den Zwanziger- und Dreißigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts ging es nochmals ähnlich zu.«

»Trotzdem fürchte ich, dass unsere gegenwärtige Situation mehr als nur eine schmerzhaft Phase ist.«

»Die letzten Jahre waren schwer für Russland. Es war schon hart genug, als es noch eine halbwegs funktionsfähige Regierung gab. Jelzin und Putin bemühten sich immerhin noch um Recht und Ordnung. Jetzt aber steht das Land kurz vor der totalen Anarchie.«

Paschkow nickte. »Das ist leider nichts Neues für uns.«

»Sind Sie Mitglied einer Akademie?«

»Historiker. Ich widme mein Leben dem Studium unseres geliebten Mütterchens Rus.«

Lord lächelte über den altertümlichen Ausdruck. »Ich kann mir vorstellen, dass Ihr Spezialgebiet lange Zeit nicht besonders gefragt war.«

»Bedauerlicherweise. Die Kommunisten hatten ihre eigene Version der Geschichte.«

Lord musste an einen Spruch denken, den er vor einiger Zeit gehört hatte: *Russland ist ein Land mit einer unvorhersehbaren Vergangenheit.* »Haben Sie auch gelehrt?«

»Dreißig Jahre lang. Ich habe sie alle erlebt. Stalin, Chruschtschow, Breschnew. Jeder hat dem Land auf seine Weise geschadet. Es ist eine Schande, was da alles geschehen ist. Aber dennoch fällt es manch einem noch heute schwer, das alles hinter sich zu lassen. Noch immer stehen Tag für Tag Menschen Schlange, um an Lenins Leichnam vorbeizudefilieren.« Paschkow senkte die Stimme. »Ein Schlächter, den sie als Heiligen verehren. Haben Sie draußen die Blumen an seinem Denkmal gesehen?« Wieder schüttelte er den Kopf. »Ekelhaft.«

Lord beschloss, seine Worte mit Bedacht zu wählen. Obwohl sie in der postkommunistischen Zeit lebten und bald die neue zaristische Ära beginnen sollte, war er nach wie vor nur ein Amerikaner mit Papieren, die ihm eine auf schwachen Füßen stehende russische Regierung ausgestellt hatte. »Irgendwie habe ich den Eindruck, dass keiner der Angestellten in diesem Archiv etwas dagegen hätte, wenn morgen Panzer über den Roten Platz rollen würden.«

»Im Grunde sind die keine Spur besser als Straßenbettler«, erklärte Paschkow. »Sie haben die Geheimnisse unserer Staatsführer bewahrt und dafür ihre Privilegien genossen: eine schöne Wohnung, mehr Brot, ein paar Tage zusätzlichen Urlaub im Sommer. Aber für das, was man bekommt, soll man auch arbeiten – sagt man das nicht so in Amerika?«

Lord antwortete nicht. Stattdessen fragte er: »Was halten Sie von der Zarenkommission?«

»Ich habe für sie gestimmt. Schlechter kann es ein Zar schließlich auch nicht machen.«

Lord hatte den Eindruck, dass die Mehrheit der Bevölkerung so dachte.

»Es ist ungewöhnlich, dass ein Amerikaner unsere Sprache so gut beherrscht.«

Er zuckte die Achseln. »Ihr Land fasziniert mich eben.«

»Waren Sie immer schon an Russland interessiert?«

»Seit meiner Kindheit. Ich habe schon früh Bücher über Peter den Großen und Iwan den Schrecklichen gelesen.«

»Und jetzt sind Sie also ein Mitglied unserer Zarenkommission. Sie sind auf dem besten Weg, Geschichte zu schreiben.« Paschkow zeigte auf die Blätter auf dem Tisch. »Die sind ja ziemlich alt. Gehören sie zu den ›schützenswerten Papieren?‹«

»Ich bin vor einer Woche auf sie gestoßen.«

»Ich erkenne die Handschrift. Den da hat Alexandra geschrieben. Sie verfasste alle ihre Briefe und Tagebücher in englischer Sprache. Die Russen hassten sie, weil sie eine gebürtige Deutsche war. Ich fand das immer ziemlich unfair. Alexandra wurde das Opfer zahlreicher Missverständnisse.«

Lord schob ihm das Blatt hin. Vielleicht war von diesem intelligenten Russen ja etwas zu erfahren. Paschkow las den Brief und sagte dann: »Sie hatte eine sehr blumige Ausdrucksweise; das hier ist noch relativ zurückhaltend formuliert. Sie und Nikolaus schrieben einander zahlreiche Liebesbriefe.«

»Ich lese sie nicht gerne – ich fühle mich dann immer wie ein Eindringling. Gerade habe ich etwas über die Hinrichtung gelesen. Jurowski muss ja ein wahrer Teufel gewesen sein.«

»Jurowskis Sohn behauptet, sein Vater habe immer bedauert, an der Exekution beteiligt gewesen zu sein. Aber wer kann das schon beurteilen? Noch zwanzig Jahre danach hielt er vor bolschewistischen Gruppen Vorträge über die Morde. Er war ganz offensichtlich stolz darauf.«

»Sehen Sie sich das einmal an.« Lord reichte Paschkow das Schreiben Lenins.

Der Russe las die Seite sehr gründlich und erklärte dann: »Eindeutig Lenin. Ich bin auch mit seinem Stil vertraut. Aber seltsam ist das schon.«

»Das finde ich auch.«

Paschkows Augen leuchteten auf. »Sie glauben doch wohl nicht an diese alten Geschichten, die besagen, dass zwei Mitglieder der Zarenfamilie die Exekution in Jekaterinburg überlebt haben?«

Lord zuckte die Achseln. »Die Leichen von Alexej und Anastasia hat man bis heute nicht gefunden. Und jetzt das.«

Paschkow grinste. »Ihr Amerikaner seht doch überall gleich eine Verschwörung.«

»Im Augenblick gehört das zu meinem Job.«

»Ihre Aufgabe besteht darin, Stefan Baklanows Anspruch auf den Thron zu untermauern, richtig?«

Lord war ein wenig überrascht und fragte sich, woher sein Gegenüber so genau Bescheid wusste.

Paschkow umfasste ihre Umgebung mit einer Geste. »Wieder einmal die Damen, Mr. Lord. Die wissen alles. Über Ihre Nachforschungen wird Buch geführt, und glauben Sie mir, denen entgeht nichts. Sind Sie unserem so genannten ›Thronanwärter‹ schon einmal persönlich begegnet?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich nicht, aber der Mann, für den ich arbeite.«

»Baklanow hat ebenso wenig das Zeug zum Herrscher wie Michail Romanow vor vierhundert Jahren. Er ist ein Schwächling. Aber anders als Michail, für den sein Vater die Entscheidungen traf, wird Baklanow ganz auf sich gestellt sein; und viele warten nur darauf, dass er scheitert.«

Dieser russische Akademiker hatte wohl nicht ganz Unrecht. Nach allem, was Lord über Baklanow gelesen hatte, schien es dem mehr um Macht und Ansehen zu gehen, als darum, das Land vernünftig zu regieren.

»Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen, Mr. Lord?«

»Selbstverständlich.«

»Waren Sie schon in den Archiven von St. Petersburg?«
Lord schüttelte den Kopf.

»Dort könnte viel Nützliches zu finden sein. Unzählige von Lenins Schreiben lagern da sowie ein Großteil der Tagebücher und Briefe des Zaren und der Zarin.« Er deutete auf die vor ihnen liegenden Blätter. »Vielleicht stoßen Sie dort auf etwas, das Ihnen hilft zu verstehen, was das hier zu bedeuten hat.«

Der Vorschlag gefiel Lord. »Danke, ich werde darüber nachdenken.« Dann warf er einen Blick auf seine Armbanduhr. »Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden; ich muss noch einiges durchlesen, bevor hier geschlossen wird. Es war sehr interessant, mit Ihnen zu reden. Ich bin noch ein paar Tage hier beschäftigt. Vielleicht können wir unsere Unterhaltung ja bei Gelegenheit fortsetzen.«

»Auch ich werde noch öfter hier sein. Falls es Ihnen

nichts ausmacht, bleibe ich noch ein Weilchen hier sitzen.
Dürfte ich mir die beiden Blätter noch einmal ansehen?»

»Aber natürlich.«

Als Lord zehn Minuten später zurückkam, lagen die Schriftstücke von Alexandra und Lenin noch immer auf dem Tisch, aber Semjon Paschkow war verschwunden.

7

17.25 Uhr

Hayes stieg vor dem Hotel Wolchow in einen dunklen BMW. Nach fünfzehn Minuten Fahrt durch überraschend schwachen Verkehr bog der Fahrer durch ein Tor in eine Hofeinfahrt ein. Das dahinter liegende Haus, Anfang des neunzehnten Jahrhunderts im spätklassizistischen Stil erbaut, war damals wie heute eines der schönsten Gebäude Moskaus. Während des Kommunismus war es das Zentrum für Staatliche Literatur und Kunst gewesen, danach jedoch war es versteigert und von einem der Neureichen des Landes erworben worden.

Hayes stieg aus und wies den Fahrer an, auf ihn zu warten.

Wie gewöhnlich patrouillierten zwei mit Kalaschnikows bewaffnete Männer auf dem Hof. Die blaue Stuckfassade des Hauses wirkte im matten Licht des späten Nachmittags grau. Er sog die von Kohler Rauch geschwängerte Luft ein und ging entschlossenen Schritts über einen

mit Ziegelsteinen gepflasterten Weg durch einen gepflegten herbstlichen Garten. Dann betrat er das Haus durch eine unverschlossene Tür aus Kiefernholz.

Das Innere war typisch für ein fast zweihundert Jahre altes Gebäude: der Grundriss äußerst unregelmäßig, die Empfangsräume lagen zur Straßenseite und diverse private Wohnräume im hinteren Bereich. Das Dekor war antik und vermutlich original, auch wenn Hayes den Besitzer nie danach gefragt hatte. Nach einem verwinkelten Weg durch ein Labyrinth schmaler Korridore fand er schließlich den holzgetäfelten Salon, in dem sie immer zusammentrafen.

Vier Männer warteten schon auf ihn, nippten an ihren Drinks und qualmten Zigarren.

Er hatte sie vor einem Jahr kennen gelernt, und seither hatten sie nur über Codenamen miteinander kommuniziert. Hayes war Lincoln, die anderen nannten sich Stalin, Lenin, Chruschtschow und Breschnew. Die Idee ging auf ein beliebtes Poster zurück, das in Moskauer Souvenirläden verkauft wurde. Auf diesem Bild waren verschiedene russische Zaren, Zarrinnen und sowjetische Staatschefs um einen runden Tisch versammelt und debattierten trinkend und rauchend über das Schicksal von Mütterchen Russland. Auch wenn ein solches Treffen nie stattgefunden hatte, hatte der Künstler mit viel Phantasie dargestellt, wie die einzelnen Persönlichkeiten sich wohl verhalten hätten. Jeder der vier Männer hatte sein Pseudonym mit Bedacht gewählt, und alle genossen die Vorstellung, dass ihre Zusammenkünfte dem auf dem Gemälde dargestellten nicht ganz unähnlich waren – und

das Schicksal von Mütterchen Russland nun in ihren Händen lag.

Die vier begrüßten Hayes, und Lenin goss ihm aus einer Karaffe, die in einem gediegenen Eiskübel stand, einen Wodka ein. Man reichte ihm eine Platte mit Räucherlachs und marinierten Pilzen, doch er lehnte ab. »Ich habe leider eine schlechte Nachricht«, sagte er auf Russisch und erklärte dann, dass Miles Lord den Anschlag überlebt habe.

»Da ist noch etwas«, sagte Breschnew. »Wir waren bis heute nicht darüber informiert, dass dieser Rechtsanwalt Afrikaner ist.«

Hayes fand die Bemerkung reichlich seltsam. »Ist er nicht. Er ist Amerikaner. Aber falls Sie auf seine Hautfarbe anspielen, welche Rolle sollte sie spielen?«

Stalin beugte sich vor. Ganz im Gegensatz zu seinem Namensvetter präsentierte er sich immer als Stimme der Vernunft. »Amerikanern fällt es schwer, die russische Schicksalsgläubigkeit zu verstehen.«

»Was hat das alles mit Schicksal zu tun?«

»Erzählen Sie uns mehr über Mr. Lord«, forderte Breschnew ihn auf.

Hayes gefiel die Sache nicht. Er fand es merkwürdig, dass sie so beiläufig Lords Ermordung in Auftrag gegeben hatten, ohne auch nur das Geringste über ihn zu wissen. Bei ihrer letzten Begegnung hatte Lenin ihm die Telefonnummer von Inspektor Oleg gegeben und ihn angewiesen, den Mord von Oleg arrangieren zu lassen. Der Befehl hatte ihn zunächst beunruhigt – ein derart wertvoller Assistent würde nicht so leicht zu ersetzen sein –, aber es stand zu viel auf dem Spiel, um sich wegen eines einzel-

nen Anwalts Gedanken zu machen. Also hatte er getan, was sie verlangt hatten. Keine weiteren Fragen. Es wäre auch sinnlos gewesen.

»Er ist direkt von der Universität Virginia in meine Firma eingetreten. War schon immer an Russland interessiert und hat seinen Master in Osteuropastudien gemacht. Sprachbegabt. Ist verdammt schwer, einen Anwalt zu finden, der Russisch spricht. Ich habe ihm viel zugetraut und das zu Recht. Viele unserer Klienten wollen ausschließlich von ihm vertreten werden.«

»Persönlicher Hintergrund?«

»Geboren und aufgewachsen in South Carolina in halbwegs wohlhabenden Verhältnissen. Sein Vater war Prediger. Einer von diesen Evangelisten, die in Zelten auftreten, von Ort zu Ort ziehen und Menschen heilen. Nach allem, was Lord mir erzählt hat, ist er mit seinem Vater nicht gut klargekommen. Miles ist achtunddreißig oder neununddreißig, bis heute ledig. Scheint recht bescheiden zu leben. Arbeitet hart. Einer unserer besten Leute. Hat nie Probleme gemacht.«

Lenin lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Und woher kommt dieses Interesse an Russland?«

»Ist mir auch ein Rätsel. Scheint ganz einfach fasziniert von diesem Land. Schon immer. Er interessiert sich für alles, was mit Geschichte zu tun hat; sein Büro ist bis oben hin voll gestopft mit Büchern und wissenschaftlichen Abhandlungen. Er hat sogar schon ein paar Vorträge an kleineren Universitäten und bei der einen oder anderen Juristenvereinigung gehalten. Aber erlauben Sie eine Frage: Warum ist das wichtig?«

Stalin lehnte sich zurück. »Es ist nicht mehr wichtig nach dem, was heute passiert ist. Das Problem, das Mr. Lord darstellt, hat Zeit. Wir sollten uns zunächst auf das konzentrieren, was morgen geschehen wird.«

Doch Hayes war noch nicht bereit, das Thema zu wechseln. »Nur zur Erinnerung, ich war nie dafür, Lord umzubringen. Ich habe Ihnen ja all Ihren Befürchtungen zum Trotz gesagt, dass ich mit ihm fertig werde.«

»Das werden Sie jetzt auch müssen«, erklärte Breschnew. »Wir haben nämlich beschlossen, Mr. Lord Ihnen zu überlassen.«

»Schön, dass wir uns da einig sind. Er wird nicht zum Problem werden. Ich habe sowieso nie verstanden, warum er je als solches betrachtet wurde.«

»Ihr Assistent hat sehr intensiv in den Archiven geforscht«, erklärte Chruschtschow.

»Dafür habe ich ihn ja hingeschickt. Und zwar auf Ihre Anweisungen hin, wenn ich das hinzufügen darf.«

Der Auftrag, den man Lord erteilt hatte, war eindeutig gewesen. Er sollte alles aufspüren, was Stefan Baklanows Anspruch auf den Thron gefährden konnte. Und Lord hatte in den vergangenen sechs Wochen fast zehn Stunden pro Tag gesucht und regelmäßig über seine Erkenntnisse Bericht erstattet. Hayes vermutete, dass irgendetwas, das er an die Gruppe weitergegeben hatte, das Interesse dieser Männer geweckt hatte.

»Sie brauchen nicht alles zu wissen«, erklärte Stalin. »Und es dürfte auch kaum in Ihrem eigenen Interesse liegen. Es genügt, wenn ich Ihnen sage, dass wir Lords Eliminierung zunächst für die praktischste Lösung unseres

Problems hielten. Nachdem das nicht geklappt hat, sind wir gern bereit, Ihren Rat anzunehmen. Dieses eine Mal jedenfalls.«

Er sagte es mit einem Grinsen. Hayes mochte die herablassende Art nicht, mit der die vier ihn behandelten. Er war schließlich kein Laufbursche. Er war das fünfte Mitglied dieser Gemeinschaft von Verschwörern, die er für sich »Geheimkanzlei« nannte. Doch er beschloss, seine Verärgerung für sich zu behalten und das Thema zu wechseln.

»Ich nehme an, der neue Monarch soll absolute Macht besitzen?«

»Die Frage nach den Machtbefugnissen des Zaren ist noch nicht entschieden«, erwiderte Lenin.

Hayes verstand, dass einige Aspekte ihres Unternehmens so spezifisch russisch waren, dass nur Russen über sie entscheiden konnten. Und solange diese Entscheidungen nicht den enormen finanziellen Profit gefährdeten, den er sich von dieser Angelegenheit erhoffte, sollte das nicht seine Sorge sein.

»Welchen Einfluss werden wir auf die Kommission haben?«

»Neun Mitglieder werden in jedem Fall in unserem Sinne abstimmen«, erklärte Lenin. »Die anderen acht müssen wir erst noch überreden.«

»Die Entscheidung muss einstimmig fallen«, fügte Breschnew hinzu.

Lenin seufzte. »Ich frage mich, wie wir das je zulassen konnten.«

Einstimmigkeit war ein entscheidender Bestandteil der Resolution gewesen, mit der die Zarenkommission ins

Leben gerufen worden war. Das Volk hatte die Rückkehr zum Zarentum und die Einsetzung einer Kommission zur Bestimmung des Zaren unter der Bedingung befürwortet, dass die siebzehn Mitglieder dieser Kommission sich einstimmig einigten. Ein einziges Veto konnte alles vereiteln.

»Die anderen acht werden bis zur Abstimmung auch auf unserer Seite stehen«, stellte Stalin klar.

»Arbeiten Ihre Leute schon daran?«, fragte Hayes.

»In diesem Moment.« Stalin nippte an seinem Getränk. »Aber wir brauchen mehr Geld, Mr. Hayes. Diese Männer sind alles andere als billig.«

Die gesamte Arbeit der Geheimkanzlei wurde mit westlicher Währung bezahlt, und das bereitete Hayes Sorgen. Er zahlte alle Rechnungen, hatte aber nur ein eingeschränktes Mitspracherecht.

»Wie viel?«, fragte er.

»Zwanzig Millionen Dollar.«

Hayes konnte sich nur mit Mühe beherrschen. Schon vor einem Monat hatte er zehn Millionen besorgt. Er fragte sich, wie viel davon tatsächlich an die Mitglieder der Kommission gegangen war und wie viel die Männer in dieser Runde für sich eingesteckt hatten, wagte aber nicht, dies offen auszusprechen.

Stalin reichte ihm zwei laminierte Anstecker. »Das hier sind Ihre Kommissionsausweise. Sie verschaffen Ihnen und Ihrem Mr. Lord Zugang zum Kreml und zum Facettenpalast. Sie haben damit dieselben Privilegien wie die Mitglieder der Kommission.«

Er war beeindruckt, denn er hatte mitnichten erwartet, bei den Sitzungen anwesend sein zu dürfen.

Chruschtschow lächelte. »Wir hielten Ihre persönliche Anwesenheit für geraten. Die amerikanische Presse wird stark vertreten sein. Da sollte es Ihnen möglich sein, sich unauffällig umzuhören und uns auf dem Laufenden zu halten. Keines der Kommissionsmitglieder weiß etwas über Sie oder Ihre Verbindungen. Ihre Beobachtungen dürften für unsere künftigen Diskussionen nützlich sein.«

»Wir haben darüber hinaus beschlossen, dass Sie ab jetzt eine größere Rolle spielen sollen«, erklärte Stalin.

»Inwiefern?«

»Es ist äußerst wichtig, dass die Kommission bei ihren Beratungen ungestört bleibt. Wir werden dafür sorgen, dass die Sitzung nicht zu lange dauert. Trotzdem besteht die Gefahr, dass es von außen zu einer Störung kommt.«

Hayes hatte schon bei ihrer letzten Zusammenkunft gespürt, dass die vier Männer sich über irgendetwas Sorgen machten. Es war auch vorhin angeklungen, als Stalin ihn über Lord ausgefragt hatte. *Amerikanern fällt es schwer, die russische Schicksalsgläubigkeit zu verstehen.*

»Und was erwarten Sie von mir?«

»Was auch immer erforderlich wird. Zwar könnte jeder von uns die Leute, für die wir arbeiten, dazu bringen, eventuell auftretende Probleme zu lösen, aber es ist wichtig, dass die Betroffenen im Hintergrund bleiben. Anders als in der alten Sowjetunion bleibt im neuen Russland leider nichts mehr geheim. Unsere Archive stehen offen, unsere Presse ist offensiv und der Einfluss aus dem Ausland groß. Sie aber genießen auf internationaler Ebene eine gewisse Glaubwürdigkeit. Außerdem – wer käme je auf den Gedanken, Sie irgendwelcher schändlicher Um-

triebe zu verdächtigen?« Stalins dünne Lippen verzogen sich zu einem dünnen Lächeln.

»Und was soll ich tun, wenn es Probleme gibt?«

Stalin griff in die Tasche seines Jacketts und zog eine Karte mit einer Telefonnummer heraus. »Unter dieser Nummer erreichen Sie Männer, über die Sie jederzeit verfügen können. Wenn Sie ihnen auftragen würden, sich in die Moskwa zu stürzen und nie wieder aufzutauchen, würden sie es ohne zu zögern tun. Wir raten Ihnen aber, von dieser Loyalität mit Umsicht Gebrauch zu machen.«

8

Mittwoch, 13. Oktober

Lord starrte durch das getönte Fenster des Mercedes an den karmesinroten Mauern des Kreml empor. Während er und Taylor Hayes über den Roten Platz chauffiert wurden, schlugen die Glocken hoch oben im Turm lautstark acht Uhr morgens. Ihr Fahrer war ein ungeschlacht wirkender Russe mit groben Gesichtszügen, der Lord nur deshalb keine Angst einflößte, weil die Fahrt von Hayes persönlich arrangiert worden war.

Der Rote Platz war menschenleer. Aus Respekt vor den Kommunisten, von denen noch immer einige in der Duma saßen, blieb die gepflasterte Fläche nach wie vor bis 13 Uhr durch ein Seil abgesperrt, dann wurde das Lenin-Mausoleum für Besucher geschlossen. Lord fand diese

Geste lächerlich, doch sie schien ausreichend, um das Ego derjenigen zufrieden zu stellen, die einst dieses 150-Millionen-Volk regiert hatten.

Ein uniformierter Wachposten reagierte auf den leuchtend orangefarbenen Aufkleber auf der Windschutzscheibe ihres Wagens und winkte das Fahrzeug durch das Tor des Erlöserturms. Lord fand es aufregend, durch dieses Tor in den Kreml zu fahren. Der Erlöserturm war im Jahr 1491 von Iwan III. im Rahmen seines umfassenden Umbaus des Kreml errichtet worden, und durch dieses Tor war jeder neue Zar und jede neue Zarin in dieses alte Zentrum der Macht eingeführt worden. Heute war es der offizielle Eingang für die Zarenkommission und deren Mitarbeiterstab. Lord war noch immer ein wenig zittrig. Die Bilder der Jagd auf ihn, die sich am Tag zuvor unweit von hier abgespielt hatte, gingen ihm nicht aus dem Kopf. Hayes hatte ihm beim Frühstück versichert, dass man kein Risiko eingehen würde und seine Sicherheit garantiert sei. Darauf verließ sich Lord nun. Er vertraute Hayes, respektierte ihn. Lord wollte unbedingt dabei sein, wenn hier Geschichte geschrieben wurde, fragte sich aber dennoch, ob es nicht unklug war zu bleiben.

Was würde sein Vater wohl sagen, wenn er ihn jetzt sehen könnte?

Reverend Grover Lord hatte nie viel von Anwälten gehalten. Er hatte sie immer *die Heuschreckenplage der Gesellschaft* genannt. Für einen Fototermin besuchte sein Vater mit einer Gruppe von Südstaatenpredigern einmal das Weiße Haus, nachdem der Präsident einen vergeblichen Versuch gestartet hatte, das Schulgebet wieder ein-

zuföhren. Kein Jahr später hob der Oberste Gerichtshof das Gesetz als nicht verfassungskonform wieder auf. *Gottlose Heuschrecken!*, hatte sein Vater von der Kanzel gebrüllt.

Grover Lord war strikt dagegen, dass sein Sohn ausgerechnet Anwalt werden wollte, und drückte seine Missbilligung dadurch aus, dass er keinen Cent zur Lords Ausbildung beisteuerte, obwohl er diese problemlos hätte bezahlen können. So war Lord gezwungen gewesen, sich sein Studium mit Hilfe von Darlehen und Nacharbeit zu finanzieren. Trotzdem hatte er seine Abschlussprüfung mit Auszeichnung bestanden. Er hatte einen hervorragenden Job gefunden und war schon ein gutes Stück die Karriereleiter hinaufgeklettert. Und jetzt sollte er Zeuge eines historischen Moments werden.

Zum Teufel also mit Grover Lord.

Der Wagen rollte in den Hof des Kreml.

Lord bewunderte das kompakte neoklassizistische Gebäude, in dem einst das Präsidium des Obersten Sowjet getagt hatte. Auf dem Dach flatterte nun anstelle der roten Fahne der Bolschewiken der kaiserliche doppelköpfige Adler im Morgenwind. Lord bemerkte auch das Fehlen des Lenin-Denkmal, das einst weiter rechts gestanden hatte, und musste an die heftigen Proteste bei dessen Entfernung denken. Dieses eine Mal hatte Jelzin den Widerstand des Volkes ignoriert und das eiserne Standbild kurzerhand einschmelzen lassen.

Lord bestaunte den Gebäudekomplex um ihn herum. Der Kreml verkörperte die Liebe der Russen zum Großformat. Plätze, auf denen bei Paraden mobile Raketenab-

schussbasen auffahren konnten, Glocken so groß und schwer, dass es nie gelang, sie in die für sie vorgesehenen Türme zu hieven, und Raketen, deren Antrieb so stark war, dass sie unkontrollierbar waren – all das hatte die Russen schon immer beeindruckt. Größer bedeutete für sie immer auch besser.

Der Wagen verlangsamte seine Fahrt und bog rechts ab.

Die Erzengel-Michael-Kathedrale und die Maria-Verkündigungs-Kathedrale erhoben sich zu seiner Linken, die Mariä-Himmelfahrts- und die Zwölf-Apostel-Kathedrale zu seiner Rechten. Weitere übertrieben protzige Gebäude. Sie alle waren von Iwan III. in Auftrag gegeben worden und hatten ihm den Beinamen »der Große« eingebracht. Lord wusste, dass zahlreiche Kapitel der russischen Geschichte in diesen altherwürdigen, von vergoldeten Zwiebeltürmen und kunstvoll gearbeiteten byzantinischen Kreuzen gekrönten Gemäuern begonnen und geendet hatten. Er hatte sie natürlich schon besucht, aber nie zu träumen gewagt, je in einer Staatskarosse hierher chauffiert zu werden, um seinen Teil dazu beizutragen, in Russland wieder die Monarchie einzusetzen. Nicht schlecht für den Sohn eines Südstaaten-Predigers.

»Ach du liebe Scheiße«, entfuhr es Hayes.

Lord lächelte. »Besser hätte auch ich es nicht formulieren können.«

Der Wagen kam zum Stehen.

Sie traten in den frostigen Morgen hinaus. Der Himmel war strahlend blau und wolkenlos ... eher ungewöhnlich für einen russischen Herbsttag. Vielleicht ein gutes Omen?

Er war noch nie im Facettenpalast gewesen. Touristen hatten hier keinen Zutritt. Als eines der wenigen Bauwerke im Kreml war dieses Gebäude noch in seiner ursprünglichen Form erhalten. Iwan der Große hatte den Palast 1491 errichten lassen und sein Meisterwerk nach den im Rautenmuster verlegten Kalksteinplatten benannt, die die Außenwand zierten.

Lord knöpfte seinen Mantel zu und folgte Hayes die einst feierlichen Anlässen vorbehaltene Rote Treppe hinauf. Die ursprüngliche Treppe war auf Stalins Befehl zerstört und dieser Nachbau erst vor ein paar Jahren anhand alter Gemälde rekonstruiert worden. Von hier aus waren die Zaren einst zu ihrer Krönung in die angrenzende Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale gegangen. Und genau von dieser Stelle aus hatte Napoleon die Feuersbrunst beobachtet, die Moskau im Jahr 1812 vernichtete.

Sie gingen auf den Paradesaal zu.

Lord hatte bisher nur Bilder von diesem altherwürdigen Raum gesehen, und als er Hayes in sein Inneres folgte, erkannte er schnell, dass keine der Abbildungen der Wirklichkeit gerecht wurde. Er wusste, dass dieser Saal mit seiner Grundfläche von rund 500 Quadratmetern der größte im Moskau des 15. Jahrhunderts gewesen war – erbaut allein zu dem Zweck, ausländische Würdenträger zu beeindrucken. Heute war er von eisernen Kronleuchtern hell erleuchtet, die die Mittelsäule und die prächtigen Wandgemälde mit ihren biblischen Motiven und den Porträts weiser Zaren in glitzerndes Gold tauchten.

Lord hatte die Szene vor Augen, die sich hier im Jahr 1613 abgespielt hatte.

Die Dynastie der Rurikiden, die siebenhundert Jahre lang geherrscht hatte – Iwan der Große und Iwan der Schreckliche waren ihre bekanntesten Vertreter –, war erloschen. Danach hatten drei Männer versucht, auf den Zarenthron zu gelangen, aber alle ohne Erfolg. Es folgte die Zeit der Wirren – zwölf Jahre des Schreckens, in denen mehrere Versuche, eine neue Dynastie zu gründen, scheiterten. Schließlich kamen die Bojaren, die genug vom Chaos hatten, in Moskau zusammen, um in ebendiesem Raum, in dem Lord und Hayes jetzt standen, eine neue Herrscherfamilie zu wählen. Die Romanows. Michail, der erste Zar der Romanows, fand allerdings eine in Auflösung begriffene Nation vor. Räuber und Diebe machten die Wälder unsicher, Hunger und Krankheiten hinterließen ihre Spuren. Der Handel war so gut wie zusammengebrochen. Steuern wurden nicht mehr eingetrieben, und die Staatskasse war nahezu leer.

Also ungefähr so wie heute, dachte Lord.

Siebzig Jahre Kommunismus hatten dasselbe Chaos hinterlassen wie damals zwölf Jahre ohne Zar.

Einen Moment lang sah er sich als Bojaren, der an der Wahl des Zaren teilgenommen hatte, stellte sich vor, dass er in Samt und Brokat gekleidet und mit einer Zobelmütze auf dem Kopf auf einer der Eichenbänke säße, die an den vergoldeten Wänden standen.

Was für ein Augenblick das gewesen sein musste!

»Schon verrückt«, flüsterte Hayes. »Über all die Jahrhunderte haben diese Narren es nicht geschafft, mehr als eine Ernte pro Jahr aus einem Weizenfeld herauszuholen, aber das hier konnten sie bauen.«

Lord stimmte ihm zu.

Eine hufeisenförmige Tischreihe mit Tischdecken aus rotem Samt nahm die eine Seite des Saals ein. Er zählte siebzehn hochlehnige Stühle und sah zu, wie jeder von einem männlichen Delegierten besetzt wurde. Keine einzige Frau hatte es unter die siebzehn Auserwählten geschafft. Regionale Wahlen hatten nicht stattgefunden. Nur eine dreißigtägige Anwartschaftszeit und dann eine russlandweite Abstimmung, aus der die siebzehn Kandidaten mit den meisten Stimmen als Mitglieder der Kommission hervorgegangen waren. Im Grunde einfach ein riesiger Beliebtheitswettbewerb, aber vielleicht das einfachste Mittel, um zu verhindern, dass bei der Abstimmung eine bestimmte politische Richtung die Oberhand gewann.

Er folgte Hayes zu einer Stuhlreihe und ließ sich dort gemeinsam mit den übrigen Mitarbeitern und Reportern nieder. Fernsehkameras waren installiert worden, um die Sitzungen live zu übertragen.

Ein Delegierter, der am Vortag zum Vorsitzenden der Kommission ernannt worden war, rief die Anwesenden zur Ordnung. Er räusperte sich und verlas in russischer Sprache eine vorbereitete Erklärung.

»Am 16. Juli 1918 wurden unser hochwohlgeborener Zar Nikolaus II. und all seine Erben aus diesem Leben gerissen. Unser Auftrag besteht nun darin, das Unrecht der darauf folgenden Jahre wieder gutzumachen und diesem Volk wieder einen Zaren zu geben. Das Volk hat diese Kommission gewählt, damit sie die Person bestimmt, die dieses Land regieren soll – eine Entscheidung, die in der

Geschichte nicht ohne Präzedenzfall ist. Schon einmal, im Jahr 1613, kam eine andere Gruppe von Männern in diesem Raum hier zusammen, um den ersten Herrscher der Romanows zu bestimmen. Seine Familie herrschte bis ins zweite Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts über dieses Land. Und nun haben wir uns hier versammelt, um das Unrecht, das damals geschehen ist, wieder gutzumachen.

Gestern Abend haben wir zusammen mit Adrian, dem Patriarchen von ganz Russland, gebetet. Er rief Gott an, uns bei unserem Unterfangen zu leiten. Ich erkläre vor allen Zuhörern, dass die Leitung dieser Kommission eine faire, offene und rücksichtsvolle Zusammenarbeit anstrebt. Diskussionen sind willkommen, denn nur so können wir zur Wahrheit gelangen. Und nun wollen wir mit unserer Arbeit beginnen.«

Lord verfolgte geduldig die Sitzung, die den ganzen Vormittag dauerte. Die Kommission verbrachte die Zeit mit einleitenden Bemerkungen, parlamentarischem Prozedere und der Festlegung der Tagesordnung. Die Delegierten einigten sich darauf, am nächsten Tag eine erste Kandidatenliste vorzulegen, wonach ein Repräsentant einen persönlichen Kandidaten vorschlagen konnte. Über einen Zeitraum von drei Tagen sollten weitere Kandidaten vorgeschlagen und über ihre Wahl debattiert werden. Am vierten Tag würde man dann in einer ersten Abstimmung die Liste auf drei Kandidaten begrenzen. Nach einer weiteren Runde intensiver Diskussionen sollte dann zwei Tage später die Endabstimmung erfolgen. Nur bei dieser

war gemäß des Volksreferendums Einstimmigkeit erforderlich. Bei allen vorherigen Abstimmungen genügte die einfache Mehrheit. Falls man sich nach diesen sechs Tagen nicht auf einen Kandidaten einigen konnte, würde die ganze Prozedur wieder von vorn beginnen. Es schien jedoch Einigkeit zu herrschen, im nationalen Interesse alles zu tun, um schon beim ersten Anlauf zu einem Ergebnis zu kommen.

Kurz vor der Mittagspause zogen sich Hayes und Lord aus dem Paradesaal in die Vorhalle zurück. Hayes führte Lord zu einem Hintereingang, wo der grobschlächtige Chauffeur vom Morgen wartete.

»Miles, das ist Ilja Zenow. Er wird Ihr Leibwächter sein, wenn Sie den Kreml verlassen.«

Lord musterte den Russen, dessen ausdrucksloses Gesicht ihm eiskalt vorkam. Der Nacken des Mannes war so breit wie sein Unterkiefer, und Lord empfand seinen athletischen Körperbau als beruhigend.

»Ilja wird auf Sie aufpassen. Er hat die besten Referenzen, war früher bei der Armee und kennt sich in der Stadt hervorragend aus.«

»Ich weiß das sehr zu schätzen, Taylor. Wirklich.«

Hayes lächelte und warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Es ist schon fast zwölf, und Sie müssen zum Briefing. Ich bleibe vorerst noch hier, werde aber im Hotel sein, wenn Sie anfangen.« Hayes wandte sich an Zenow. »Sie passen auf diesen jungen Mann auf, genau wie wir es besprochen haben.«

12.30 Uhr

Als Lord den Konferenzsaal des Wolchow betrat, hielten sich in dem fensterlosen Saal bereits drei Dutzend konservativ gekleidete Männer und Frauen auf. Alle waren mit Getränken versorgt. Wie im ganzen Hotel roch die warme Luft nach Aschenbecher. Ilja Zenow wartete draußen gleich hinter der Doppeltür zum Foyer. Die Nähe des stämmigen Russen wirkte beruhigend auf Lord.

Die Gesichter, die er vor sich sah, wirkten besorgt. Er wusste, was diese Leute beunruhigte. Sie waren von Washington dazu ermutigt worden, im neuen Russland zu investieren, und hatten den Verlockungen dieses jungen Marktes nicht widerstehen können. Doch die fast durchgängige politische Instabilität, die täglichen Bedrohungen durch die *Mafija* und die Schutzgelder, die einen immer größeren Teil der Gewinne auffraßen, hatten aus vielversprechenden Investitionen wahre Alpträume werden lassen. Die Anwesenden waren Vertreter der bedeutendsten in Russland engagierten amerikanischen Investoren aus dem Transport- und Bauwesen, der Getränke-, Bergbau- und Ölindustrie, der Telekommunikation, dem Fastfoodbereich, dem Bankwesen und der Computerbranche. Pridgen & Woodworth war mit der Wahrung ihrer kollektiven Interessen beauftragt worden, weil sie alle auf Taylor Hayes vertrauten, der als knallharter Verhandlungsführer galt und in der auf-

strebenden russischen Wirtschaft über die erforderlichen Kontakte verfügte. Dies war Lords erstes Zusammentreffen mit der gesamten Gruppe, auch wenn er viele der Anwesenden bereits in Einzelgesprächen kennen gelernt hatte.

Hayes folgte ihm in den Saal und klopfte ihm leicht auf die Schulter. »Okay, Miles, tun Sie Ihr Bestes.«

Er ging nach vorne. »Guten Tag. Mein Name ist Miles Lord.« Die Gespräche verstummten. »Einige von Ihnen kennen mich ja bereits, und ich freue mich, nun auch die Übrigen kennen zu lernen. Taylor Hayes meinte, dass ich mit diesem Briefing schon einmal einen Teil Ihrer Fragen beantworten könne. Zumal die Dinge sich momentan so schnell entwickeln, dass uns womöglich nicht die Zeit bleibt, in den nächsten Tagen alles so ausführlich zu besprechen, wie Sie ...«

»Und ob wir Fragen haben«, rief eine untersetzte blonde Frau mit New-England-Akzent dazwischen. Lord wusste, dass sie für die Osteuropageschäfte von Pepsico verantwortlich war. »Ich will endlich wissen, was hier abläuft. Mein Aufsichtsrat wird immer nervöser.«

Dazu hat er auch allen Grund, dachte Lord, ließ sich aber nichts anmerken. »Wollen Sie mir nicht wenigstens die Chance geben anzufangen?«

»Wir brauchen keine Reden. Was wir brauchen, sind Informationen.«

»Nun, die groben Daten kann ich Ihnen liefern. Die Industrieproduktion verzeichnet gegenwärtig einen Rückgang von vierzig Prozent. Die Inflation liegt bei einhundertfünfzig Prozent. Die Arbeitslosigkeit ist niedrig – sie

liegt bei rund zwei Prozent –, aber das eigentliche Problem ist die Unterbeschäftigung ...«

»Das wissen wir alles längst«, erklärte ein weiterer Vorstandschef, der Lord nicht bekannt war. »Chemiker backen Brot, Ingenieure stehen an Fließbändern. Die Moskauer Zeitungen sind doch voll davon.«

»Aber nichts ist so schlecht, dass es nicht noch schlimmer kommen könnte«, erwiderte Lord. »Es gibt da einen beliebten Witz. Jelzin und die Regierungen nach ihm haben in zwei Jahrzehnten geschafft, was die Kommunisten in 75 Jahren nicht zustande brachten: dass die Menschen sich nach dem Kommunismus sehnen.« Ein paar Lacher. »Die Kommunisten verfügen noch immer über eine relativ starke Basis. An jedem Jahrestag der Oktoberrevolution im November gehen Menschen massenweise auf die Straße. Sie predigen pure Nostalgie. Keine Verbrechen, kaum Armut, soziale Sicherheit – eine Botschaft, die bei einem verzweifelten Volk gut ankommt.« Er hielt einen Augenblick inne. »Aber das gefährlichste aller Szenarien wäre, wenn ein fanatischer faschistischer Führer an die Macht käme, weder Kommunist noch Demokrat, sondern Demagoge. Dies gilt vor allem im Hinblick auf das beträchtliche nukleare Potenzial Russlands.«

Kopfnicken bei einigen. Zumindest hörten sie zu.

»Und wie konnte es dazu kommen?«, fragte ein drahtiger kleiner Mann, der, wenn Lord sich nicht irrte, aus der Computerbranche kam. »Ich habe nie verstanden, wie es so weit kommen konnte.«

Lord trat ein paar Schritte zurück. »Die Russen waren schon immer sehr nationalbewusst, aber der russische

Nationalcharakter hat sein Fundament nicht im Individualismus oder der Marktwirtschaft, sondern verfügt über eine spirituelle Dimension, die man nicht unterschätzen darf.«

»Einfacher wäre es, wenn wir das ganze Land verwestlichen könnten«, meinte einer der Männer.

Die Vorstellung, Russland zu »verwestlichen«, ließ Lord immer die Haare zu Berge stehen. Das russische Volk würde sich nie vollständig von der einen oder anderen Seite absorbieren lassen, weder vom Westen noch vom Osten. Stattdessen war und blieb es eine einzigartige Mischung. Seiner Ansicht nach hatte ein Investor langfristig nur eine Chance, wenn er dem Stolz der Russen ausreichend Rechnung trug. Lord erklärte seinen Standpunkt und schlug dann den Bogen zum eigentlichen Thema.

»Die russische Regierung gelangte schließlich zu der Einsicht, dass etwas vonnöten ist, was über der Tagespolitik steht. Etwas, mit dem das Volk sich identifizieren kann. Vielleicht sogar ein anderes Regierungssystem. Als die Duma dann vor achtzehn Monaten eine Volksbefragung zu den nationalen Wertevorstellungen durchführen ließ, überraschte das Ergebnis so manchen: *Gott, der Zar und das Vaterland*. Mit anderen Worten: Die Mehrheit wollte zurück zur Monarchie. Radikal, finden Sie? Sicherlich. Aber als die Frage dem Volk zur Abstimmung vorgelegt wurde, waren die Menschen mit klarer Mehrheit dafür.«

»Und aus welchem Grund?«, wollte einer der Männer wissen.

»Aus mehreren Gründen, denke ich. Zum einen fürchten viele ein Wiedererstarken des Kommunismus. Schon vor Jahren hätte sich Sjuganow als Jelzin-Herausforderer beinahe durchgesetzt. Die Mehrheit der Russen möchte aber keine Rückkehr zum Totalitarismus, wie sämtliche Meinungsumfragen belegen. Das würde allerdings einen Populisten nicht davon abhalten, diese schwierigen Zeiten auszunutzen und mit falschen Versprechungen ins Amt zu kommen.

Der zweite Grund geht tiefer. Die Menschen glauben einfach nicht mehr daran, dass die gegenwärtige Regierungsform geeignet ist, die Probleme des Landes zu lösen. Und ich fürchte, offen gesagt, dass sie damit Recht haben. Denken Sie doch nur an die Kriminalität. Ich bin mir sicher, dass jeder von Ihnen irgendeinem Mafioso Schutzgeld bezahlt. Sie haben gar keine andere Wahl. Im Falle einer Weigerung müssten Sie damit rechnen, in einem Leichensack nach Hause zurückzukehren.«

Wieder dachte Lord an die gestrigen Ereignisse, erwähnte sie aber nicht. Hayes hatte ihm geraten, darüber zu schweigen. Die Leute in diesem Raum waren seiner Ansicht nach ohnehin schon nervös genug – auch ohne sich fragen zu müssen, ob ihre Anwälte nun ebenfalls zum Ziel der *Mafija* wurden.

»Weit verbreitet ist die Vorstellung, dass derjenige, der sich nicht auf Kosten anderer bereichert, selber schuld ist. Nicht einmal zwanzig Prozent der Bevölkerung zahlen noch Steuern. Die ganze Infrastruktur steht kurz vor dem Zusammenbruch. Da ist es nur verständlich, wenn die Menschen glauben, dass es nur besser werden kann. Dazu

kommt noch eine gewisse Nostalgie um das verlorene Zarentum.«

»Das ist doch Schwachsinn«, meinte einer der Männer.
»Was wollen die denn mit so einem verdammten König?«

Lord wusste, wie Amerikaner autokratische Staatssysteme beurteilten. Die Russen dagegen, deren Mentalität durch das Verschmelzen tatarischer und slawischer Einflüsse geprägt war, schienen sich geradezu nach einer autokratischen Herrschaft zu sehnen – und ebendieses Ringen um absolute Macht hatte im Laufe der Jahrhunderte Russlands Entwicklung bestimmt und gefördert.

»Diese nostalgische Sehnsucht ist leicht nachvollziehbar«, erklärte Lord. »Erst in den vergangenen zehn Jahren ist die wahre Geschichte von Nikolaus II. und seiner Familie ans Licht gekommen. Inzwischen hat sich in ganz Russland das Empfinden verbreitet, dass das, was im Juli 1918 geschah, Unrecht war. Die Russen fühlen sich von der sowjetischen Ideologie getäuscht, die den Zaren als Verkörperung des Bösen hinstellte.«

»Na schön, dann gibt's also wieder einen Zaren ...«, begann einer der Zuhörer.

»Nicht ganz«, unterbrach ihn Lord. »Das wurde in der Presse nicht immer völlig korrekt dargestellt. Aus diesem Grund meinte Mr. Hayes auch, dass diese Zusammenkunft sinnvoll sein könnte.« Er merkte, dass er nun ihre volle Aufmerksamkeit hatte. »Das Konzept des Zarismus kommt wieder, aber vorher müssen zwei Fragen beantwortet werden: Wer soll Zar werden, und über welche Machtbefugnisse soll er verfügen.«

»Oder sie«, meinte eine der Frauen.

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Nur er. So viel ist schon sicher. Ein russisches Gesetz von 1797 besagt, dass die Erbfolge nur über die männliche Linie weitergegeben wird. Wir gehen davon aus, dass dieses Gesetz beibehalten wird.«

»Na schön«, mischte sich ein weiterer Mann ein, »dann würden wir gern die Antwort auf Ihre beiden Fragen hören.«

»Die erste ist leicht zu beantworten. Zar wird derjenige, auf den sich die siebzehn Mitglieder der Kommission einigen. Die Russen lieben Kommissionen. In der Sowjetvergangenheit waren sie meist nicht viel mehr als willenslose Werkzeuge des Zentralkomitees, aber diese hier wird völlig unbeeinflusst von der Regierung arbeiten – was im Augenblick nicht besonders schwer ist, da von einer Regierung kaum mehr die Rede sein kann.

Man wird Kandidaten präsentieren und ihre Ansprüche bewerten. Als aussichtsreichster Kandidat gilt im Augenblick unser Bewerber, Stefan Baklanow. Seine Weltanschauung ist eindeutig westlich geprägt, aber er stammt in direkter Linie von den Romanows ab. Wir arbeiten in Ihrem Auftrag und mit Ihrem Geld dafür, dass sein Anspruch auf den Thron auch von der Kommission anerkannt wird. Taylor macht jede Menge Lobbyarbeit, um dies sicherzustellen. Und ich habe die letzten paar Wochen in den russischen Archiven zugebracht, um ganz sicherzugehen, dass dieser Anspruch unanfechtbar ist.«

»Erstaunlich, dass die Sie an all die Sachen herangelassen haben«, meinte jemand.

»So erstaunlich auch wieder nicht«, entgegnete Lord.
»Wir haben kein Stimmrecht in der Zarenkommission,

auch wenn wir entsprechende Ausweise bekommen haben, um bei den Debatten dabei zu sein. Wir sind hier, um Ihre Interessen zu vertreten und dafür zu sorgen, dass Stefan Baklanow gewählt wird. Wie bei uns zu Hause, so ist Lobbyarbeit auch hier eine ganz besondere Kunst.«

Ein Mann in der hintersten Reihe stand auf. »Mr. Lord, für uns steht viel auf dem Spiel. Ihnen ist doch wohl klar, wie wichtig das hier für uns ist? Wir sprechen hier von einer möglichen Abkehr von der Demokratie – das ist sie zumindest auf dem Papier – zu einer Autokratie. Das muss sich doch unweigerlich auf unsere Investitionen auswirken.«

Lord musste nicht lange nach einer Antwort suchen. »Wir wissen zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch gar nicht, wie viel Macht der neue Zar haben wird. Wir wissen noch nicht einmal, ob er nur eine symbolische Figur oder der Herrscher von Russland sein wird.«

»Jetzt bleiben Sie mal auf dem Teppich, Lord«, erwiderte einer der Männer. »Diese Idioten werden doch nie und nimmer einem einzelnen Mann die gesamte politische Macht übertragen.«

»Doch. Alle stimmen darin überein, dass genau das geschehen soll.«

»So weit wird es nie kommen«, meinte ein anderer.

»Vielleicht wird es ja gar nicht so schlimm«, warf Lord rasch ein. »Russland ist bankrott. Das Land braucht dringend ausländische Investitionen. Vielleicht lässt sich das mit einem Autokraten ja leichter bewerkstelligen als mit der *Mafija*.«

Einige murmelten zustimmend, aber ein Mann fragte: »Und dann sind wir dieses Problem los?«

»Das können wir nur hoffen.«

»Was glauben Sie, Mr. Hayes?«, fragte ein anderer.

Hayes erhob sich von seinem Platz an einem der hinteren Tische und trat nach vorn. »Ich habe dem, was Miles Ihnen gesagt hat, nichts hinzuzufügen. Wir werden die Wiedereinsetzung des Zaren von ganz Russland erleben. Die Wiederbelebung einer absoluten Monarchie. Erstaunlich, aber wahr.«

»Ich finde es eher beängstigend«, entgegnete einer der Männer.

Hayes lächelte. »Keine Sorge. Sie bezahlen uns verdammt gut dafür, dass wir Ihre Interessen vertreten. Die Kommission hat mit ihrer Arbeit begonnen, und wir werden dabei sein, um das zu tun, wozu Sie uns beauftragt haben. Von Ihnen erwarten wir jetzt nur noch eines: dass Sie uns vertrauen.«

10

14.30 Uhr

Hayes betrat den winzigen Konferenzraum im siebten Stock. Das Bürogebäude, das mitten im Zentrum von Moskau stand, war ein auffallend modernes Gebäude mit einer Fassade aus Spiegelglas. Hayes wusste die Wahl ihrer Treffpunkte immer zu schätzen. Seine Partner schienen im Luxus zu schwelgen.

Stalin saß an dem sargförmigen Konferenztisch.

Dmitri Jakowlew war der Vertreter der *Mafija* in der Geheimkanzlei. Der Mann war Mitte vierzig; sein weizenblondes Haar fiel ihm über die braun gebrannte Stirn, und er strahlte Charme und Macht aus. Zum ersten Mal hatten sich die rund dreihundert kriminellen Banden Westrusslands auf einen Vertreter ihrer gemeinsamen Interessen geeinigt. Zu viel stand auf dem Spiel, als dass sie es sich hätten erlauben können, über Fragen des Protokolls zu streiten. Die Kriminellen hatten offenbar begriffen, was zum Überleben nötig war und dass ein absoluter Monarch mit dem entsprechenden Rückhalt im Volk ihnen massiv nutzen oder schaden könnte.

Stalin war, wie Hayes bemerkt hatte, in vielerlei Hinsicht die zentrale Gestalt. Der Einfluss der Gangs reichte tief in die Sphären von Regierung, Geschäftswelt und Militär. Die Russen hatten sogar einen eigenen Begriff dafür: *wory w zakone*, wörtlich »Diebe im Gesetz«. Hayes gefiel diese Wendung, auch wenn die Bedrohung, die diese Menschen darstellten, durchaus real war. Ein Auftragsmord war, verglichen mit dem langwierigen Gang durch die Mühlen der Justiz, die weitaus billigere und schnellere Methode, ein Problem zu lösen.

»Na, wie war die Eröffnungssitzung?«, fragte Stalin in perfektem Englisch.

»Wie zu erwarten, haben die Kommissionsmitglieder erst einmal organisatorische Fragen besprochen. Aber morgen geht es richtig los. In sechs Tagen soll die erste Abstimmung stattfinden.«

Der Russe schien beeindruckt. »Weniger als eine Woche – genau, wie Sie es vorhergesagt haben.«

»Ich sagte Ihnen ja, dass ich weiß, was ich tue. Ist der Transfer bereits gelaufen?«

Das Zögern seines Gegenübers signalisierte eine gewisse Irritation. »Ich bin solche Direktheit nicht gewohnt.«

Was nicht ausgesprochen wurde, aber dennoch klar war, war, dass Stalin eine solche Direktheit von einem Ausländer nicht gewohnt war. Hayes entschied sich, taktvoll vorzugehen, obwohl auch er irritiert war. »Das sollte keineswegs respektlos klingen. Aber die Zahlungen wurden nicht wie vereinbart geleistet, und ich bin nun einmal daran gewöhnt, dass Abmachungen auch eingehalten werden.«

Auf dem Tisch lag ein Blatt Papier. Stalin schob es zu ihm hinüber. »Das ist das von Ihnen gewünschte neu eröffnete Konto in Zürich. Dieselbe Bank wie zuvor. Fünf Millionen US-Dollar. Heute Morgen eingegangen. Somit sind alle bis heute fälligen Zahlungen geleistet.«

Hayes war erfreut. Schon seit zehn Jahren vertrat er die amerikanischen Ableger der russischen *Mafija*. Millionen von Dollars waren über nordamerikanische Finanzinstitute gewaschen worden – sei es, dass man sie in legale Geschäfte investierte, für die dringend Kapital benötigt wurde, oder aber man kaufte Aktien, Gold oder Kunst. Pridgen & Woodworth hatten durch diese Vertretung Millionen an legalen Honoraren verdient – legal dank einer Kombination aus großzügigen amerikanischen Gesetzen und noch großzügigeren Beamten. Niemand wusste, woher das Geld kam, und bislang hatten diese Aktivitäten bei den Behörden keinerlei Misstrauen erregt. Hayes hatte seine Kontakte dazu genutzt, seinen Einfluss in der Firma

zu vergrößern. Er hatte zahlreiche ausländische Klienten gewonnen, die sich an ihn wandten, weil er es verstand, im neuen Russland Geschäfte mit der Angst zu machen, und erkannt hatte, dass selbst Unsicherheit Vorteile bringen konnte, wenn man wusste, wie sie zu verringern war. Und genau das tat er.

Stalin grinste. »Das wird ganz schön profitabel für Sie, Taylor.«

»Ich sagte Ihnen ja, dass ich diese Risiken nicht aus Spaß eingehe.«

»Offensichtlich nicht.«

»Gestern sagten Sie, ich solle bei dieser Geschichte eine größere Rolle spielen. Was meinten Sie damit?«

»Wie ich schon sagte, werden wir gewisse Dinge in die Hand nehmen müssen, und Sie sind jemand, der jederzeit seine Hände in Unschuld waschen kann.«

»Ich möchte aber gern wissen, was Sie mir verschweigen.«

»Das spielt im Augenblick wirklich keine Rolle. Es gibt keinerlei Anlass zu Besorgnis; wir ergreifen einfach nur gewisse Vorsichtsmaßnahmen.«

Hayes griff in seine Hosentasche und zog die Karte hervor, die Stalin ihm am Vortag gegeben hatte. »Werde ich gezwungen sein, dort anzurufen?«

Stalin lachte in sich hinein. »Gefällt Ihnen etwa die Vorstellung, dass sich auf Ihren Befehl hin andere in den Fluss stürzen würden?«

»Ich möchte nur wissen, warum ich auf diese Leute angewiesen sein könnte.«

»Hoffen wir mal, der Fall tritt gar nicht erst ein. Und

jetzt erzählen Sie mir was über die künftige Machtverteilung. Was wurde dazu in der heutigen Sitzung gesagt?»

Hayes beschloss, die Sache auf sich beruhen zu lassen. »Alle Macht wird vom Zaren ausgehen. Aber darüber hinaus sind auch ein Ministerrat und eine Duma vorgesehen, die zu Rate gezogen werden müssen.«

Stalin dachte darüber nach. »Anscheinend ist die Wankelmütigkeit Teil unserer Natur. Monarchie, Republik, Demokratie, Kommunismus ... nichts davon funktioniert hier wirklich.« Er hielt inne und fügte dann lächelnd hinzu: »Gott sei Dank.«

Dann stellte Hayes die Frage, die ihm wirklich unter den Nägeln brannte. »Und was ist mit Stefan Baklanow? Spielt er mit?«

Stalin schaute auf seine Armbanduhr. »Ich bin davon überzeugt, dass Sie darauf bald eine Antwort bekommen.«

11

Landgut Grüne Lichtung

16.30 Uhr

Hayes bewunderte das Gewehr, eine Fox-Doppellaufflinte mit handpoliertem Ölschaft aus türkischem Walnussholz, schlankem Pistolengriff, Biberschwanz-Vorderschaft und einer Abschlusskappe aus Hartgummi. Er prüfte das System mit automatischem Ejektor. Der Preis eines solchen

Gewehrs bewegte sich, wie Hayes wusste, zwischen siebentausend Dollar für das Basismodell und bis zu fünf- undzwanzigtausend für eine Sonderanfertigung. Eine wahrhaft eindrucksvolle Waffe.

»Sie sind dran«, sagte Lenin.

Hayes legte an und zielte in den wolkenverhangenen Nachmittags Himmel. Er stabilisierte den Lauf mit einer federleichten Berührung.

»Ab«, rief er.

Eine Tontaube schoss aus dem Wurfgerät. Er folgte dem schwarzen Punkt und drückte ab.

Die Tontaube zerstob in tausend Stücke.

»Guter Schütze«, lobte Chruschtschow.

»Ich bin leidenschaftlicher Jäger.«

Hayes verbrachte mindestens neun Wochen im Jahr auf Jagdexpeditionen in allen möglichen Teilen der Welt. Kanadische Karibus und Gänse, asiatische Fasane und Wildschafe, europäische Rothirsche und Füchse, afrikanische Kaffernbüffel und Antilopen. Ganz zu schweigen von den Enten, Hirschen, Waldhühnern und Wildtrutzhähnen, auf die er in den Wäldern im Norden Georgias und in den Bergen des westlichen North Carolina Jagd machte. Sein Büro in Atlanta war voll gestopft mit Trophäen. Die letzten Monate aber waren so arbeitsintensiv gewesen, dass er kein einziges Mal zum Schießen gekommen war, und so war er dankbar für diesen Ausflug.

Unmittelbar nach seinem Treffen mit Stalin hatte er Moskau verlassen. Ein Chauffeur hatte ihn zu einem Landgut fünfzig Kilometer südlich der Hauptstadt gebracht. Das Gutshaus aus rotem Backstein war mit Efeu

berankt. Es gehörte einem weiteren Mitglied der Geheimkanzlei – Georgi Ostanowitsch, den Hayes besser unter dem Namen Lenin kannte.

Ostanowitsch war Angehöriger des Militärs. Dicke Brillengläser umrahmten die stahlgrauen Augen des dünnen, leichenblassen Mannes. Er war General, auch wenn er nie eine Uniform trug. In der ersten Phase des Tschechenienkrieges hatte er seine Soldaten als Frontoffizier zum Angriff auf Grosny geführt. Dieser Konflikt hatte ihn eine Lunge gekostet; seitdem fiel ihm das Atmen schwer. Nach dem Krieg hatte er sich zu einem der schärfsten Kritiker Jelzins und seiner unentschlossenen Militärpolitik entwickelt, und nur Jelzins Rückzug von den Schalthebeln der Macht hatte seine Degradierung verhindert. Die höchsten russischen Offiziere sorgten sich um ihre Zukunft unter dem neuen Zaren, und da die Armee überall mitmischte, hatte man Ostanowitsch in dieser Angelegenheit zu ihrem Vertreter bestimmt.

Lenin stellte sich in Position und bereitete sich auf den Schuss vor.

»Ab«, brüllte der Russe.

Volltreffer.

»Ausgezeichnet«, sagte Hayes anerkennend. »Bei der tief stehenden Sonne wird es immer schwieriger zu treffen.«

Stefan Baklanow, der »Thronanwärter«, stand ein wenig abseits, seine einläufige Schrotflinte geöffnet in der Hand. Er war eher klein und stämmig mit einem Brustkorb wie ein Fass und hatte eine Halbglatze, hellgrüne Augen und einen dichten Hemingway-Bart. Baklanow

näherte sich den fünfzig, und sein emotionslos wirkendes Gesicht machte Hayes Sorgen. In der Politik kam es schließlich nicht darauf an, ob ein Kandidat tatsächlich Führungsqualitäten besaß oder nicht. Entscheidend war, ob es ihm gelang, den Eindruck zu erwecken, er habe sie. Obgleich Hayes nicht daran zweifelte, dass sich zum Schluss alle siebzehn Mitglieder der Zarenkommission bestechen lassen würden, musste ein passender Kandidat irgendwann vor die Öffentlichkeit treten und – was noch wichtiger war – Führungsaufgaben übernehmen oder zumindest auf effektive Weise die Anweisungen derer umsetzen, die ihn auf den Thron gehievt hatten.

Baklanow trat bis zur Linie vor. Lenin und Chruschtschow zogen sich zurück.

Mit seiner Baritonstimme fragte Baklanow: »Jetzt möchte ich aber zu gern wissen, ob eine absolute Monarchie geplant ist.«

»Anders funktioniert es nicht«, erklärte Lenin.

Hayes öffnete sein Gewehr und holte die leere Patronenhülse heraus. Nur die vier Männer standen auf der erhöhten Backsteinterrasse. Die aus Tannen und Birken bestehenden Wäldchen im Hintergrund nahmen bereits eine herbstliche Färbung an. Hinter einem Pavillon war in weiter Ferne auf offenem Feld eine Bisonherde zu erkennen.

»Werde ich das uneingeschränkte Oberkommando über das Militär haben?«, fragte Baklanow weiter.

»Innerhalb gewisser Grenzen«, erklärte Lenin. »Wir leben schließlich nicht mehr zu Nikolaus' Zeiten. Wir müssen auch die Anforderungen der ... Moderne berücksichtigen.«

»Und werde ich wenigstens die Landstreitkräfte kontrollieren?«

»Welche Politik würden Sie in Bezug auf das Militär bevorzugen?«, fragte Lenin.

»Ich wusste gar nicht, dass ich meine eigene Politik machen darf.«

Der Sarkasmus war nicht zu überhören, und Hayes sah, dass Lenin davon wenig begeistert war. Auch Baklanow schien es zu merken. »Ich verstehe natürlich, General, dass Sie der Meinung sind, das Militär verfüge über viel zu geringe Mittel, und unsere Verteidigungsfähigkeit sei durch die politische Instabilität beeinträchtigt. Ich glaube aber nicht, dass unsere Zukunft in einem starken Militär liegt. Die Sowjets haben diese Nation in den Staatsbankrott geführt, indem sie Bomben bauten, während unsere Straßen verrotteten und die Menschen hungern mussten. Unsere Aufgabe wird es sein, diese Grundbedürfnisse zu befriedigen.«

Hayes war klar, dass Lenin von diesen Ausführungen nicht begeistert war. Russische Frontoffiziere verdienten im Monat weniger als Straßenhändler. Die Lebensbedingungen in den Kasernen glichen mehr und mehr denen in Elendsvierteln. Fahrzeuge und anderes Gerät wurden seit Jahren nicht mehr gewartet, und selbst die modernste Ausrüstung war hoffnungslos veraltet.

»Selbstverständlich, Herr General, muss die Armee im Budget ausreichend berücksichtigt werden, um Defizite der Vergangenheit auszugleichen. Wir brauchen ein starkes Militär, um uns im Notfall verteidigen zu können.« Das war ein klares Signal für Baklanows Kompromissbe-

reitschaft. »Aber ich habe noch eine andere Frage: Wird man dem Zarenhaus sein Eigentum zurückgeben?«

Hayes musste beinahe lächeln. Der Thronanwärter schien die missliche Lage, in der sein Gastgeber sich befand, zu genießen. Das Wort »Zar« war eine altrussische Verballhornung des lateinischen *Caesar*, und er fand diese Analogie durchaus passend. Dieser Mann würde einen hervorragenden Caesar abgeben. Seine ungezügelte Arroganz grenzte schon fast an Dummheit. Vielleicht hatte Baklanow ja vergessen, dass Caesars Kollegen im alten Rom auch irgendwann die Geduld verloren hatten.

»Wie haben Sie sich das vorgestellt?«, fragte Chruschtschow.

Chruschtschow – Maxim Zubarew – war Mitglied der Regierung. Er hatte ein draufgängerisches, großspuriges Gebe an sich, mit dem er wohl, wie Hayes manchmal dachte, von seinem Pferdegesicht und der faltigen Augenpartie, einem insgesamt wenig attraktiven Äußeren, ablenken wollte. Zubarew repräsentierte einen ansehnlichen Block hoher Beamter der Moskauer Zentralverwaltung, die sich um ihren Einfluss unter der künftigen Monarchie sorgten. Er war sich sehr genau darüber im Klaren, dass so etwas wie eine nationale Ordnung nur deswegen überhaupt noch existierte, weil die Bevölkerung die Autorität der Regierung so lange anerkannte, bis die Zarenkommission ihre Arbeit erledigt hatte. Minister, die die bevorstehenden Veränderungen politisch überleben wollten, mussten sich rasch an die neuen Gegebenheiten anpassen. So wollten auch sie ein Wörtchen mitzureden

haben, wenn in geheimer Runde über die Gestaltung des künftigen Systems entschieden wurde.

Baklanow wandte sich an Chruschtschow. »Ich erwarte die Rückgabe der Paläste, die zum Zeitpunkt der Revolution im Besitz meiner Familie waren und von Dieben gestohlen wurden.«

Lenin seufzte. »Und wie wollen Sie dann die laufenden Kosten bezahlen?«

»Ich doch nicht. Das macht natürlich der Staat. Aber vielleicht könnten wir ja zu einem Arrangement kommen, das so ähnlich ist wie bei der englischen Monarchie. Das meiste bleibt für die Öffentlichkeit zugänglich, und die Eintrittsgelder werden für die Erhaltung verwendet. Das gesamte Eigentum und die dazugehörigen Fotorechte gehören jedoch der Krone und werden für die übrige Welt nur gegen Entgelt freigegeben. Die englische Königsfamilie macht auf diese Weise jedes Jahr Millionen.«

Lenin zuckte die Achseln. »Ich sehe da kein Problem. Das Volk kann sich diese Monstrositäten ohnehin nicht leisten.«

»Natürlich«, fuhr Baklanow fort, »würde ich den Katharinenpalast in Zarskoje Selo wieder in eine Sommerresidenz umwandeln. In Moskau will ich die alleinige Verfügungsgewalt über die Kremlpaläste, wobei ich den Facettenpalast zum Mittelpunkt meines Hofs machen werde.«

»Ist Ihnen eigentlich klar, was solche Extravaganzen kosten?«, fragte Lenin.

Baklanow starrte den Mann an. »Das Volk will doch schließlich nicht, dass der Zar in einer schäbigen Hütte

haust. Die Kosten sind Ihr Problem, meine Herren. Ein gewisser Prunk gehört für einen Herrscher einfach dazu.«

Hayes bewunderte die Unverfrorenheit des Mannes. Er erinnerte ihn an Jimmy Walker, der im New York der Zwanzigerjahre den Parteibonzen von Tammany Hall die Stirn geboten hatte. Doch ein solches Auftreten war riskant. Walker hatte schließlich aufgeben müssen, jegliches Ansehen in der Öffentlichkeit verloren und war wegen seines Ungehorsams aus der Parteiführung ausgeschlossen worden.

Baklanow ließ den Gewehrkolben auf seinen glänzenden rechten Stiefel sinken. Hayes warf einen bewundernden Blick auf Baklanows wollenen Anzug – Savile Row, wenn er nicht irrte –, das Baumwollhemd von Charvet, die Krawatte von Canali und den Filzhut mit Gamsbart. Dieser Russe verstand es, sich in Szene zu setzen.

»Die Sowjets haben uns jahrzehntelang mit den vermeintlichen Lastern der Romanows in den Ohren gelegen. Alles erstunken und erlogen«, erklärte Baklanow. »Die Menschen wollen eine Monarchie mit allem Drum und Dran. Etwas, das in der ganzen Welt Aufsehen erregt. Und das ist nur mit großem Tamtam zu erreichen. Wir beginnen mit einer komplizierten und prunkvollen Krönungszeremonie, dann folgt eine Geste der Ergebenheit von Seiten des Volkes für seinen neuen Herrscher – sagen wir mal eine Million Menschen auf dem Roten Platz. Danach erwartet man, dass ich Paläste bewohne.«

»Und was ist mit Ihrem Hof?«, fragte Lenin. »Werden Sie St. Petersburg zu Ihrer Hauptstadt machen?«

»Selbstverständlich. Die Kommunisten haben sich für Moskau entschieden, und deshalb wird eine Rückkehr nach St. Petersburg gewissermaßen zu einem Symbol der Veränderung.«

»Und werden Sie auch wieder Großfürsten und -fürstinnen einsetzen?«, erkundigte sich Lenin mit unverhohlenem Abscheu.

»Ja, auch das. Die Erbfolge muss schließlich gewährleistet werden.«

»Aber Sie verachten doch Ihre Familie«, wandte Lenin ein.

»Meine Söhne werden ihr Geburtsrecht zugesprochen bekommen. Darüber hinaus werde ich eine neue herrschende Schicht schaffen. Welch bessere Möglichkeit gäbe es, die Patrioten zu belohnen, die all das erst möglich gemacht haben?«

Chruschtschow mischte sich ein. »Einige von uns wollen eine neue Schicht von Bojaren, die sich aus den Rängen der Neureichen und der Verbrecherbanden zusammensetzt. Die Bevölkerung erwartet vom Zaren aber, dass er der *Mafija* ein Ende setzt, statt sie zu belohnen.«

Hayes fragte sich, ob Chruschtschow wohl ebenso offen reden würde, wenn Stalin hier wäre. Stalin und Breschnew waren aus gutem Grund nicht zu diesem Treffen eingeladen worden. Die Aufteilung in zwei Gruppen war Hayes' Idee gewesen – eine Variation des bekannten Szenarios mit dem guten und dem bösen Polizisten.

»Dem kann ich nur zustimmen«, erklärte Baklanow. »Eine langsame Entwicklung wird für alle Beteiligten von Vorteil sein. Ich bin vor allem daran interessiert, dass

meine leiblichen Erben mir auf den Thron folgen und die Romanow-Dynastie fort dauert.«

Baklanows drei Kinder, allesamt Söhne, waren zwischen fünfundzwanzig und dreiunddreißig Jahre alt. Sie hassten ihren Vater, doch die Aussicht, dass der Älteste Zarewitsch und die beiden anderen Großherzöge werden könnten, hatte den Familienfrieden zumindest oberflächlich wiederhergestellt. Baklanows Frau war eine hoffnungslose Alkoholikerin, aber gebürtige Russin und orthodoxe Christin und konnte sogar auf eine Spur königlichen Blutes verweisen. Im letzten Monat hatte sie eine Entziehungskur in einer australischen Klinik gemacht und dabei ständig jedem erzählt, dass sie als die zukünftige Zarin von ganz Russland liebend gern auf Alkohol verzichten werde.

»Wir alle sind an der Fortführung der Dynastie interessiert«, erklärte Lenin. »Ihr Erstgeborener scheint ja ein vernünftiger Mensch zu sein. Er hat versprochen, Ihre Politik fortzusetzen.«

»Und wie soll meine Politik aussehen?«

Hayes hatte schon darauf gewartet, sich einmischen zu können. »Ganz einfach: Sie machen, was wir sagen.« Er hatte die Nase voll davon, diesem Schwachkopf um den Bart zu gehen.

Baklanow war anzumerken, wie wütend ihn diese brutale Offenheit machte. Sehr gut, dachte Hayes. Soll er sich ruhig schon mal daran gewöhnen.

»Ich wusste gar nicht, dass ein Amerikaner bei der Gelegenheit auch eine Rolle spielen würde.«

Hayes fixierte ihn mit einem vielsagenden Blick. »Dieser Amerikaner finanziert Ihren Lebensstil.«

Baklanow sah Lenin an. »Stimmt das?«

»Wir haben nicht die Absicht, Ihnen unsere Rubel in den Rachen zu werfen. Die Leute aus dem Ausland machten uns ein Angebot, und wir nahmen es an. Sie haben in den nächsten Jahren viel zu verlieren oder zu gewinnen, je nachdem.«

»Wir sorgen dafür, dass Sie zum nächsten Zaren gewählt werden«, fuhr Hayes fort. »Außerdem werden Sie absolute Machtbefugnisse bekommen. Es wird zwar eine Duma geben, aber die wird so impotent sein wie ein kastrierter Bulle. Sämtliche Gesetzesvorlagen müssen erst von Ihnen und dem Staatsrat abgesegnet werden.«

Baklanow nickte zustimmend. »Stolypins Philosophie. Man stutze die Duma auf ein schmückendes Beiwerk zurück, das die Politik der Regierung billigt und nicht etwa kontrolliert oder ausführt. Alle Macht dem Monarchen.«

Petr Stolypin war einer der letzten Ministerpräsidenten von Nikolaus II. gewesen. Er hatte die zaristische Ordnung mit so harter Hand verteidigt, dass die Schlinge des Henkers, mit der er Bauernaufstände bestrafte, als »Stolypin-Krawatte« bezeichnet wurde und die Eisenbahnwagons, in denen man politische Gefangene in die Verbannung nach Sibirien schickte, als »Stolypin-Wagen«. Am Ende war er vor der Kiewer Oper unter den Augen von Nikolaus II. von einem Revolutionär erschossen worden.

»Vielleicht lässt sich aus Stolypins Schicksal ja etwas lernen?«, meinte Hayes.

Baklanow antwortete nicht, doch sein bärtiges Gesicht ließ keinen Zweifel daran, dass er die Drohung verstanden hatte. »Wie wird der Staatsrat zusammengesetzt sein?«

»Zur Hälfte gewählt, zur anderen Hälfte von Ihnen eingesetzt«, antwortete Lenin.

»Als Versuch, ein demokratisches Element einzufügen«, erklärte Hayes. »Das macht sich in der Öffentlichkeit immer gut. Aber wir sorgen schon dafür, dass wir den Rat unter Kontrolle behalten. Was die Politik anbelangt, so hören Sie nur auf uns. Es hat verdammt viel Arbeit gekostet, alle für dieses Projekt zusammenzubringen. Sie stehen natürlich im Mittelpunkt, das ist uns klar. Diskretion ist zu unser aller Vorteil, und somit brauchen Sie keinen öffentlichen Beschuss von unserer Seite zu befürchten. Aber Ihr Gehorsam darf und wird nie in Frage stehen.«

»Und wenn ich mich weigere, sobald ich erst einmal an der Macht bin?«

»Dann geht es Ihnen wie Ihren Vorfahren«, entgegnete Lenin. »Wie war das noch mal? Iwan VI. brachte sein ganzes Leben in Einzelhaft zu. Peter II. wurde erschlagen, Paul der I. stranguliert, Alexander II. in die Luft gejagt, Nikolaus II. erschossen. Ihr Romanows habt in Bezug auf Attentate nie allzu viel Glück gehabt. Ein Tod, der Ihrem Rang angemessen ist, lässt sich jederzeit arrangieren. Dann werden wir ja sehen, ob der nächste Romanow kooperativer ist.«

Baklanow sagte kein Wort. Er wandte sich lediglich wieder zu den in Dämmerlicht getauchten Wäldern um und knallte den Verschluss seines Gewehrs zu. Dann gab er dem Mann an der Wurfmaschine ein Zeichen.

Eine Wurfscheibe stieg in die Luft.

Er schoss. Daneben.

»Oje«, meinte Chruschtschow. »Ich fürchte, an Ihrer Treffsicherheit werden wir noch arbeiten müssen.«

12

Moskau, 20.30 Uhr

Lord war beunruhigt, dass Hayes so plötzlich die Stadt verlassen hatte. Er fühlte sich wohler, wenn sein Chef in der Nähe war. Nach den Ereignissen vom Vortag hatte sich seine Nervosität immer noch nicht gelegt, und Ilja Zenow war zum Schlafen nach Hause gegangen. Er wollte am nächsten Morgen um sieben im Foyer des Wolchow auf ihn warten. Lord hatte ihm versprechen müssen, auf seinem Zimmer zu bleiben, aber er fand keine Ruhe und beschloss, auf einen Drink ins Erdgeschoss zu gehen.

Wie gewöhnlich saß am Ende des Korridors im dritten Stock eine ältere Frau hinter einer Art Schreibtisch, und es gab keine Möglichkeit, zu den Aufzügen zu gelangen, ohne an ihr vorbeizukommen. Sie war eine *Deschurnaja* – ein weiteres Überbleibsel aus der Sowjetära, als auf jedem Stockwerk eines jeden Hotels eine solche Frau gearbeitet hatte. Sie waren allesamt für den KGB tätig gewesen und hatten ihren Teil zur Überwachung ausländischer Gäste beigetragen. Jetzt waren sie nur noch bessere Dienstboten.

»Sie gehen aus, Mr. Lord?«

»Nur kurz in die Bar.«

»Waren Sie heute in der Sitzung der Kommission?«

Er hatte aus seiner Tätigkeit für die Kommission kein Geheimnis gemacht, denn schließlich war er Tag für Tag mit dem entsprechenden Anstecker an seinem Anzug gekommen und gegangen.

Er nickte.

»Wird man einen neuen Zaren für uns finden?«

»Möchten Sie das denn?«

»Von ganzem Herzen. Dieses Land muss zurück zu seinen Wurzeln.«

Jetzt hatte sie ihn neugierig gemacht.

»Wir sind ein großes Land, das nur allzu leicht seine Vergangenheit vergisst. Der Zar, ein Romanow, wird uns unsere Wurzeln zurückgeben.« Sie klang stolz.

»Und wenn der Auserwählte kein Romanow ist?«

»Dann funktioniert es nicht«, erklärte sie. »Sagen Sie diesen Leuten bitte, dass sie nicht einmal daran denken sollten. Das Volk will einen Romanow. Je näher er mit Nikolaus II. verwandt ist, desto besser.«

Sie schwatzten noch ein wenig, und bevor er zum Aufzug ging, versprach er der Frau, ihr Anliegen weiterzugeben.

Unten ging Lord auf dieselbe Lounge zu, in die er und Hayes sich am Vortag nach der Schießerei zurückgezogen hatten. Als er an einem der Restaurants vorbeilief, sah er ein bekanntes Gesicht. Es war der ältere Herr aus dem Archiv, der dort zusammen mit drei anderen Personen saß.

»Guten Abend, Professor Paschkow«, grüßte Lord auf Russisch.

»Mr. Lord! Was für ein Zufall! Sind Sie zum Essen hier?«

»Ich wohne in diesem Hotel.«

»Ich bin mit Freunden da. Wir essen oft hier. Das Restaurant ist recht ordentlich.« Paschkow stellte seine Begleiter vor.

Nach etwas Smalltalk entschuldigte sich Lord. »War schön, Sie wiederzusehen, Professor.« Er deutete mit dem Kopf zur Bar. »Ich wollte mir nur noch einen kleinen Schlummertrunk genehmigen.«

»Darf ich mich anschließen?«, fragte Paschkow. »Ich habe die Unterhaltung mit Ihnen neulich sehr genossen.«

Lord zögerte einen Augenblick, bevor er einwilligte: »Bitte sehr. Gegen ein wenig Gesellschaft habe ich nichts einzuwenden.«

Paschkow verabschiedete sich von seinen Freunden und folgte ihm in die Lounge. Ein dezentes Klavier-Medley schwebte durch den schwach beleuchteten Raum. Nur etwa die Hälfte der Tische war belegt. Sie setzten sich, und Lord bestellte eine Karaffe Wodka. »Sie sind gestern aber schnell verschwunden«, merkte er an.

»Ich sah, dass Sie sehr beschäftigt waren, und hatte Ihnen schon genug von Ihrer Zeit gestohlen.«

Der Kellner kam mit dem Wodka, und sein Gast bezahlte, noch bevor Lord sein Geld hervorholen konnte. Er dachte an das, was die Frau von oben gesagt hatte. »Professor, darf ich Ihnen eine Frage stellen?«

»Aber natürlich.«

»Was wäre, wenn die Kommission sich für einen Nicht-Romanow entscheiden sollte?«

Paschkow schenkte ihnen beiden ein. »Das wäre ein Fehler. Schließlich gehörte der Thron zum Zeitpunkt der Revolution den Romanows.«

»Manche würden argumentieren, dass Nikolaus bei seiner Abdankung im März 1917 auf den Thron verzichtete.«

Paschkow lachte leise. »Mit einer Pistole am Kopf. Ich glaube kaum, dass irgendjemand ernsthaft behaupten würde, er habe freiwillig auf den Thron und das Geburtsrecht seines Sohnes verzichtet.«

»Wer hat Ihrer Meinung nach am ehesten Anspruch auf den Thron?«

Der Russe zog eine Augenbraue hoch. »Schwierige Frage. Sind Sie mit der russischen Erbfolgeregelung vertraut?«

Lord nickte. »Zar Paul hat das entsprechende Gesetz im Jahr 1797 erlassen. Darin sind fünf Kriterien enthalten. Jeder Bewerber muss männlich sein, solange ein wählbarer Mann zur Verfügung steht. Er muss russisch-orthodoxen Glaubens sein. Seine Mutter und seine Frau ebenfalls. Er darf nur eine gleichrangige Frau aus einem anderen Herrscherhaus heiraten. Und er kann nur mit Erlaubnis des herrschenden Zaren heiraten. Wer auch nur eins dieser fünf Kriterien nicht erfüllt, ist aus dem Rennen.«

Paschkow grinste. »Sie sind wirklich ein Kenner unserer Geschichte. Und wie steht es mit Scheidung?«

»Daran haben sich die Russen nie gestört. Es kam immer wieder mal vor, dass geschiedene Frauen in die Zarenfamilie einheirateten. Ich fand das schon immer interessant. Einerseits diese fast schon fanatische Unterordnung unter die orthodoxe Doktrin, dann aber wieder dieses ganz pragmatische Denken.«

»Es dürfte wohl keine Garantie geben, dass sich die Kommission an das Erbfolgegesetz hält.«

»Ich denke, dass ihr gar nichts anderes übrig bleibt. Das Gesetz wurde niemals aufgehoben, außer durch eine Erklärung der Kommunisten, die niemand als rechtmäßig anerkennt.«

Paschkow legte den Kopf schief. »Aber kann denn überhaupt irgendein Bewerber alle fünf Kriterien erfüllen?«

Diesen Punkt hatte Lord auch schon mit Hayes durchgesprochen. Der Mann hatte Recht – das Erbfolgegesetz stellte ein ernsthaftes Problem dar. Und die wenigen Romanows, die die Revolution überlebt hatten, machten die Lage nicht einfacher. Sie hatten sich in fünf verschiedene Clans aufgespalten, von denen lediglich zwei – die Michailowitschi und die Wladimirowitschi – ausreichend enge genetische Verbindungen zu der Romanow-Dynastie hatten, um für den Thron überhaupt in Frage zu kommen.

»Das ist ein echtes Dilemma«, fuhr der Professor fort. »Aber wir stehen hier vor einer ungewöhnlichen Situation. Eine ganze Herrscherfamilie wurde eliminiert. Da ist es kein Wunder, wenn es eine gewisse Verwirrung bezüglich der Thronfolge gibt. Die Kommission wird dieses Rätsel entwirren und einen Zaren präsentieren müssen, den die Bevölkerung akzeptieren kann.«

»Ich habe bei der ganzen Sache so meine Bedenken. Baklanow bezeichnet einige der Wladimirowitschi als Verräter. Es heißt, er wolle Beweise für seine Anschuldigungen auf den Tisch legen, falls einer ihrer Namen auf der Kandidatenliste erscheint.«

»Und Sie machen sich deswegen Sorgen um ihn?«

»Ja.«

»Sind Sie auf etwas gestoßen, das seine Ansprüche gefährden könnte?«

Lord schüttelte den Kopf. »Nichts, was mit ihm zu tun hätte. Er gehört zu den Michailowitschi, die Nikolaus II. verwandtschaftlich am nächsten stehen. Seine Großmutter war Xenia, Nikolaus' Schwester. Sie floh nach der Machtergreifung der Bolschewiki 1917 nach Dänemark. Ihre sieben Kinder wuchsen im Westen auf und zerstreuten sich in der Folgezeit in alle Winde. Baklanows Eltern lebten in Deutschland und Frankreich. Er besuchte die besten Schulen, stand aber vor dem vorzeitigen Ableben seiner Cousins in der Thronfolge nicht an erster Stelle. Nun aber ist er der älteste männliche Thronanwärter, und bis jetzt habe ich nichts gefunden, was gegen ihn spräche.«

Außer, dachte er, dass womöglich ein direkter Nachfahre von Nikolaus und Alexandra existiert – aber um das zu glauben, bedurfte es schon einer Menge Phantasie.

Zumindest war er bis gestern dieser Meinung gewesen.

Paschkow hielt sein Wodkaglas dicht an sein vom Alter gezeichnetes Gesicht. »Ich kenne Baklanow. Sein einziges Problem könnte seine Frau werden. Sie ist zwar orthodox und hat sogar eine Spur königlichen Blutes in den Adern, stammt aber natürlich nicht von einem Herrscherhaus ab. Wie sollte sie auch? Wo doch nur so wenige übrig sind. Sicherlich werden die Wladimirowitschi das als Hindernis anführen, aber aus meiner Sicht wird der Kommission gar nichts anderes übrig bleiben, als diese

Anforderung einfach zu ignorieren. Ich fürchte, die kann sowieso keiner erfüllen. Ebenso wenig, wie einer der überlebenden Verwandten sich auf eine Erlaubnis des Zaren zur Heirat berufen kann, da es seit Jahrzehnten keinen Zaren mehr gibt.«

Zu diesem Schluss war Lord auch schon gelangt.

»Ich glaube nicht, dass das russische Volk in dieser Ehe ein Problem sieht«, fuhr Paschkow fort. »Weit mehr wird es auf das künftige Handeln des neuen Zaren und seiner Zarin ankommen. Diese letzten Nachfahren der Romanows können ziemlich engstirnig sein und sie führen zu viele Machtkämpfe gegeneinander. Das ist nicht zu tolerieren, schon gar nicht, wenn es in aller Öffentlichkeit vor der Kommission geschieht.«

Lord musste wieder an Lenins Notiz und Alexandras Schreiben denken und beschloss herauszufinden, was Paschkow darüber wusste. »Haben Sie noch einmal über das nachgedacht, was ich Ihnen gestern im Archiv gezeigt habe?«

Der ältere Mann grinste. »Ich verstehe, dass Sie sich Sorgen machen. Was wäre, wenn ein direkter Nachkomme von Nikolaus II. noch am Leben wäre? Dann hätte von allen Romanows nur dieser einen Anspruch auf den Thron. Aber Sie glauben doch wohl nicht, Mr. Lord, dass jemand das Massaker von Jekaterinburg überlebt haben könnte?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Aber nein, wenn die Berichte über das Massaker zutreffend sind, hat keiner überlebt. Trotzdem scheint Lenin diese Berichte angezweifelt zu haben. Ich meine, Jurowski hätte Moskau

ja schlecht berichten können, dass ihm zwei Leichen fehlten.«

»Stimmt. Obwohl mittlerweile klar ist, dass genau dies der Fall war. Die Gebeine von Alexej und Anastasia sind verschwunden.«

Lord erinnerte sich, dass 1979 ein pensionierter Geologe und ein russischer Filmemacher herausbekommen hatten, wo Jurowski und seine Henkersknechte die ermordete Zarenfamilie vergraben hatten. Sie hatten sich heimlich an die Stelle geschlichen und die sterblichen Überreste ausgegraben. Erst 1991 jedoch waren die Knochen exhumiert und mit Hilfe der DNA-Analyse sicher identifiziert worden. Paschkow hatte Recht. Nur neun Skelette kamen ans Tageslicht. Und trotz jahrelanger gründlicher Suche in der Umgebung des Grabes waren die Überreste der beiden jüngsten Kinder von Nikolaus II. nie gefunden worden.

»Sie könnten einfach an einer anderen Stelle begraben sein«, meinte Paschkow.

»Aber was hat Lenin mit seiner Bemerkung gemeint, dass die Berichte über die Ereignisse in Jekaterinburg nicht ganz zutreffend seien?«

»Schwer zu sagen. Lenin war ein sehr vielschichtiger Mensch. Es ist eindeutig klar, dass er den Befehl gab, die ganze Familie zu erschießen. Die Akten beweisen eindeutig, dass die Befehle aus Moskau kamen und von Lenin persönlich gutgeheißen wurden. Das Letzte, was er hätte brauchen können, wäre die Befreiung des Zaren durch die Weiße Armee gewesen. Die Weißen waren zwar keine Royalisten, aber dieser Akt hätte das Ende der Revolution bedeuten können.«

»Und was hat seine Anmerkung zu bedeuten, die Information über Felix Jussupow bestätige, dass die Berichte aus Jekaterinburg offensichtlich nicht der Wahrheit entsprächen?«

»Also das ist wirklich ein interessanter Punkt. Ich habe darüber nachgedacht, ebenso wie über Alexandras Bericht über Rasputins Vision. Das ist eindeutig eine neue Information, Mr. Lord. Ich halte mich für ziemlich belesen in der Geschichte des Zarentums, aber ich habe nie etwas gefunden, was Jussupow und die Zarenfamilie nach 1918 miteinander in Verbindung brächte.«

Lord füllte sein Wodkaglas nach. »Jussupow hat Rasputin ermordet. Viele meinen, er habe mit dieser Tat den Niedergang der Monarchie beschleunigt. Sowohl Nikolaus als auch Alexandra hassten Jussupow dafür.«

»Was die Sache nur noch geheimnisvoller macht. Warum hätte die Zarenfamilie etwas mit ihm zu tun haben wollen?«

»Wenn ich mich recht entsinne, standen die meisten Verwandten des Zaren hinter der Entscheidung, den *Starez* zu töten.«

»Schon wahr. Und das war vielleicht der größte Schaden, den Rasputin angerichtet hat. Er trieb einen Keil in die Familie der Romanows. Irgendwann standen Nikolaus und Alexandra allein gegen alle anderen.«

»Rasputin war schon ein Rätsel«, sinnierte Lord. »Ein sibirischer Bauer, der unmittelbaren Einfluss auf den Zaren von ganz Russland hatte. Ein Scharlatan mit kaiserlicher Macht.«

»Viele würden bestreiten, dass er ein Scharlatan war.

Ein Großteil seiner Prophezeiungen hat sich bewahrheitet. Er sagte, der Zarewitsch werde nicht an seiner Bluterkrankheit sterben, und er hatte Recht. Er prophezeite, Zar-in Alexandra werde eines Tages seinen Geburtsort in Sibirien sehen – und auch das traf zu, nämlich auf ihrem Weg als Gefangene nach Tobolsk. Des Weiteren sagte er voraus, dass die Zarenfamilie die nächsten zwei Jahre nicht überleben werde, falls er selbst von einem Mitglied der Zarenfamilie ermordet würde. Jussupow hat eine Nichte des Zaren geheiratet, im Dezember 1916 den *Starez* ermordet, neunzehn Monate danach wurden die Romanows abgeschlachtet. Keine schlechte Prophezeiung für einen Scharlatan.«

Lord war nicht sonderlich beeindruckt von heiligen Männern mit einem angeblichen Draht zum lieben Gott. Sein Vater hatte ebenfalls stets behauptet, ein solcher zu sein. Tausende waren zu seinen Versammlungen gekommen, um ihn das Wort Gottes predigen zu hören und mitzuerleben, wie er die Kranken heilte. Natürlich war all das vergessen, wenn Stunden später eine der Frauen aus dem Chor in sein Zimmer kam. Lord hatte viel über Rasputin gelesen und darüber, wie dieser Frauen auf dieselbe Weise verführt hatte.

Er schob die Gedanken an seinen Vater beiseite und wandte ein: »Es ist doch nie nachgewiesen worden, dass irgendjemand sich zu Rasputins Lebzeiten auch nur an eine seiner Prophezeiungen erinnerte. Das meiste, was man darüber weiß, kam später von seiner Tochter, die es wohl als ihre Lebensaufgabe ansah, das Image ihres Vaters aufzupolieren. Ich habe ihr Buch gelesen.«

»Das mag ja bisher zugetroffen haben; jetzt aber gilt das nicht mehr.«

»Wie meinen Sie das?«

»Alexandras Notiz zufolge soll er vorhergesagt haben, dass die Zarenfamilie innerhalb von zwei Jahren sterben werde. Das Blatt wurde von ihr selbst auf den 28. Oktober 1916 datiert. Das war zwei Monate vor dem Mord an Rasputin. Offensichtlich hat er ihr gegenüber etwas Entsprechendes geäußert. Eine Prophezeiung, erklärte sie. Und sie hat sie aufgeschrieben. Also haben Sie ein historisch bedeutsames Dokument in Ihrem Besitz, Mr. Lord.«

Lord hatte sich darüber noch keine Gedanken gemacht, aber der Professor hatte vollkommen Recht.

»Haben Sie die Absicht, nach St. Petersburg zu fahren?«, fragte Paschkow.

»Bislang hatte ich das nicht vor, aber jetzt werde ich es wohl tun.«

»Gute Entscheidung. Mit Hilfe Ihrer Papiere erhalten Sie Zutritt zu Teilen der Archive, die keiner von uns jemals hat einsehen dürfen. Vielleicht ist da ja noch mehr zu entdecken, zumal Sie jetzt wissen, wonach Sie suchen müssen.«

»Das ist genau das Problem, Professor. Ich weiß mittlerweile gar nicht mehr, wonach ich suchen soll.«

Den Akademiker schien das nicht zu beunruhigen.
»Machen Sie sich mal keine Sorgen. Ich habe das Gefühl, Sie schaffen das schon.«

St. Petersburg

Donnerstag, 14. Oktober

12.30 Uhr

Lord betrat das Archiv im vierten Stock eines postrevolutionären Gebäudes am Newski Prospekt, einer der vielen geschäftigen Hauptstraßen. Er hatte zwei Plätze in einer Aeroflot-Maschine bekommen, die Moskau um neun Uhr morgens verließ. Obwohl der Flug problemlos verlaufen war, hatte er Lord einige Nerven gekostet, denn die Budgetkürzungen und der Mangel an ausgebildetem Personal forderten auch bei der nationalen Fluglinie ihren Tribut. Doch es hätte zu viel Zeit gekostet, die insgesamt 1300 Kilometer mit dem Zug zurückzulegen.

Ilja Zenow hatte wie versprochen um sieben Uhr im Foyer des Wolchow auf ihn gewartet, bereit, ihn einen weiteren Tag lang zu begleiten. Der Russe war überrascht, als Lord den Flughafen als Ziel genannt hatte, und er wollte Taylor Hayes anrufen, um entsprechende Instruktionen zu erbitten. Lord erklärte ihm, dass Hayes nicht in der Stadt sei und keine Telefonnummer hinterlassen habe. Dummerweise war der Rückflug am Nachmittag bereits ausgebucht, und so hatte er sich zwei Fahrkarten für den Nachtzug von St. Petersburg zurück nach Moskau reservieren lassen.

Wo Moskau mit seinen schmutzigen Straßen und langweiligen Bauwerken ein realistisches Bild der gesellschaftlichen Wirklichkeit bot, war St. Petersburg eine

Märchenstadt aus prächtigen Palästen, Kathedralen und Kanälen. Während das übrige Land im ewig gleichen, eintönigen Grau schlummerte, erfreuten hier rosafarbener Granit und gelbe und grüne Stuckfassaden das Auge.

Lord musste an die Worte denken, mit denen der russische Schriftsteller Nikolai Gogol die Stadt beschrieben hatte: Alles in ihr verströmte Falschheit. Damals wie heute schien die Stadt, deren bedeutendste Bauwerke von großen italienischen Architekten entworfen worden waren und die sich in ihrem Grundriss an westeuropäischen Vorbildern orientierte, ganz mit sich selbst beschäftigt zu sein. Bis zur kommunistischen Machtübernahme im Jahr 1917 war sie Hauptstadt gewesen, und nun dachte man also tatsächlich ernsthaft darüber nach, sie nach der Krönung des neuen Zaren wieder in diesen Status zu erheben.

Für einen Werktagsvormittag in einer Fünfmillionenstadt war der Verkehr vom südlich der Stadt gelegenen Flughafen ins Zentrum nicht sehr dicht gewesen. Zunächst hatte man mit Lords Kommissionsausweis nicht viel anfangen können, doch nachdem ein Anruf in Moskau seine Identität bestätigt hatte, war ihm freier Zugang zum gesamten Bestand des Archivs gewährt worden, einschließlich der als geheim eingestuften Papiere.

Das Archiv von St. Petersburg war zwar nicht groß, enthielt aber eine reichhaltige Sammlung eigenhändiger Schreiben von Nikolaus, Alexandra und Lenin. Wie von Semjon Paschkow angekündigt, fanden sich auch die nach der Ermordung der Zarenfamilie aus Zarskoje Selo und Jekaterinburg hierher gebrachten Tagebücher und Briefe des Zaren und der Zarin.

Aus all diesen Seiten kristallisierte sich ein eindeutiges Bild heraus: das Porträt zweier Liebender. Alexandra schrieb im Stil einer romantischen Dichterin, und ihre Äußerungen waren mit leidenschaftlichen Ausdrücken gespickt. Lord verbrachte zwei Stunden damit, mehrere Kisten ihrer Korrespondenz zu überfliegen – mehr in der Absicht, ein Gefühl dafür zu entwickeln, wie diese vielgesichtige und gefühlsbetonte Frau ihre Gedanken formulierte, als in der Hoffnung, etwas Konkretes zu finden.

Es war schon mitten am Nachmittag, als er auf etliche Tagebücher von 1916 stieß. Die gebundenen Bände waren in einen muffigen Pappkarton gestopft worden, auf dem ein Schildchen mit den Buchstaben N & A klebte. Die Art, wie die Russen ihre Akten lagerten, verblüffte Lord immer wieder. Wie konnte etwas, das mit so viel Herzblut geschaffen worden war, derart lieblos aufbewahrt werden?

Die Tagebücher waren in chronologischer Ordnung gestapelt, und die Aufschriften auf den Rücken der leinengebundenen Bände zeigten, dass die meisten von ihnen Geschenke von Alexandras Töchtern waren. Bei einigen war der Buchdeckel mit Hakenkreuzen verziert, was nur auf den ersten Blick befremdlich erschien; Lord wusste, dass die Swastika schon lange, bevor Hitler dieses Zeichen übernahm, als Symbol des Wohlergehens gegolten hatte, dessen sich Alexandra immer wieder gern bediente.

Er blätterte mehrere Bände durch, ohne etwas anderes zu finden als die üblichen Ergüsse zweier sich liebender Gefährten. Dann stieß er auf zwei Stapel von Briefen. Aus seiner Aktenmappe holte er die Fotokopie von Alexandras Brief an Nikolaus vom 28. Oktober 1916. Ein Vergleich

der Kopie mit den Originalen zeigte, dass die Handschrift sowie der mit Blumen und Blättern verschnörkelte Rand identisch waren.

Wieso war dieser eine Brief in Moskau so gut versteckt worden?

Vielleicht gehörte das ja zum Versuch der Sowjets, die Zeit des Zarismus aus der Geschichte zu tilgen. Oder es war einfach nur blanke Paranoia gewesen. Aber was machte einen einfachen Brief so wichtig, dass er in einem Beutel versiegelt und mit der ausdrücklichen Anweisung versehen worden war, ihn frühestens in fünfundzwanzig Jahren zu öffnen? Eines war sicher: Semjon Paschkow hatte Recht. Er war eindeutig auf ein historisch bedeutendes Dokument gestoßen.

Anschließend begann Lord damit, alles durchzusehen, was er über Lenin finden konnte. Es war schon fast vier Uhr, als er den Mann bemerkte. Er trug einen ausgebeul-ten, beigefarbenen Anzug, und irgendwie kam es Lord mehr als einmal so vor, als beobachte ihn der Fremde. Aber Zenow, der neben ihm saß und auf ihn aufpasste, war offensichtlich nichts aufgefallen, und so musste sein Verdacht wohl seiner Paranoia entsprungen sein. Beruhige dich, sagte er sich.

Gegen fünf Uhr fand er endlich etwas, erneut in Lenins Handschrift. Jussupows Name hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Er las das Schreiben und verglich es in Gedanken mit dem Schriftstück aus Moskau.

Felix Jussupow lebt in der Rue Gutenberg unweit des Bois de Boulogne. Er verkehrt mit den zahlreichen russischen Aris-

tokraten, die wie die Heuschrecken in Paris eingefallen sind. Diese Narren glauben, die Revolution werde scheitern und sie würden schon bald ihre Stellung und ihren Reichtum wiedererlangen. Wie ich gehört habe, hält eine bestimmte einstmals hoch geachtete Dame immer einen gepackten Koffer bereit in der Annahme, sie werde bald nach Hause reisen. Meine Agenten berichten, sie hätten Korrespondenz zwischen Jussupow und Kolja Maks gelesen. Mindestens drei Briefe. Das erscheint mir bedenklich. Erst jetzt wird mir klar, dass es ein Fehler war, den Sowjet des Ural mit der Ausführung der Exekutionen zu betrauen. Die neueren Berichte verheißen nichts Gutes. Wir haben bereits eine Frau unter Arrest, die sich als Anastasia ausgibt. Sie fiel uns wegen ihrer zahlreichen Briefe an König George V. auf, in denen sie ihn bat, ihr bei der Flucht zu helfen. Das Ural-Komitee berichtet, zwei der Zarentöchter würden in einem fernen Dorf versteckt. Es soll sich um Maria und Anastasia handeln. Ich habe Agenten hingeschickt, um die Angelegenheit zu überprüfen. Auch in Berlin ist eine Frau aufgetaucht, die steif und fest behauptet, Anastasia zu sein. Informanten zufolge weist sie tatsächlich eine verblüffende Ähnlichkeit mit der Zarentochter auf.

Das alles ist äußerst beunruhigend. Hätte ich nicht ohnehin schon Bedenken bezüglich der Ereignisse in Jekaterinburg, täte ich diese Berichte als Unsinn ab. So aber muss ich befürchten, dass an all dem doch etwas dran sein könnte. Wir hätten Jussupow und die gesamte Bourgeoisie umbringen sollen. Dieser arrogante Sack führt etwas im Schilde. Er macht keinen Hehl daraus, dass er unsere Regierung hasst. Seine Frau hat Romanow-Blut in den Adern, und manche

faseln schon von einer Restauration mit ihm als Zar. Närrische Träumereien närrischer Männer. Sie sollten endlich begreifen, dass sie ihr Vaterland für immer verloren haben.

Lord las die Seite zu Ende, ohne weitere Hinweise auf Felix Jussupow zu finden. Zweifellos hatte Lenin befürchtet, dass Jurowski, der mit der Hinrichtung der Romanows in Jekaterinburg beauftragt worden war, einen falschen Bericht über die dortigen Ereignisse abgegeben hatte.

Waren in jenem Keller elf Menschen ermordet worden – oder nur neun?

Oder vielleicht acht?

Wer konnte das schon mit Sicherheit sagen?

Lord dachte an die angeblichen Angehörigen der Zarenfamilie, die bis 1920 aufgetaucht waren. Lenin bezog sich auf eine Frau aus Berlin. Sie wurde unter dem Namen Anna Anderson bekannt und galt als die Berühmteste von allen. Ihre Geschichte wurde in Filmen und Büchern breitgetreten, und sie stand bis zu ihrem Tod im Jahr 1984 über viele Jahrzehnte im Rampenlicht, weil sie bis zuletzt behauptete, die jüngste Tochter des Zaren zu sein. Später konnte jedoch anhand von DNA-Analysen nachgewiesen werden, dass sie in keiner Weise mit den Romanows verwandt gewesen war.

Außerdem verbreitete sich im Europa der Zwanzigerjahre das Gerücht, Alexandra und ihre Töchter seien nicht in Jekaterinburg ermordet, sondern vor der Erschießung Nikolaus' und Alexejs weggeschafft worden. Es hieß, die Frauen würden in Perm – einer Provinzstadt unweit von Jekaterinburg – festgehalten. Lord erinnerte

sich an ein in den USA erschienenes Buch, in dem zahlreiche Details angeführt wurden, die diese Behauptung untermauerten. Später aufgetauchte Dokumente jedoch, die den Autoren nicht zur Verfügung gestanden hatten, bewiesen – ganz abgesehen vom späteren Auffinden der sterblichen Überreste der Romanows –, dass Alexandra und mindestens drei ihrer Töchter in Jekaterinburg gestorben waren.

Das alles war äußerst verwirrend. Was entsprach der Wahrheit, was war Erfindung? Lord hielt es mit Churchill, der einmal gesagt hatte: »Russland ist ein Rätsel in einem Rätsel, das wiederum von einem Rätsel umschlossen ist.«

Aus seiner Aktentasche holte er eine weitere Kopie, die er im Moskauer Archiv gemacht hatte. Das Original war an eine handschriftliche Notiz Lenins geheftet gewesen. Er hatte dieses Dokument weder Hayes noch Semjon Paschkow gezeigt, weil er es für unwichtig erachtet hatte. Bis zu diesem Augenblick.

Es handelte sich um einen maschinengeschriebenen Auszug aus einer eidesstattlichen Erklärung, die einer der Wachposten von Jekaterinburg im Oktober 1918 – also drei Monate nach der Ermordung der Romanows – abgegeben hatte.

Der Zar war nicht mehr jung, sein Bart wurde schon grau. Tagtäglich trug er ein Soldatenhemd und einen Offiziersgürtel mit einer Schnalle um die Taille. Er hatte gütige Augen und wirkte auf mich wie ein einfacher, offener, gesprächiger Mensch. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass er sich

am liebsten mit mir unterhalten hätte. Er sah aus, als wollte er mit jemandem reden. Die Zarin war kein bisschen wie er. Sie wirkte streng und überheblich. Manchmal haben wir Wachen über sie geredet und gesagt, dass sie genau so aussieht, wie man sich eine Zarin vorstellt. Sie sah älter aus als der Zar. An ihren Schläfen war ihr Haar schon grau, und ihr Gesicht war nicht mehr das einer jungen Frau. Nach einer gewissen Zeit bei der Wache schwanden meine Vorurteile, und meine Einstellung gegenüber dem Zaren und der Zarin änderte sich völlig. Sie taten mir Leid. Ich bedauerte sie als Menschen und wünschte, ihr Leiden hätte ein Ende. Aber ich bekam mit, was ihnen bevorstand. Das Gerede über ihr Schicksal war eindeutig. Jurowski sorgte schon dafür, dass wir alle wussten, worin unsere Aufgabe bestand. Nach einer Weile sagte ich mir, dass etwas getan werden müsse, um ihnen die Flucht zu ermöglichen.

Auf was war er da gestoßen? Und warum hatte niemand zuvor Vergleichbares gefunden? Dann fiel ihm wieder ein, dass die Archive erst in den letzten Jahren der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden waren. Die als schutzwürdig eingestuften Papiere waren für die meisten Forscher noch immer tabu, und allein schon das Chaos in der russischen Art der Archivierung ließ solche Funde zur reinen Glückssache werden.

Er musste nach Moskau zurück, um Taylor Hayes davon zu berichten. Es war möglich, dass Stefan Baklanows Anspruch in Frage gestellt werden konnte. Womöglich gab es irgendwo noch einen Thronanwärter, der Nikolaus II. im Verwandtschaftsgrad näher stand als Bakla-

now. Sensationsjournalisten und Autoren populärer Machwerke verbreiteten ja schon lange die These von der Existenz eines solchen Thronanwärters. Ein Filmstudio hatte sogar einen Zeichentrickfilm über Anastasia produziert, der Millionen von Kindern glauben ließ, die Zarentochter sei noch am Leben. Aber wie bei Elvis und Jimmy Hoffa beruhte das alles auf Spekulation, und Beweise fehlten.

Oder gab es doch welche?

Hayes legte den Hörer auf und versuchte, seine Wut zu zügeln. Er war nicht nur aus geschäftlichen Gründen zum Landgut Grüne Lichtung hinausgefahren, sondern auch mit der Absicht, sich ein wenig zu entspannen. Für Lord hatte er im Hotel eine Nachricht hinterlassen mit dem Inhalt, er habe anderweitig zu tun, und Lord solle derweil seine Arbeit in den Archiven fortsetzen, bis er, Hayes, sich im Verlauf des Nachmittags mit ihm in Verbindung setze. Bewusst hatte er keinen Ort genannt, aber Ilja Zenow angewiesen, Lord im Auge zu behalten und ihn über alles zu informieren.

»Das war Zenow«, sagte er. »Lord hat den ganzen Tag in St. Petersburg in den Archiven gewühlt.«

»Und das wussten Sie nicht?«, fragte Lenin.

»Nein. Ich dachte, er arbeitet in Moskau. Zenow sagte, Lord habe ihn heute Morgen angewiesen, ihn zum Flughafen zu bringen. Sie fahren heute Nacht mit dem ›Roten Pfeil‹ zurück nach Moskau.«

Man konnte sehen, wie Chruschtschow sich aufregte. Das kam selten vor, wie Hayes bisher festgestellt hatte.

Von den fünfzehn blieb der Vertreter der Regierung sonst immer am ruhigsten, und nur selten erhob er die Stimme. Er hielt sich auch beim Wodka zurück und wirkte, als beobachte er die anderen; vielleicht glaubte er, ihnen gegenüber nüchtern im Vorteil zu sein.

Stefan Baklanow hatte das Landgut verlassen. Schon am Vortag war er zu einem anderen Gut in der Nähe gefahren, wo er die Zeit bis zu seinem ersten Auftritt vor der Kommission in zwei Tagen in völliger Abgeschiedenheit verbringen konnte. Es war kurz nach neunzehn Uhr, und Hayes hätte eigentlich schon auf dem Rückweg nach Moskau sein sollen. Er war gerade im Aufbruch begriffen, als der Anruf aus St. Petersburg kam.

»Zenow hat sich beim Essen abgesetzt und seine Auftraggeber angerufen, und die haben ihn hierher verwiesen«, erklärte Hayes. »Er sagte auch, Lord habe sich gestern im Moskauer Archiv mit einem Mann unterhalten. Semjon Paschkow heißt er. Und der Hotelportier berichtete Zenow heute Morgen, dass Lord gestern Abend in der Bar mit einem Mann getrunken hat, auf den dieselbe Beschreibung passt.«

»Und wie lautet diese Beschreibung?«, fragte Chruschtschow.

»Ende fünfzig, Anfang sechzig. Schlank, hellblaue Augen, Glatze, Bartschatten auf Gesicht und Hals.«

Hayes bemerkte die Blicke, die Lenin und Chruschtschow einander zuwarfen. Er war schon die ganze Woche das Gefühl nicht losgeworden, dass ihm etwas verheimlicht wurde, und sein Unbehagen wuchs. »Wer ist das? Sie wissen ja offensichtlich, um wen es sich handelt.«

Lenin seufzte. »Er ist ein Problem.«

»Das habe ich auch schon gemerkt. Geht's nicht etwas genauer?«

Chruschtschow ergriff das Wort. »Haben Sie schon einmal von der Heiligen Schar gehört?«

Hayes schüttelte den Kopf.

»Im 19. Jahrhundert rief der Bruder von Zar Alexander II. eine Gruppe ins Leben, die unter diesem Namen bekannt wurde. Die Angst vor Attentaten war damals groß. Alexander hatte die Leibeigenschaft abgeschafft und sich damit bei einigen Leuten sehr unbeliebt gemacht. Diese Heilige Schar war ein Witz. Ein paar Adlige, die geschworen hatten, das Leben des Zaren zu verteidigen. In Wahrheit konnten sie sich kaum selbst verteidigen, und am Ende starb Alexander durch die Bombe eines Attentäters. Paschkow führt eine Gruppe von Leuten an, die alles andere als Amateure sind. Seine Heilige Schar geht, soweit wir wissen, auf die Zwanzigerjahre zurück und hat sich bis zum heutigen Tag gehalten.«

»Diese Vereinigung wurde also nach der Ermordung Nikolaus II. und seiner Familie gegründet«, stellte Hayes fest. »Da gab es doch gar keinen Zaren mehr zu beschützen.«

»Genau da liegt das Problem«, sagte Lenin. »Seit Jahrzehnten hält sich hartnäckig das Gerücht, Nachkommen von Nikolaus hätten das Massaker überlebt.«

»So ein Quatsch«, erklärte Hayes. »Ich habe alles über diese Schwindler gelesen. Die sind doch alle nicht ganz richtig im Kopf.«

»Schon möglich. Aber die Heilige Schar gibt es noch immer.«

»Hat das etwas mit dem zu tun, was Lord in den Archiven gefunden hat?«

»Es hat alles damit zu tun«, bestätigte Lenin. »Und jetzt, wo Paschkow mehrmals mit ihm in Kontakt getreten ist, müssen wir Lord so schnell wie möglich loswerden.«

»Ein weiterer Anschlag?«

»Auf jeden Fall. Und zwar noch heute Nacht.«

Dagegen war aus Hayes' Sicht nichts einzuwenden. »Aber wie soll ich noch vor Mitternacht die entsprechenden Leute nach St. Petersburg schaffen?«, fragte er nur.

»Wir besorgen ein Flugzeug.«

»Möchten Sie mir nicht erklären, wieso die Angelegenheit so dringlich ist?«

»Die Einzelheiten sind nicht weiter wichtig«, erklärte Chruschtschow. »Es genügt wohl, wenn ich Ihnen sage, dass dieses Problem alles gefährden könnte, woran wir arbeiten. Dieser Lord ist offensichtlich ein Freigeist. Den bringt keiner unter Kontrolle. Wir dürfen deshalb kein Risiko mehr eingehen. Rufen Sie die Nummer an, die wir Ihnen gegeben haben, und schicken Sie genügend Männer los. Dieser *Tschorni* darf auf keinen Fall lebend nach Moskau zurückkehren.«

St. Petersburg, 23.30 *Uhr*

Als Lord und sein Leibwächter am Bahnhof ankamen, waren die Bahnsteige überfüllt mit Menschen, die in schweren, teils mit Astrachanpelz besetzten Mänteln und Einkaufstüten oder ausgebeulten Aktentaschen an ihnen vorbeitrotteten. Niemand schien Lord zu beachten, und abgesehen von diesem Mann im Archiv, der ihn zu beobachten schien, hatte Lord sich den ganzen Tag recht sicher gefühlt.

Er und Zenow hatten im Grand Hotel Europe in aller Ruhe zu Abend gegessen und dann den Rest des Abends in einer der Lounges bei den Klängen eines Streichquartetts verbracht. Eigentlich hatte er ein wenig den Newski Prospekt entlangbummeln wollen, aber Zenow hatte nichts davon gehalten, bei Nacht durch die Straßen zu streifen. Also waren sie im Hotel geblieben und hatten dann ein Taxi zum Bahnhof genommen, wo ihnen gerade genug Zeit zum Einsteigen blieb.

Der Abend war kalt, und auf dem Platz des Aufstands brodelte der Verkehr. Lord stellte sich die blutigen Auseinandersetzungen zwischen der zaristischen Polizei und den Demonstranten vor, die im Jahr 1917 die Revolution ausgelöst hatten. Zwei Tage lang hatte die Schlacht um den Platz getobt. Der Bahnhof selbst war ein weiterer Protzbau aus der Zeit des Stalinismus, und seine prächtige, in Grün und Weiß gehaltene Fassade hätte eher zu ei-

nem Palast als zu einem Bahnhof gepasst. Nebenan hatte man bereits mit dem Bau eines neuen Terminals für einen Hochgeschwindigkeitszug nach Moskau begonnen. Das von einem Architekturbüro in Illinois entworfene, mehrere Milliarden Dollar teure Projekt sollte von einem britischen Baukonzern umgesetzt werden; der leitende Architekt war am Vortag beim Briefing im Wolchow gewesen. Verständlicherweise hatte er sich um seine Zukunft große Sorgen gemacht.

Lord hatte in der ersten Klasse ein Schlafabteil mit zwei Betten gebucht. Er war schon mehrere Male mit dem Expresszug »Roter Pfeil« gefahren und konnte sich noch gut an die Zeiten erinnern, als die Betttücher und Matratzen ebenso wie die Abteile selbst an Sauberkeit zu wünschen übrig ließen. Das hatte sich seither gründlich geändert, und nun galt die Fahrt mit dem »Roten Pfeil« als eine der luxuriösesten in ganz Europa.

Der Zug fuhr um 23.55 Uhr ab und sollte um 7.55 Uhr morgens in Moskau ankommen. Sechshundertfünfzig Kilometer in acht Stunden.

»Ich bin kein bisschen müde«, erklärte Lord seinem Begleiter Zenow. »Ich denke, ich genehmige mir im Speisewagen noch einen Drink. Sie können ja hier bleiben, wenn Sie möchten.«

Zenow nickte und sagte, er wolle ein kleines Schläfchen halten. Lord verließ das Abteil und ging durch den schmalen Gang, der gerade breit genug für eine Person war, durch zwei weitere Schlafwagen. Ein Hauch von Kohlenrauch brannte ihm in den Augen, verursacht von den Samowaren, die am Ende jedes Schlafwagens standen.

Der Speisewagen war mit bequemen Ledersitzen und Schnitzereien in Eichenholz ausgestattet. Lord entschied sich für einen Fensterplatz und sah in die vorbeiziehende Nachtlandschaft.

Da er keine Lust auf Wodka hatte, bestellte er eine Pepsi, dann öffnete er seine Aktentasche, um noch einmal die Notizen zu den entdeckten Dokumenten durchzugehen. Überzeugt, auf etwas Wichtiges gestoßen zu sein, fragte er sich, welche Auswirkungen seine Erkenntnisse wohl auf den Anspruch Stefan Baklanows auf den Thron haben würden.

Es stand viel auf dem Spiel – für Russland ebenso wie für die Gesellschaften, die von Pridgen & Woodworth vertreten wurden. Er hatte nicht die Absicht, irgendetwas zu tun, was im großen Maßstab gefährlich werden oder auch seine eigene Karriere beeinträchtigen könnte.

Doch seine Zweifel ließen sich nicht einfach abstellen.

Lord rieb sich die Augen. Jetzt war er doch verdammt müde. Er war es gewohnt, bis spät in die Nacht zu arbeiten, doch der Stress der letzten paar Wochen war nicht spurlos an ihm vorübergegangen.

Er lehnte sich in seinen lederbezogenen Sitz zurück und nippte an seinem Drink. An der Uni hatte er nicht gelernt, wie man mit solchen Situationen umging. Und seine zwölfjährige Laufbahn innerhalb der Firma hatte ihn darauf ebenso wenig vorbereitet. Anwälte wie er arbeiteten normalerweise in Büros, Gerichtssälen und Bibliotheken und mussten lediglich darauf achten, genug in Rechnung zu stellen, damit sich der Aufwand auch lohnte, sowie bei Vorgesetzten wie Taylor Hayes, deren Urteil

für Lords künftige Karriere entscheidend war, Anerkennung zu finden.

Bei Leuten also, die er beeindrucken wollte.

Wie bei seinem Vater.

Noch immer sah er Grover Lord im offenen Sarg vor sich liegen; der Mund, der das Wort Gottes in die Welt hinausposaunt hatte, nun für immer geschlossen und Lippen und Gesicht aschgrau. Sie hatten ihm einen seiner besten Anzüge angezogen und seine Lieblingskrawatte umgebunden. Auch die goldenen Manschettenknöpfe hatten nicht fehlen dürfen, ebenso wenig seine Armbanduhr. Lord hatte damals gedacht, dass sein Vater allein mit dem Gegenwert dieser drei Schmuckstücke einen großen Teil seiner Ausbildung hätte bezahlen können. Fast tausend seiner treuen Anhänger waren zum Trauergottesdienst erschienen. Sie hatten geweint und gesungen, und einige waren gar in Ohnmacht gefallen. Seine Mutter hatte gewünscht, dass Lord eine Rede hielt. Doch was hätte er sagen sollen? Er konnte den Mann ja schlecht im Nachhinein als Scharlatan, Scheinheiligen und miserablen Vater hinstellen. Also hatte er geschwiegen, und seine Mutter hatte ihm das nie verziehen. Noch immer war ihr Verhältnis stark unterkühlt. Sie war Mrs. Grover Lord und stolz darauf.

Er rieb sich wieder die Augen, weil er fast eingenickt wäre.

Sein Blick schweifte durch den langen Waggon zu den Gesichtern anderer Reisender, die sich noch eine späte Erfrischung genehmigten. Ein Mann fiel ihm ins Auge. Jung, blond, stämmig. Er saß allein vor einem klaren Getränk,

und seine Gegenwart jagte Lord einen kalten Schauer über den Rücken. Stellte er eine Bedrohung dar? Die Frage beantwortete sich von selbst, als eine junge Frau mit einem kleinen Kind auftauchte. Beide setzten sich zu dem Mann, und alle drei begannen ein angeregtes Gespräch.

Du wirst allmählich neurotisch, schalt sich Lord.

Dann aber sah er ganz hinten im Waggon einen Mann mittleren Alters vor seinem Bier sitzen. Das hagere Gesicht, die dünnen Lippen und die unruhigen wässrigen Augen hatte er am Nachmittag schon einmal gesehen.

Der Mann aus dem Archiv! Er trug noch immer denselben ausgebeulten beigefarbenen Anzug.

Auf einmal war Lord hellwach.

Das konnte kein Zufall sein. Er musste zu Zenow, wollte aber nicht, dass man ihm seine Besorgnis ansah. Also trank er gemächlich seine Pepsi aus und schloss dann langsam seine Aktentasche. Ganz ungezwungen stand er auf und warf ein paar Rubel auf den Tisch, hoffte, nach außen hin ruhig zu wirken, doch auf dem Weg nach draußen sah er in der Glastür, wie das Spiegelbild des Mannes ebenfalls aufstand und in seine Richtung ging.

Er riss die Schiebetür auf, trat schnell aus dem Speisewagen und schob die Tür wieder zu. Als er den nächsten Waggon betrat, sah er, dass der Mann ihm zielstrebig folgte.

Mist.

Lord lief weiter und betrat den Waggon, in dem sich sein Abteil befand. Mit einem raschen Blick zurück durch die Glastür vergewisserte er sich, dass sein Verfolger gerade den Waggon dahinter betrat.

Er schob die Tür zu seinem Abteil auf.

Zenow war nicht da. Vielleicht war sein Leibwächter ja gerade auf der Toilette? Er schloss die Tür wieder und lief durch den schmalen Gang, der am Ende des Waggons bei den Einstiegstüren abknickte. Die Tür zur Toilette war geschlossen, aber es war kein BESETZT-Zeichen zu sehen.

Er öffnete die Tür.

Leer.

Wo zum Teufel war Zenow?

Bevor er die Toilette betrat, riss er noch schnell die Tür zum Nachbarwaggon auf, um den Eindruck zu erwecken, jemand sei gerade ins nächste Abteil gegangen. Dann zog er die Toilettentür zu, verschloss sie aber nicht, so dass außen kein BESETZT erschien.

Reglos lehnte er sich gegen die Edelstahltür. Er atmete heftig, sein Herz pochte. Als sich Schritte näherten, bereitete er sich innerlich schon darauf vor, notfalls seine Aktentasche als Schlagwaffe zu benutzen. Von der anderen Seite der Toilettentür hörte er, wie die Schiebetür des Schlafwagens sich mit einem dumpfen, kratzenden Geräusch öffnete.

Eine Sekunde später wurde sie wieder geschlossen.

Er wartete eine ganze Minute.

Als er immer noch nichts hörte, öffnete er die Toilettentür einen Spalt weit. Im Vorraum war niemand. Er zog die Tür wieder zu und verschloss sie. Nun war er schon das zweite Mal in zwei Tagen erfolgreich um sein Leben gerannt. Er legte seine Aktentasche auf die Toiletenschüssel und spülte sich im Waschbecken den Schweiß

aus dem Gesicht. Auf dem Abfluss stand eine Dose Desinfektionsmittel. Mit Hilfe des Sprays reinigte er das Seifenstück und wusch sich dann Hände und Gesicht – immer darauf bedacht, kein Wasser zu schlucken, weil es einem Schild in kyrillischer Schrift zufolge nicht trinkbar war. Mit seinem Taschentuch trocknete er sich dann das Gesicht ab. Papierhandtücher gab es nicht.

Er starrte sein Spiegelbild an.

Seine braunen Augen waren müde, die kantigen Gesichtszüge verzerrt, und sein Haar brauchte dringend einen neuen Schnitt. Was lief hier ab? Und wo war Zenow? Schöner Leibwächter. Er spritzte sich noch mehr Wasser ins Gesicht und spülte den Mund aus, wobei er weiter darauf achtete, nichts zu schlucken. Schon seltsam, dachte er. Eine Supermacht, die in der Lage ist, die Welt tausendmal in die Luft zu jagen, schafft es nicht, den Fahrgästen in ihren Zügen Trinkwasser zur Verfügung zu stellen.

Er versuchte, sich zu beruhigen. Durch ein ovales Fenster raste die Nacht an ihm vorbei. Ein entgegenkommender Zug rauschte vorüber. Minutenlang, so kam es ihm vor.

Lord holte tief Luft, griff nach seiner Aktentasche und öffnete die Tür.

Der Weg war blockiert von einem großen, kräftigen Mann mit pockennarbigem Gesicht, der sein glänzend schwarzes Haar hinten in einem Pferdeschwanz zusammengefasst hatte. Als Lord ihn anstarrte, fiel ihm sofort der große Zwischenraum zwischen dem rechten Auge und der Braue auf.

Hängelid!

Eine Faust landete in Lords Magenrube.

Er sackte zusammen. Die Luft blieb ihm weg, und Übelkeit überkam ihn. Die Wucht des Schlages schleuderte ihn gegen die Außenwand, und sein Kopf schlug so hart gegen das Fenster, dass ihm fast schwarz vor Augen wurde.

Lord sank auf den Toilettensitz.

Hängelid trat in die Toilette und schloss die Tür. »Jetzt, Mr. Lord, wir machen Finish.«

Er hatte noch immer die Aktentasche in der Hand. Ganz kurz spielte er mit dem Gedanken, sie hochzureißen, aber in diesem engen Raum fehlte ihm der Platz, um richtig Schwung zu holen. Seine Lungen füllten sich wieder mit Luft, und an die Stelle des Schocks trat nackte Angst. Pures Entsetzen.

In Hängelids Hand öffnete sich ein Schnappmesser.

Lord blieb nur noch ein kurzer Augenblick.

Das Desinfektionsmittel. Er griff sich die Dose und zielte damit seinem Angreifer voll ins Gesicht. Als ihm der brennende Sprühnebel in die Augen drang, schrie der Mann auf. Lord trat ihm mit dem rechten Knie in die Leistengegend. Hängelid krümmte sich vor Schmerz und ließ das Messer auf den gefliesten Boden fallen. Mit beiden Händen schlug Lord dem Mann seine Aktentasche auf den Schädel, und Hängelid kippte nach vorn.

Lord schlug noch einmal zu. Und noch einmal.

Dann sprang er über seinen Gegner, öffnete die Metallschür und stürzte in den Korridor. Dort wartete schon Cro-Magnon auf ihn – dieselbe fliehende Stirn, dasselbe buschige Haar und dieselbe Knollennase wie vor zwei Tagen.

»In Eile, Mr. Lord?«

Er trat dem Russen mit solcher Wucht gegen das linke Knie, dass der Mann zu Boden ging. Rechts von ihm kochte in einem silbernen Samowar gerade das Wasser. Daneben stand eine Glaskaraffe bereit für Fahrgäste, denen nicht nach Tee, sondern nach einem nächtlichen Kaffee zumute war. Er schüttete die siedende Flüssigkeit über Cro-Magnon aus.

Der Mann brüllte vor Schmerz.

Lord wirbelte herum und schoss auf den Ausgang neben der Toilette zu, hörte, wie Hängelid sich aufrappelte und Cro-Magnon etwas zurief.

Er rannte aus dem Schlafwagen in den nächsten Waggon und hastete so schnell es ging durch den engen Flur. Vielleicht tauchte ja ein Schaffner auf oder sonst jemand. Noch immer seine Aktentasche fest in der Hand haltend, betrat Lord gerade den nächsten Waggon, als er die Tür am hinteren Ende aufgehen hörte und seine beiden Verfolger sah.

Er rannte weiter, dann machte er sich klar, dass das sinnlos war. Früher oder später würden ihm die Waggonn ausgehen.

Er warf einen Blick zurück. Weil der Zug gerade durch eine Kurve fuhr, konnten seine beiden Verfolger ihn nicht sehen. Vor ihm lagen weitere Schlafwagenabteile. Lord ging davon aus, dass er sich noch immer in der ersten Klasse befand. Er musste sich unbedingt in einem dieser Abteile verstecken, und sei es auch nur so lange, bis seine Verfolger vorbei waren. Vielleicht konnte er dann zurücklaufen und Zenow suchen.

Er versuchte es an der erstbesten Tür.

Verschlossen.

Die nächste auch.

Sie mussten jeden Augenblick kommen.

Er packte einen Türgriff und schaute sich um. Schatten näher kommender Gestalten verdunkelten den Flur im nächsten Waggon. Als schon die Schulter eines Mannes in Sicht kam, riss er am Türgriff.

Die Tür ging auf, er glitt hinein und schob die Tür wieder zu.

»Wer sind Sie denn?«, fragte eine weibliche Stimme auf Russisch.

Er wirbelte herum.

Keinen Meter von ihm entfernt saß eine Frau auf ihrem Bett. Sie war schlank wie eine Eiskunstläuferin und hatte schulterlanges blondes Haar. Er betrachtete ihr ovales Gesicht, ihre milchig weiße Haut und ihre Stupsnase. Sie stellte eine merkwürdige Mischung aus mädchenhafter Wildheit und Weiblichkeit dar, und ihre blauen Augen wirkten kein bisschen verängstigt.

»Keine Angst«, sagte er auf Russisch. »Mein Name ist Miles Lord, und ich habe ein ziemliches Problem.«

»Das erklärt noch lange nicht, warum Sie so einfach in mein Abteil platzen.«

»Zwei Männer sind hinter mir her.«

Sie stand auf und trat zu ihm. Die Frau reichte ihm gerade bis zu den Schultern; sie hatte dunkle Jeans an, die wirkten, als seien sie maßgeschneidert. Über einem blauen Rollkragenpulli trug sie eine körperbetont geschnittene Jacke mit Schulterpolstern, und sie verströmte einen dezenten Duft nach Parfüm.

»Sind Sie von der *Mafija*?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich nicht, aber vielleicht die beiden Typen, die mich verfolgen. Vor zwei Tagen haben sie einen Mann getötet, und mich wollten sie auch umbringen.«

»Lassen Sie mich mal vorbei«, sagte sie.

Er trat zum einzigen Fenster des Abteils, bevor sie die Tür öffnete, einen beiläufigen Blick nach draußen warf und die Tür wieder schloss.

»Da sind drei Männer am hinteren Ende des Waggons.«

»Drei?«

»Ja. Einer hat einen schwarzen Pferdeschwanz, der zweite ein ziemlich derbes Gesicht mit einer breiten Nase, wie ein Tatar.«

Hängelid und Cro-Magnon.

»Der dritte ist muskulös. Stiernacken. Blondes Haar.«

Das klang nach Zenow. Lord spielte in Sekundenbruchteilen alle Möglichkeiten durch. »Unterhalten sie sich?«

Sie nickte. »Außerdem klopfen sie an die Abteiltüren. Sie kommen auf uns zu.«

Lords Angst stand ihm offenbar ins Gesicht geschrieben. Die Frau deutete auf den Verschluss über der Tür. »Klettern Sie da hoch und verhalten Sie sich ruhig.«

Die Nische war groß genug für zwei größere Gepäckstücke und mehr als ausreichend für Lord, wenn er sich in Embryonalstellung zusammenkauerte. Er sprang auf eines der Betten und zog sich hoch. Sie reichte ihm seine Aktentasche. Kaum war er drin, klopfte es auch schon an der Tür.

Sie wartete einen Augenblick und öffnete.

»Wir suchen nach einem Schwarzen mit Anzug und Aktentasche.« Zenows Stimme.

»So einer ist mir nicht begegnet«, erklärte sie.

»Lügen Sie uns nicht an«, entgegnete Cro-Magnon.
»Wir lassen uns nicht verarschen. Also, haben Sie ihn gesehen?«, fügte er in barschem Tonfall hinzu.

»Ich habe keinen solchen Mann gesehen. Lassen Sie mich in Ruhe.«

»Ihr Gesicht kommt mir bekannt vor«, meinte Hängelid.

»Ich bin Akilina Petrowa vom Moskauer Staatszirkus.«

Pause.

»Genau, das ist es. Ich habe Sie schon mal auftreten sehen.«

»Wie schön für Sie. Vielleicht sollten Sie Ihre Suche woanders fortsetzen. Ich brauche meinen Schlaf. Ich habe heute Abend eine Vorstellung.«

Dann knallte sie die Tür zu.

Lord hörte, wie sie sie verschloss.

Und zum dritten Mal in zwei Tagen stieß er einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus.

Er wartete eine volle Minute, bevor er wieder herunterkletterte. Auf seiner Brust stand kalter Schweiß. Seine Gastgeberin setzte sich auf das Bett gegenüber.

»Warum wollen diese Männer Sie umbringen?« Ihr sanfter Tonfall klang noch immer kein bisschen besorgt.

»Keine Ahnung. Ich bin amerikanischer Anwalt und arbeite hier für die Zarenkommission. Bis vor zwei Tagen dachte ich noch, außer meinem Chef wisse hier keiner, dass es mich überhaupt gibt.«

Er setzte sich ihr gegenüber. Das Adrenalin ging allmählich zurück und wich einem Zittern, das jeden Muskel in seinem Körper zu erfassen schien. »Einer dieser Männer – der Erste, der mit ihnen gesprochen hat – sollte eigentlich mein Leibwächter sein. Aber anscheinend ist er nicht ganz das, was ich von ihm dachte.«

Ihr Gesicht legte sich in Falten. »Ich würde Ihnen nicht unbedingt empfehlen, ihn um Hilfe zu bitten. Die drei haben auf mich den Eindruck gemacht, als steckten sie unter einer Decke.«

»Kommt das in Russland häufiger vor?«, fragte er. »Ich meine, dass fremde Männer sich in Ihr Abteil flüchten und Gangster an Ihre Tür klopfen? Sie scheinen kein bisschen Angst zu haben.«

»Sollte ich das?«

»Das wollte ich damit nicht sagen. Ich bin wirklich harmlos. Aber in Amerika würde man das wohl als gefährliche Situation einstufen.«

Sie zuckte die Achseln. »Gefährlich kommen Sie mir eigentlich nicht vor. Ich musste eher an meine Großmutter denken, als ich Sie sah.«

Er wartete auf die Erklärung.

»Meine Großmutter ist in der Zeit von Chruschtschow und Breschnew groß geworden. Die Amerikaner hatten damals Spione ins Land geschleust, die den Boden auf Radioaktivität überprüfen sollten; sie wollten herausfinden, wo die Raketensilos versteckt sind. Alle wurden vor diesen Spionen gewarnt; sie seien gefährlich, hieß es, und jeder sollte nach ihnen Ausschau halten. Einmal sah meine Großmutter im Wald dann einen Fremden, der Pilze

sammelte. Er war wie ein Bauer gekleidet und trug einen Weidenkorb wie alle Pilzsammler. Sie ging völlig furchtlos auf ihn zu und sagte: »Hallo, Spion.« Er starrte sie schockiert an und versuchte gar nicht erst, ihre Anschuldigung abzustreiten. Stattdessen klagte er: »Jetzt habe ich so viele Schulungen hinter mir und alles über Russland gelernt, was ich nur lernen konnte. Woher wussten Sie, dass ich ein Spion bin?« »Ganz einfach«, erklärte meine Großmutter. »Ich lebe hier schon ein ganzes Leben, und Sie sind der erste Schwarze, dem ich je in diesen Wäldern begegnet bin.« Dasselbe gilt auch für Sie, Miles Lord. Sie sind der erste Schwarze, dem ich je in diesem Zug begegnet bin.«

Er lächelte. »Ihre Großmutter scheint ja eine praktisch denkende Frau gewesen zu sein.«

»Allerdings. Bis die Kommunisten sie eines Tages abgeholt haben. Irgendwie muss diese Frau wohl eine Bedrohung für diese Weltmacht dargestellt haben.«

Er hatte gelesen, dass Stalin im Namen des Vaterlands zwanzig Millionen Menschen hatte umbringen lassen, und die Parteisekretäre und russischen Präsidenten nach ihm waren auch keine Waisenkinder gewesen. Wie hatte Lenin es noch einmal formuliert? *Besser hundert Unschuldige verhaften als riskieren, dass auch nur ein einziger Regimefeind frei herumläuft.*

»Das tut mir Leid.«

»Warum sollte es Ihnen Leid tun?«

»Ich weiß auch nicht. Das sagt man halt in einer solchen Situation so. Was hätte ich denn Ihrer Ansicht nach sagen sollen? Zu schade, dass Ihre Großmutter von einem Haufen von Fanatikern abgeschlachtet wurde?«

»Ja, genau das waren sie.«

»Haben Sie mich deswegen versteckt?«

Sie zuckte die Achseln. »Ich hasse die Regierung genauso wie die *Mafija*. Das ist doch alles ein und dasselbe.«

»Glauben Sie, diese Männer waren von der *Mafija*?«

»Zweifellos.«

»Ich muss einen Schaffner auftreiben und mit dem Zugführer sprechen.«

Sie lächelte. »Das wäre keine gute Idee. In diesem Land ist jeder käuflich. Falls diese Männer hinter Ihnen her sind, kaufen sie alle in diesem Zug.«

Sie hatte Recht. Die Polizei war kaum besser als die *Mafija*. Er musste an diesen Inspektor Oleg denken. Er hatte dem unteretzten Russen vom ersten Augenblick an nicht über den Weg getraut. »Und was würden Sie vorschlagen?«

»Ich habe keine Vorschläge. Sie sind doch der Anwalt für die Zarenkommission. Denken Sie sich was aus.«

Er bemerkte ihre Reisetasche auf dem Bett mit dem aufgestickten Emblem MOSKAUER STAATSZIRKUS. »Sie haben denen erzählt, dass Sie im Zirkus auftreten. Ist das wahr?«

»Natürlich.«

»Und was machen Sie da?«

»Raten Sie mal. Was glauben Sie denn?«

»Mit Ihrer geringen Körpergröße wären Sie die ideale Akrobatin.« Er betrachtete ihre dunklen Sportschuhe. »Ihre Füße sind schmal und kompakt, Ihre Zehen vermutlich lang. Ihre Arme kurz, aber muskulös. Ich bleibe bei Akrobatin – vielleicht Seiltänzerin?«

Sie lächelte. »Nicht schlecht. Haben Sie mich schon mal auftreten sehen?«

»Ich war schon seit vielen Jahren nicht mehr im Zirkus.«

Er fragte sich, wie alt sie sein mochte, und schätzte sie auf Ende zwanzig, Anfang dreißig.

»Wie kommt es, dass Sie unsere Sprache so gut beherrschen?«, fragte sie.

»Ich habe fünf Jahre Russisch studiert.« Dann dachte er wieder an seine derzeitige Situation. »Ich muss hier verschwinden und Sie aus der Sache heraushalten. Sie haben schon mehr für mich getan, als ich erwarten durfte.«

»Wo wollen Sie denn hin?«

»Ich suche mir irgendwo ein leeres Abteil und versuche dann morgen früh, unbemerkt aus dem Zug zu kommen.«

»Machen Sie sich nichts vor. Diese Typen werden Sie die ganze Nacht über suchen. Nur hier sind Sie sicher.«

Sie stieß ihre Reisetasche auf den Boden, um Lord den zweiten Liegeplatz frei zu machen, und streckte sich auf ihrem Bett aus. Dann schaltete sie das Licht über ihrem Kopfkissen aus. »Legen Sie sich schlafen, Miles Lord. Hier sind Sie sicher. Die kommen nicht zurück.«

Er war zu müde, um mit ihr zu diskutieren, und außerdem hatte sie Recht. Also lockerte er seine Krawatte, zog sein Jackett aus, legte sich auf sein Bett und tat, was sie ihm geraten hatte.

Lord öffnete die Augen.

Noch immer hörte er unter sich das Rattern der Räder auf den Schienen. Er schaute auf das Leuchtzifferblatt

seiner Armbanduhr. Fünf Uhr zwanzig. Er hatte fast fünf Stunden geschlafen.

Ausgerechnet von seinem Vater hatte er geträumt. Von der Predigt vom Verlorenen Sohn, die er so oft gehört hatte. Grover Lord hatte immer gern Politik und Religion miteinander vermischt; Kommunisten und Atheisten waren seine Lieblingsfeinde gewesen und sein ältester Sohn das Paradebeispiel, das er den Gläubigen bei jeder Gelegenheit vor Augen hielt. So etwas kam bei Südstaatengemeinden immer gut an, und der Reverend hatte ein Talent dafür, erst Angst zu säen, um dann den Sammelteller herumgehen zu lassen und 80 Prozent in die eigene Tasche zu stecken, bevor er in die nächste Stadt weiterzog.

Seine Mutter hatte den Drecksack bis zum bitteren Ende verteidigt und sich schlicht geweigert zu glauben, was sie eigentlich hätte wissen müssen. Ihm, dem ältesten Sohn, war die Aufgabe zugefallen, den Leichnam seines Vaters aus einem Motel in Alabama abzuholen. Die Frau, mit der er die Nacht verbracht hatte, war ziemlich hysterisch geworden, als sie nackt neben dem Leichnam von Reverend Grover Lord aufgewacht war. Man hatte sie rasch weggebracht. Erst später hatte er herausgefunden, was er schon lange vermutet hatte – dass er zwei Halbbrüder hatte, die der gottesfürchtige Reverend schon seit Jahren aus dem Erlös seiner Kollekten finanzierte. Warum ihm die fünf Kinder zu Hause nicht genügt hatten, wussten wohl nur Gott und Grover Lord. Offensichtlich hatten seine Predigten gegen die Unzucht und die Sünden des Fleisches bei ihm selbst keine bleibenden Spuren hinterlassen.

Etwas unschlüssig sah er sich in dem verdunkelten Abteil um. Akilina Petrowa schlummerte sanft unter einer weißen Bettdecke. Ihre regelmäßigen Atemzüge waren beim monotonen Geratter des Zuges kaum zu hören. In eine üble Sache war er da hineingeraten, und obwohl in den nächsten Tagen geschichtsträchtige Ereignisse stattfinden würden, musste er schnellstmöglich Russland verlassen. Gott sei Dank hatte er seinen Reisepass dabei. Morgen würde er den ersten Flug nach Atlanta nehmen. Noch aber lag er hier in einem schwankenden Abteil im Dunkeln, und das regelmäßige *Klack-Klack-Klack* der Räder auf den Schienen trug seinen Teil dazu bei, ihn wieder in den Schlaf zu lullen.

15

Freitag, 15. Oktober

»Miles Lord.«

Als er die Augen öffnete, sah Akilina Petrowa aufmerksam zu ihm herunter.

»Wir sind bald in Moskau.«

»Wie spät ist es?«

»Kurz nach sieben.«

Er schlug die Decke zurück und setzte sich auf. Akilina saß einen Meter entfernt auf dem Rand ihres Betts. Lords Mund fühlte sich an, als hätte er mit Klebstoff gegurgelt. Er hätte sich gerne rasiert und geduscht, doch dazu blieb

keine Zeit. Außerdem musste er zu Taylor Hayes Kontakt aufnehmen, aber das würde nicht einfach sein. Ganz und gar nicht einfach. Und seine Gastgeberin schien das zu wissen.

»Diese Männer werden auf dem Bahnhof auf Sie warten.«

Er leckte sich den Belag von den Zähnen. »Das ist mir klar.«

»Es gibt einen Ausweg.«

»Und welchen?«

»Wenn wir in ein paar Minuten über den Gartenring fahren, muss der Zug stark abbremsen. Dahinter gilt eine Geschwindigkeitsbeschränkung. Als ich noch ein Kind war, sind wir immer auf- und abgesprungen, wenn der Petersburg-Express kam. Das war der schnellste Weg ins Zentrum und zurück.«

Auch wenn ihn die Vorstellung, von einem fahrenden Zug zu springen, nicht übermäßig begeisterte, hatte er auf ein Wiedersehen mit Hängelid und Cro-Magnon noch weniger Lust.

Der Zug wurde langsamer.

»Sehen Sie?«, sagte sie.

»Wissen Sie, wo wir uns befinden?«

Sie schaute aus dem Fenster. »Etwa zwanzig Kilometer vor dem Bahnhof. Ich würde vorschlagen, dass Sie jetzt schleunigst verschwinden.«

Er griff nach seiner Aktentasche und ließ die Schlösser aufschnappen. Viel war nicht drin – nur die paar Kopien von dem, was er in den Archiven von Moskau und St. Petersburg gefunden hatte, sowie einige weitere, weniger

wichtige Papiere. Er faltete alle Blätter zusammen und stopfte sie in sein Jackett. Dann tastete er nach seinem Pass und der Brieftasche. Beides steckte noch immer in seinen Taschen. »Diese Aktentasche wäre nur im Weg.«

Sie nahm ihm die Ledertasche ab. »Ich hebe sie für Sie auf. Wenn Sie sie wiederhaben wollen, kommen Sie einfach in den Zirkus.«

Er lächelte. »Danke. Vielleicht tue ich das.« Aber irgendwann später einmal, dachte er. Gewiss nicht während dieser Reise.

Er stand auf und zog sein Jackett an.

Sie ging zur Tür. »Ich sehe mal im Korridor nach, ob die Luft rein ist.«

Er umfasste sanft ihren Arm. »Danke für alles.«

»Keine Ursache, Mr. Lord. Ohne Sie wäre die Fahrt viel langweiliger gewesen.«

Sie standen dicht beieinander, und derselbe blumige Duft wie in der Nacht stieg ihm in die Nase. Akilina Petrowa war durchaus attraktiv, auch wenn man ihrem Gesicht ansehen konnte, dass sie es nicht immer leicht gehabt hatte. Die sowjetische Propaganda hatte einst behauptet, die kommunistischen Frauen seien die freiesten der Welt. Keine Fabrik funktionierte ohne sie, und der Dienstleistungssektor bräche ohne ihren Beitrag glatt zusammen. Doch sie alterten rasch. Schon seit langem bewunderte Lord die Schönheit junger russischer Frauen, bedauerte aber zugleich die unvermeidlichen Spuren, die ihr hartes Leben früher oder später bei ihnen hinterließ, und er fragte sich, wie diese schöne Frau wohl in zwanzig Jahren aussehen würde.

Er trat einen Schritt zurück, als sie die Tür des Abteils öffnete und hinausging.

Kurz darauf öffnete sich die Tür erneut.

»Kommen Sie«, forderte sie ihn auf.

Der Korridor war in beiden Richtungen leer. Sie befanden sich bereits im hinteren Teil des langen Waggons. Links, hinter einem weiteren dampfenden Samowar, ging eine Tür nach draußen. Durch das Fenster raste die triste Wirklichkeit Moskaus vorbei. Anders als in amerikanischen oder westeuropäischen Zügen war die Tür während der Fahrt nicht verschlossen.

Akilina drückte den Griff herunter und zog die Stahltür nach innen auf. Das Rattern der Räder auf den Schienen wurde lauter.

»Viel Glück, Mr. Lord«, sagte sie, als er an ihr vorbeiging.

Er schaute ein letztes Mal in ihre blauen Augen und sprang. Im nächsten Augenblick traf er auf dem kalten, harten Boden auf und rollte sich ab.

Der letzte Waggon fuhr an ihm vorbei, und er stand in der gespenstischen Stille, während der Zug weiter nach Süden rollte.

In einem von Unkraut überwucherten Grundstück zwischen schäbigen Wohnblocks war er gelandet, und darüber konnte er froh sein. Wäre er etwas später abgesprungen, hätte ihn nur noch harter Beton erwartet. Von der Straße hinter den Gebäuden drang der morgendliche Verkehrslärm zu ihm, und ein stechender Geruch nach Auspuffgasen stieg ihm in die Nase.

Er stand auf und klopfte sich die Kleider ab. Wieder

ein Anzug hinüber. Aber was soll's, sagte er sich – er würde dieses Land ja heute verlassen.

Auf der Suche nach einem Telefon näherte er sich einer Straße. Die Geschäfte öffneten gerade, Busse entließen ihre Fahrgäste und stießen beim Weiterfahren schwarze Rußwolken aus. Jenseits der Straße sah er zwei Milizionäre in ihren blaugrauen Uniformen. Anders als Hängelid und Cro-Magnon trugen sie die richtigen grauen Mützen mit rotem Rand. Er beschloss, ihnen aus dem Weg zu gehen.

Schon nach wenigen Metern fand er ein Lebensmittelgeschäft und trat ein. Der Mann vor den Regalen war hager und alt. »Haben Sie ein Telefon, das ich mal kurz benutzen kann?«, fragte Lord auf Russisch.

Der Mann warf ihm einen ernsten Blick zu, antwortete aber nicht. Lord griff in die Tasche und zog zehn Rubel heraus. Der Mann nahm das Geld und deutete auf den Ladentisch. Lord wählte das Wolchow und bat die Frau in der Vermittlung des Hotels, ihn mit Taylor Hayes' Zimmer zu verbinden. Das Telefon läutete ein gutes Dutzend Mal. Als sich die Frau in der Vermittlung wieder meldete, bat Lord sie, es im Restaurant zu versuchen. Zwei Minuten später war Hayes am Apparat.

»Miles, wo zum Teufel stecken Sie denn?«

»Taylor, wir haben ein ziemliches Problem.«

Er erzählte Hayes, was geschehen war. Ein paarmal schaute er zu dem Mann hinüber, der sich an seinen Regalen zu schaffen machte, und fragte sich, ob er wohl Englisch verstand, doch der Verkehrslärm, der von draußen hereindrang, machte das Gesagte ohnehin schwer verständlich.

»Sie sind hinter mir her, Taylor. Nicht hinter Bely oder sonst wem. Hinter mir.«

»Schon gut, beruhigen Sie sich.«

»Beruhigen? Dieser Leibwächter, den Sie mir vermittelt haben, steckt mit ihnen unter einer Decke.«

»Wie meinen Sie das?«

»Er hat nach mir gesucht, zusammen mit den beiden anderen.«

»Ich verstehe ...«

»Nein, nichts verstehen Sie, Taylor. Solange Sie noch nie von russischen Gangstern gejagt worden sind, verstehen Sie gar nichts.«

»Miles, jetzt hören Sie mir mal zu. Mit Panik kommen Sie jetzt auch nicht weiter. Gehen Sie einfach zur nächsten Polizeidienststelle.«

»Kommt nicht in Frage. Ich traue keinem mehr in diesem Dreckloch. Dieses ganze verdammte Land ist doch von der *Mafija* bestochen. Sie müssen mir helfen, Taylor. Sie sind der Einzige, dem ich noch trauen kann.«

»Wozu sind Sie überhaupt nach St. Petersburg gefahren? Ich hatte Ihnen doch geraten, sich nicht zu viel in der Öffentlichkeit zu zeigen.«

Er erklärte, was Semjon Paschkow ihm erzählt hatte.
»Und er hatte Recht. Ich habe tatsächlich etwas gefunden.«

»Und das könnte Baklanows Anspruch auf den Thron gefährden?«

»Schon möglich.«

»Wollen Sie damit sagen, dass Lenin der Meinung war, einige Mitglieder der Zarenfamilie könnten das Massaker in Jekaterinburg überlebt haben?«

»Er hat sich auf jeden Fall sehr für das Thema interessiert. Es gibt mehr schriftliche Andeutungen in dieser Richtung, als man glauben möchte.«

»Verdammter Mist. Das hat uns gerade noch gefehlt.«

»Hören Sie, wahrscheinlich ist an der Sache gar nichts dran. Seit der Ermordung von Nikolaus II. sind schließlich fast hundert Jahre vergangen. Wenn es da jemanden gäbe, wäre er doch längst aufgetaucht.« Als er den Namen des Zaren erwähnte, schaute der Verkäufer zu ihm auf. Leiser sprach Lord weiter. »Aber das ist jetzt nicht meine größte Sorge. Erst mal will ich lebend hier rauskommen.«

»Wo sind die Papiere?«

»Die habe ich bei mir.«

»Okay. Gehen Sie zur nächsten U-Bahn-Station und fahren Sie zum Roten Platz. Lenin-Mausoleum.«

»Wieso nicht ins Hotel?«

»Könnte unter Beobachtung stehen. Wir bleiben lieber in der Öffentlichkeit. Das Mausoleum macht in Kürze auf. Auf dem ganzen Platz stehen bewaffnete Wachen. Da sind Sie sicher. Die können ja nicht alle von der *Mafija* bestochen sein.«

Lord wurde allmählich paranoid. Aber Hayes hatte Recht. Er sollte auf ihn hören.

»Warten Sie vor dem Mausoleum. Ich komme und bringe Hilfe. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja, aber beeilen Sie sich.«

8.30 Uhr

An einem Bahnhof im Norden der Stadt nahm Lord die Metro. In dem hoffnungslos überfüllten Zug stand er zwischen stinkenden Pendlern eingequetscht und hatte das Gefühl zu ersticken. An eine Eisenstange geklammert, spürte er das Rattern der Räder auf den Schienen. Zumindest kam ihm keiner der Fahrgäste irgendwie bedrohlich vor. Alle wirkten wachsam wie er selbst.

Am Historischen Museum stieg er aus, überquerte eine viel befahrene Straße und schritt durch das Auferstehungstor, hinter dem der Rote Platz lag. Er bestaunte das erst in jüngerer Zeit wieder aufgebaute Tor, dessen Original aus dem siebzehnten Jahrhundert mit seinen weißen Türmen und Bögen aus rotem Backstein Stalins Zerstörungswut zum Opfer gefallen war.

Immer wieder wunderte er sich, wie kompakt der Rote Platz doch war. In den Fernsehübertragungen der Kommunisten hatte die gepflasterte Fläche immer endlos gewirkt, obwohl sie in Wirklichkeit nicht viel länger war als ein Fußballfeld und nicht einmal halb so breit. Die imposanten roten Backsteinmauern des Kreml erhoben sich auf der Südwestseite. Nordöstlich vom Kreml stand das Kaufhaus GUM – ein wuchtiger Barockbau, der eher an einen Bahnhof aus dem 19. Jahrhundert erinnerte denn an eine Bastion des Kapitalismus. Die Nordwestseite des Platzes wurde vom Historischen Museum mit seinem

weißen Ziegeldach beherrscht. Ein doppelköpfiger Romanow-Adler zierte nun das Dach des Gebäudes, nachdem der Rote Stern mit dem kommunistischen Regime verschwunden war. Im Südosten stand die Basiliuskathedrale mit ihren bunten Zwiebeltürmchen. Mit ihrer Farbenpracht, die, von Flutlichtern angestrahlt, in der Dunkelheit der Moskauer Nächte eindrucksvoll zur Geltung kam, war sie das bekannteste Wahrzeichen Moskaus.

Eiserne Absperrungen zu beiden Seiten des Platzes hielten Fußgänger vom Betreten ab. Lord wusste, dass der Bereich bis zur Schließung des Lenin-Mausoleums um 13 Uhr abgesperrt blieb.

Und er sah, dass Hayes Recht hatte.

Um das kastenförmige Mausoleum herum standen mindestens zwei Dutzend Milizionäre. Vor dem Granitbau hatte sich bereits eine kleine Besucherschlange gebildet. Das Gebäude stand auf dem höchsten Punkt des Platzes unmittelbar vor der Kremlmauer, zu beiden Seiten abgeschildert durch eine Reihe von Weißtannen.

Er umging die Absperrung und folgte einer Touristengruppe zum Mausoleum. Zum besseren Schutz vor der Kälte knöpfte er sein Jackett zu. Nur zu gern hätte er seinen Wollmantel dabei gehabt, doch der war im Abteil des »Roten Pfeils« geblieben, das er für kurze Zeit mit Ilja Zenow geteilt hatte. Im Glockenturm über der Kremlmauer läuteten die Glocken. Überall wuselten mit Kameras behängte Touristen in weiten Daunenjacken herum. Die leuchtenden Farben ihrer Kleidung machten sie leicht erkennbar. Die meisten Russen dagegen schienen Schwarz, Grau, Braun und Marineblau zu bevorzugen. Auch Hand-

schuhe verrieten die Ausländer, denn wahre Russen verzichteten auch im tiefsten Winter auf sie.

Unauffällig folgte er der Touristengruppe zur Vorderseite des Mausoleums. Einer der Milizionäre trat auf ihn zu, ein blasser junger Mann in einem olivgrünen Mantel und blauer Pelzmütze. Er trug keine Waffe; seine Funktion war offenbar rein repräsentativer Natur. Zu dumm.

»Wollen Sie die Grabstätte besuchen?«, fragte der Wachposten auf Russisch.

Lord verstand ihn sehr wohl, beschloss jedoch, sich dumm zu stellen. Er schüttelte den Kopf. »Nix Russisch. Englisch?«

Das Gesicht des Wachpostens blieb wie versteinert. »Passport«, sagte er schließlich knapp.

Das Letzte, was Lord jetzt gebrauchen konnte, war Aufmerksamkeit. Er blickte sich rasch um in der Hoffnung, dass jeden Augenblick Taylor Hayes oder sonst jemand auf ihn zutreten würde.

»Passport«, wiederholte der Wachposten.

Ein zweiter Wächter kam auf ihn zu.

Er griff in die Tasche und fand den Pass. Der blaue Deckel wies ihn auf den ersten Blick als Amerikaner aus. Er wollte ihn dem Wachposten reichen, war aber so nervös, dass ihm das Büchlein aus den Fingern glitt und aufs Pflaster fiel. Als er sich bückte, um es aufzuheben, spürte er, wie etwas an seinem rechten Ohr vorbeizischte und in die Brust des Wachpostens schlug. Er blickte auf und sah, wie sich ein rotes Band aus dem grünen Mantel des Mannes ergoss. Der Posten rang nach Luft, verdrehte die Augen und sackte zu Boden.

Lord wirbelte herum und gewährte den Scharfschützen auf dem Dach des Kaufhauses GUM, rund hundert Meter von ihm entfernt.

Der Schütze zielte erneut.

Lord steckte rasch seinen Pass ein und hastete die Granitstufen hinauf, während er auf Englisch und Russisch schrie: »Hier wird geschossen. Lauft weg!«

Touristen stoben in alle Richtungen auseinander.

Er ließ sich zu Boden fallen, als eine weitere Kugel vom glatt polierten Stein neben ihm abprallte. Schmerzhafte landete er auf dem schwarzen Granit der Vorhalle von Lenins Grab und rollte sich ins Innere ab, während das nächste Geschoss in den roten Porphyrt des Eingangsereichs einschlug.

Zwei weitere Wachen kamen aus dem Innern des Mausoleums.

»Ein Scharfschütze«, schrie er auf Russisch. »Auf dem Dach des GUM.«

Keiner der beiden war bewaffnet, aber einer zog sich rasch in eine kleine Nische zurück, um zu telefonieren. Lord tastete sich zum Eingang vor. Die Menschen rannten in ihrer Panik kopflos hin und her, dabei waren sie nicht in Gefahr. Er war das Ziel. Der Schütze war noch immer auf dem Dach, halb versteckt zwischen einer Reihe von Scheinwerfern. Plötzlich schoss aus einer Seitenstraße südlich des GUM unmittelbar vor der Basiliuskathedrale ein dunkler Volvo Kombi heraus. Der Wagen kam mit quietschenden Reifen zum Stehen, und zwei Türen flogen auf.

Heraus sprangen Hängelid und Cro-Magnon, die sofort auf das Mausoleum zurannten.

Lord blieb nur ein Fluchtweg, und der führte die Treppe hinab in die Tiefen des Mausoleums. Am unteren Ende der Treppe drängten sich angsterfüllte Menschen zusammen. Er quetschte sich an ihnen vorbei und betrat die Hauptkammer. Dort rannte er an Lenins gläsernem Sarg vorbei, ohne dem wachsartig glänzenden Leichnam mehr als einen flüchtigen Blick zuzuwerfen. Zu beiden Seiten des Sargs standen zwei weitere Wachen. Keiner sagte ein Wort. Er sprang eine glatte Marmortreppe hinauf und verließ das Gebäude durch einen Seitenausgang. Anstatt nach rechts zum Roten Platz wandte er sich nach links.

Ein kurzer Blick machte ihm klar, dass der Scharfschütze ihn bereits gesehen hatte. Er hatte aber keine gute Schussposition und musste deshalb die Stellung wechseln.

Lord befand sich jetzt im baumbestandenen Bereich hinter der gestaffelten Struktur des Mausoleums. Zu seiner Linken führte eine mit einer Kette abgesperrte Treppe nach oben zur Aussichtsplattform, doch die kam für ihn nicht in Frage. Er musste in Deckung bleiben, also rannte er zunächst einmal auf die Kremlmauer zu. Mit einem Blick über die Schulter sah er, wie der Scharfschütze eine neue Position am äußersten Ende der Scheinwerferreihe einnahm. Lord war nun im Bereich hinter dem Mausoleum, wo steinerne Büsten die Gräber von Männern wie Swerdlow, Breschnew, Kalinin und Stalin zierten.

Zwei Schüsse fielen.

Er duckte sich hinter den Stamm einer Weißtanne. Ein Geschoss schwirrte durch die Zweige des Baums und schlug in die Kremlmauer hinter ihm ein, eine zweite Kugel prallte von einem der steinernen Monumente ab.

Nach rechts, zum Historischen Museum, konnte er nicht laufen. Zu offen. Lief er nach links, bot das Mausoleum ihm Deckung. Dort aber stellten die beiden Kerle aus dem Volvo ein größeres Problem dar als der Scharfschütze.

Er wandte sich nach links und rannte in gerader Linie den schmalen Weg zwischen den Gräbern der Parteiführer hindurch. In geduckter Haltung lief er, so schnell er konnte, und benutzte dabei die Baumstämme als Deckung.

Als er hinter dem Mausoleum hervorkam, fielen vom Dach des GUM erneut Schüsse. Weitere Kugeln schlugen in die Kremlmauer. War der Mann ein so schlechter Schütze? Wohl kaum, dachte Lord, dem es allmählich dämmerte, dass er nur in die Richtung getrieben werden sollte, in der schon Hängelid und Cro-Magnon auf ihn warteten.

Plötzlich rasten von Süden her drei Streifenwagen mit Blaulicht und Sirenengeheul auf den Roten Platz. Als Hängelid und Cro-Magnon sie sahen, blieben sie stehen. Lord verharrte ebenfalls und zog sich dann in den Schutz eines steinernen Monolithen zurück.

Hängelid und Cro-Magnon sahen zum Dach des GUM. Der Schütze gab ihnen ein Zeichen und verschwand. Sie reagierten sofort auf seine Anweisung und rannten zum Volvo zurück.

Polizeifahrzeuge rasten auf den Platz, und eins durchbrach sogar eine Absperrung. Heraus sprangen uniformierte Milizionäre mit den Waffen im Anschlag. Lord blickte nach links in die Richtung, aus der er gekommen war. Weitere Milizionäre rannten auf dem schmalen Weg

parallel zur Kremlmauer auf ihn zu. Über ihren aufgeknapften Mänteln kondensierte ihr Atem in der kalten, trockenen Luft.

Sie waren bewaffnet.

Für Lord gab es keinen Ausweg mehr.

Er hob die Hände über den Kopf und stand auf.

Der erste Polizist, der ihn erreichte, schlug ihn zu Boden und hielt ihm die Mündung seiner Waffe in den Nacken.

17

11.00 Uhr

Lord wurde in einem Streifenwagen vom Roten Platz weggebracht. Sie hatten ihm Handschellen angelegt. Die Polizisten waren alles andere als höflich, und Lord wurde bewusst, dass er sich nicht in den Vereinigten Staaten befand. Er verhielt sich ruhig, nannte auf Englisch seinen Namen und wies sich als amerikanischer Staatsbürger aus. Auf Taylor Hayes aber wartete er vergeblich.

Aus Gesprächsfetzen entnahm er, dass der Wachposten tot war. Zwei seiner Kollegen waren verletzt, einer davon schwer. Der Schütze vom Dach war spurlos verschwunden. Offensichtlich hatte keiner der Wachen oder der Milizionäre den dunklen Volvo Kombi und seine beiden Insassen bemerkt. Lord beschloss, nichts zu sagen, bevor er nicht mit Hayes gesprochen hatte. Nun schien klar, dass die Telefone im Wolchow überwacht wurden. Wie sonst

hätte jemand wissen können, wo er war? Das hieß womöglich, dass Leute aus der Regierung hinter der Sache steckten.

Aber Hängelid und Cro-Magnon waren beim Eintreffen der Polizei geflohen.

Er musste unbedingt zu Hayes. Sein Chef würde wissen, was nun zu tun war. Vielleicht konnte ihm ja ein Polizist helfen? Aber er hatte seine Zweifel. Er traute keinem Russen mehr über den Weg.

Unter Sirenengeheul brachte man ihn ohne Umwege ins Polizeihauptquartier. Das moderne, vielstöckige Gebäude lag direkt an der Moskwa, gegenüber dem früheren Russischen Weißen Haus. Lord wurde in den dritten Stock gebracht und durch einen düsteren Korridor mit leeren Stuhlreihen zu einem Büro geführt, in dem ihn Inspektor Felix Oleg begrüßte. Der untersetzte Russe trug denselben dunklen Anzug wie vor drei Tagen, als Lord ihn neben dem blutenden Leichnam von Artemy Bely zum ersten Mal gesehen hatte.

»Mr. Lord. Treten Sie ein. Setzen Sie sich«, sagte Oleg auf Englisch.

Das Büro war ein enger Raum mit schmutzigen Wänden, ausgestattet mit einem schwarzen Metallschreibtisch, einem Aktenschrank und zwei Stühlen. Der Boden war gefliest, die Decke gelb vom Nikotin. Lord sah gleich, warum: Oleg zog intensiv an einer schwarzen türkischen Zigarette. Immerhin hatte der dichte blaue Qualm den Vorteil, dass er den starken Körpergeruch des Inspektors ein wenig überdeckte.

Oleg befahl, Lord die Handschellen abzunehmen. Die Tür wurde geschlossen, und sie waren allein.

»Fesseln hier nicht nötig. Korrekt, Mr. Lord?«

»Warum werde ich wie ein Verbrecher behandelt?«

Oleg saß hinter seinem Schreibtisch auf einem wackligen, quietschenden Eichenstuhl. Seine Krawatte hatte er gelockert, den vergilbten Kragen seines Hemds aufgeknöpft. »Zweimal Sie waren, wo jemand erschossen. Diesmal Polizist.«

»Ich habe niemanden erschossen.«

»Aber Gewalt folgt Ihnen. Warum?«

Er mochte den sturen Inspektor noch weniger als bei ihrer ersten Begegnung. Der Russe hatte wässrige Augen, die er beim Sprechen zusammenkniff. Verachtung sprach aus seinem Gesicht, und Lord fragte sich, was wohl in dem Kerl vorgehen mochte, während er seine eiskalte Fassade präsentierte. Das seltsame Flattern in seiner eigenen Brust gefiel ihm gar nicht. War das Angst?

»Ich möchte telefonieren«, erklärte er.

Oleg paffte an seiner Zigarette. »Mit wem?«

»Das geht Sie gar nichts an.«

Ein dünnes Lächeln, während die Augen ausdruckslos blieben. »Wir nicht in Amerika, Mr. Lord. Keine Rechte für Menschen in Haft.«

»Ich möchte mit der amerikanischen Botschaft telefonieren.«

»Sie Diplomat?«

»Ich arbeite für die Zarenkommission, das wissen Sie doch.«

Ein weiteres irritierendes Lächeln. »Das gibt Ihnen Privileg?«

»Das habe ich nicht gesagt. Aber ich bin mit Erlaubnis Ihrer Regierung in diesem Land.«

Oleg lachte. »Regierung, Mr. Lord? Keine Regierung. Wir warten auf Zar zurückkommen.« Er versuchte gar nicht erst, den Sarkasmus in seinen Worten zu verbergen.

»Ich nehme an, Sie haben dagegen gestimmt?«

Olegs Gesicht wurde ernst. »Nichts annehmen. Ist sicherer so.«

In diesen Worten schwang etwas mit, das Lord gar nicht gefiel. Doch bevor er antworten konnte, schreckte ihn das Klingeln des Telefons auf Olegs Schreibtisch auf. Oleg nahm den Hörer ab, während er mit der anderen Hand weiter an seiner Zigarette herumfingerte. Er antwortete auf Russisch und wies die Person am anderen Ende der Leitung an, den Ruf durchzustellen.

»Was kann ich für Sie tun?«, plärrte Oleg in die Sprechmuschel, noch immer auf Russisch.

Dann hörte Oleg eine Zeit lang nur noch zu.

»Ich habe den *Tschorni* hier«, erklärte der Inspektor.

Lords Interesse stieg, aber er ließ sich nicht anmerken, dass er verstand, was Oleg sagte. Der Polizist schien sich hinter der Sprachbarriere nach wie vor sicher zu fühlen.

»Ein Wachposten ist tot. Die Männer, die Sie geschickt haben, waren nicht erfolgreich. Er wurde nicht getroffen. Ich habe Ihnen doch gesagt, dass man die Sache besser hätte lösen können Da muss ich Ihnen allerdings zustimmen. Ja. Er hat verdammt viel Glück.«

Offenbar war der Anrufer die Ursache des Schlamassels, in dem Lord jetzt steckte. Und er hatte sich in Oleg nicht getäuscht. Dem Kerl war nicht zu trauen.

»Ich behalte ihn hier, bis Ihre Leute eintreffen. Diesmal

wird es richtig gemacht. Keine Gangster mehr. Ich töte ihn eigenhändig.«

Lord lief es eiskalt über den Rücken.

»Keine Sorge. Ich behalte ihn persönlich im Auge. Er sitzt mir gerade gegenüber.« Ein Lächeln breitete sich über das Gesicht des Russen aus. »Er versteht kein Wort von dem, was ich sage.«

Nach einer kurzen Pause fuhr Oleg plötzlich hoch. Der Inspektor glotzte Lord an.

»Was?«, stieß Oleg hervor. »Er spricht ...«

Lord riss beide Beine hoch und stieß den schweren Schreibtisch mit einem Ruck über den Fliesenboden gegen Olegs Brust. Der Stuhl des Inspektors kippte um und prallte gegen die Wand. Oleg war eingeklemmt. Lord riss die Telefonleitung aus der Buchse und sprang aus dem Zimmer, schlug die Tür zu und rannte durch den leeren Flur zur Treppe. Drei Stufen auf einmal nehmend, raste er ins Erdgeschoss und hinaus auf die Straße.

Sobald er draußen in der kalten Vormittagsluft war, tauchte er in der Menschenmenge auf dem Gehsteig unter.

18

12.30 Uhr

Hayes stieg auf den Sperlingsbergen – den ehemaligen Leninbergen – aus dem Taxi und bezahlte den Fahrer. Der mittägliche Himmel war blau wie poliertes Platin,

und die Sonne kämpfte wie durch eine Milchglasscheibe gegen den kalten Wind an. Die Moskwa beschrieb unter ihm einen engen Bogen und bildete eine Halbinsel, auf der das Luschniki-Stadion lag. In der Ferne ragten in nordöstlicher Richtung die goldenen und silbernen Zwiebeltürme der Kreml-Kathedralen wie Grabsteine im Nebel aus dem kalten Dunst. In den umliegenden Hügeln hier waren die Pläne Napoleons und Hitlers durchkreuzt worden. Und im Jahr 1917 hatten revolutionäre Gruppen unter den Bäumen dieser Hügel, wo sie sich vor der Geheimpolizei sicher wähnten, heimliche Treffen abgehalten und den Sturz des Zaren geplant. Nun aber schien eine neue Generation gewillt, das Ergebnis ihrer Bemühungen rückgängig zu machen.

Zu Hayes' Rechter erhob sich über den Bäumen die Moskauer Staatsuniversität, ein überwältigendes Konglomerat von Türmchen, Schnörkeln und üppig dekorierten Seitenflügeln. Einer dieser gewaltigen Hochhausbauten im Zuckerbäckerstil, mit denen Stalin die Welt hatte beeindrucken wollen. Dieses Gebäude war das größte von allen, erbaut von deutschen Kriegsgefangenen. Hayes erinnerte sich an eine Geschichte über einen dieser Gefangenen, von dem es hieß, er habe sich aus Holzresten Flügel gezimmert und versucht, mit ihnen von der Spitze des Gebäudes nach Hause zu fliegen. Wie sein Volk und Führer war auch er gescheitert.

Felix Oleg erwartete ihn auf einer Bank unter Birken. Hayes war immer noch aufgebracht über das, was zwei Stunden zuvor geschehen war, zwang sich aber zur Ruhe. Er befand sich hier nicht in Atlanta. Nicht einmal in Amerika.

Er war nur ein Teil eines großen Teams, wenn auch leider im Augenblick der entscheidende Mann.

Er setzte sich auf die Bank und fragte auf Russisch: »Haben Sie Lord gefunden?«

»Noch nicht. Hat er nicht angerufen?«

»Würden Sie das an seiner Stelle tun? Offensichtlich traut er inzwischen auch mir nicht mehr. Überlegen Sie doch mal – ich erzähle ihm, dass ich da sein werde, um ihm zu helfen, und dann tauchen zwei Killer auf. Wir wollten doch das Problem eliminieren – jetzt aber streift dieses Problem in Moskau umher.«

»Wieso ist es so wichtig, diesen einen Mann aus dem Weg zu räumen? Wir verschwenden damit nur unsere Energie.«

»Das haben weder Sie noch ich zu beurteilen, Oleg. Der einzige Trost ist, dass er *deren* Killern entkommen ist und nicht Ihren oder meinen.«

Eine leichte Brise wehte Blätter von den Bäumen herab. Obwohl Hayes seinen schweren Wollmantel und Handschuhe trug, kroch ihm die Kälte bis ins Mark.

»Haben Sie über das Geschehene schon Bericht erstattet?«, fragte Oleg.

Die Schärfe im Tonfall des Inspektors war Hayes nicht entgangen. »Noch nicht. Ich tue mein Bestes, aber erfreut werden sie nicht gerade sein. Es war eine Riesendummheit, in seiner Gegenwart mit mir zu telefonieren.«

»Wie sollte ich wissen, dass er Russisch spricht?«

Hayes versuchte, nicht die Geduld zu verlieren, aber dieser arrogante Polizist hatte ihn in eine schwierige Lage gebracht. »Jetzt hören Sie mir mal zu. Sie müssen ihn finden.

Verstehen Sie mich? Finden Sie ihn und bringen Sie ihn um. Und zwar schnell. Keine Fehler mehr. Keine Ausreden. Tun Sie's einfach.«

Olegs Miene verriet seine Anspannung. »Von Ihnen habe ich schon genug Befehle entgegengenommen.«

Hayes stand auf. »Das klären Sie wohl besser mit den Leuten, für die wir beide arbeiten. Wenn Sie möchten, schicke ich Ihnen gerne jemanden vorbei, bei dem Sie sich beschweren können.«

Der Russe hatte verstanden. Obgleich ein Amerikaner sein unmittelbarer Vorgesetzter war, leiteten Russen die gesamte Operation. Gefährliche Russen. Männer, die Geschäftsleute, Minister der Regierung, Armeeoffiziere und Ausländer ermorden ließen. Jeden, der zu einem Problem wurde.

Wie beispielsweise unfähige Polizeiinspektoren.

Oleg stand auf. »Ich werde diesen verdammten *Tschorni* finden und töten. Und dann könnte ich eigentlich ebenso gut auch gleich Sie umbringen.«

Die prahlerische Drohung des Russen beeindruckte Hayes nicht im Geringsten. »Nur zu, reihen Sie sich ein in die Schlange. Vor Ihnen stehen schon eine Menge Leute an, die gerne dasselbe tun würden.«

Lord nahm Zuflucht in einem Café. Nach seiner Flucht aus dem Polizeipräsidium war er in die erste U-Bahn-Station abgetaucht und in den erstbesten Zug gestiegen. Danach hatte er mehrmals die Richtung gewechselt. Später hatte er die Metro verlassen und sich unter die abendliche Menge gemischt. Er war eine volle Stunde herumge-

laufen, bevor er sicher war, dass ihm niemand folgte. Das Café war voll junger Leute in ausgewaschenen Jeans und dunklen Lederjacken. Der durchdringende Espressoduft machte die nikotingeschwängerte Luft ein wenig erträglicher. Lord setzte sich an einen Tisch an der Wand und versuchte, etwas zu essen. Er hatte schon auf Frühstück und Mittagessen verzichten müssen, aber der Teller mit Bœuf Stroganoff übersäuerte seinen ohnehin schon brennenden Magen noch mehr.

Er hatte Recht gehabt, was Inspektor Oleg anging. Klar war, dass die Behörden irgendwie in die Sache verwickelt waren. Die Telefonleitungen im Wolchow wurden ganz sicher überwacht. Und mit wem hatte Oleg da telefoniert? Hatte das alles mit der Zarenkommission zu tun? Es schien so. Aber inwiefern? Vielleicht ging jemandem die Unterstützung Stefan Baklanows durch das Konsortium westlicher Investoren, die er und Hayes vertraten, gegen den Strich. Aber sollte ihre Arbeit nicht eigentlich geheim bleiben? Und betrachtete nicht ein erheblicher Teil der Russen Baklanow als engsten lebenden Verwandten der Romanows? Einer erst kürzlich durchgeführten Meinungsumfrage zufolge sprach sich über die Hälfte der Bevölkerung für ihn aus. Das konnten andere natürlich als Bedrohung werten. In jedem Fall hatte die *Mafija* mit der Sache zu tun. Hängelid und Cro-Magnon gehörten mit Sicherheit zu ihr. Was hatte Oleg gesagt? *Keine Gangster mehr. Ich töte ihn selber.*

Zwischen dem organisierten Verbrechen und der Regierung gab es enge Verbindungen. Die russische Politik war so verworren wie das Äußere des Facettenpalasts. Fast

stündlich kam es zu neuen Bündnissen. Treu blieb man allenfalls dem Rubel – oder besser gesagt dem Dollar. Das alles war zu viel für Lord. Er musste schnellstens das Land verlassen.

Aber wie?

Zum Glück hatte er noch immer seinen Reisepass, die Kreditkarten und etwas Bargeld. Außerdem verfügte er nach wie vor über die Informationen, auf die er in den Archiven gestoßen war. Aber das interessierte ihn jetzt nicht mehr besonders. Nun ging es in erster Linie darum, am Leben zu bleiben – und Hilfe zu finden.

Doch was sollte er tun?

Zur Polizei konnte er nicht gehen.

Vielleicht zur amerikanischen Botschaft ... aber da würden sie ihn sicher zuallererst erwarten. Bislang waren die Drecksäcke schon in einem Zug von St. Petersburg nach Moskau und auf dem Roten Platz aufgetaucht – beides Orte, an denen er eigentlich der Einzige hätte sein dürfen, der von seiner Anwesenheit wusste.

Er und Hayes.

Was war mit Hayes? Sein Chef hatte sich doch bestimmt Sorgen gemacht, nachdem er gehört hatte, was geschehen war. Vielleicht konnte Hayes ja irgendwie zu ihm kommen? Er hatte jede Menge Beziehungen zur russischen Regierung, aber er würde wohl kaum ahnen, dass die Telefone im Wolchow abgehört wurden. Oder inzwischen vielleicht doch?

Er trank heißen Tee, um seinen Magen zu beruhigen, und fragte sich, was sein Vater in dieser Situation wohl getan hätte. Seltsam, dass er gerade jetzt an ihn dachte,

aber Grover Lord war ein Meister darin gewesen, sich aus schwierigen Situationen herauszuwinden. Seine feurigen Reden hatten ihm so manches Problem eingebrockt, aber er hatte ständig Gott und Jesus als Zeugen gerufen und nie klein beigegeben. Doch nein. Raffiniertes Geschwätz würde ihm hier nicht helfen.

Aber was dann?

Er schaute zum Nebentisch hinüber. Ein junges Paar saß dicht beieinander und las in einer Tageszeitung. Er sah den Artikel über die Zarenkommission auf dem Titelblatt und las mit, soweit er konnte.

Am dritten Tag der ersten Sitzungsperiode waren fünf mögliche Bewerber genannt worden. Baklanow wurde zwar als führender Kandidat bezeichnet, aber Verwandte aus zwei anderen Zweigen der Romanow-Familie beteuerten beharrlich ihre engere Blutsverwandtschaft zu Nikolaus II. Der formelle Nominierungsprozess sollte erst in zwei Tagen beginnen, und alle warteten schon gespannt auf die Diskussionen zwischen den einzelnen Bewerbern und ihren Anhängern.

In den letzten paar Stunden hatte er an den Nachbartischen einige Gespräche über die bevorstehende Wahl mitgehört. Man schien allgemein angetan von der Entwicklung, und überraschenderweise unterstützten gerade auch die jungen Russen die Schaffung einer modernen Monarchie. Der typische Russe schien sich eine Nation mit großen Ambitionen zu wünschen. Lord aber fragte sich, ob eine Autokratie im einundzwanzigsten Jahrhundert überhaupt noch funktionieren konnte. Dafür sprach seiner Ansicht nach allenfalls, dass Russland das vielleicht

einziges Land auf der Erde war, in dem eine Monarchie tatsächlich eine Chance hatte.

Aber das interessierte ihn im Augenblick nur am Rande.

In ein Hotel konnte er nicht gehen. Jedes lizenzierte Etablissement musste nach wie vor Nacht für Nacht eine Liste der bei ihm registrierten Gäste abliefern. Zug oder Flugzeug kamen auch nicht in Frage, denn Bahnhöfe und Flughäfen wurden mit Sicherheit überwacht. Ein Auto zu mieten war ohne russische Fahrerlaubnis nicht möglich, und ebenso wenig konnte er einfach ins Wolchow spazieren. Er saß in der Falle; das ganze Land war sein Gefängnis. Irgendwie musste er in die amerikanische Botschaft gelangen. Dort saßen Leute, die ihm zuhören würden. Aber er konnte nicht einfach dort anrufen. Wer auch immer die Telefone im Wolchow überwachte, würde sicher auch ein Ohr an den Leitungen haben, die in die Botschaft führten. Er brauchte jemanden, der an seiner Stelle den Kontakt aufnahm, und einen Ort, an dem er bis dahin untertauchen konnte.

Noch einmal warf er einen Blick auf die Zeitung und bemerkte eine Anzeige. Sie warb für den Zirkus, kündigte für jeden Abend um sechs Uhr Vorstellungen an und versprach den Besuchern beste Unterhaltung für die ganze Familie.

Er sah auf die Uhr. Siebzehn Uhr fünfzehn.

Dann dachte er an Akilina Petrowa. Ihr zerzaustes blondes Haar und ihr koboldhaftes Gesicht. Sie hatte ihn mit ihrem Mut und ihrer Geduld schwer beeindruckt. Er verdankte ihr sein Leben. Sie hatte noch seine Aktenta-

sche und sie hatte ihm angeboten, er könne sie jederzeit abholen.

Warum also nicht?

Plötzlich kam ihm ein ernüchternder Gedanke. Er war auf dem Weg zu einer Frau, damit diese ihm aus einer verzwickten Situation half.

Genau wie sein Vater.

19

Dreifaltigkeitskloster des Hl. Sergij Sergijew

Possad

17.00 Uhr

Achtzig Kilometer nordöstlich von Moskau befand sich Hayes auf dem Weg zu Russlands heiligster Stätte. Ihre Geschichte war ihm vertraut. Die Festung mit ihrem unregelmäßigen Grundriss hatte sich erstmals im vierzehnten Jahrhundert über die Wälder der Umgebung erhoben. Hundert Jahre später hatten dann Tataren die Zitadelle belagert und schließlich geplündert. Im siebzehnten Jahrhundert hatten die Polen vergeblich versucht, die Wälle des Klosters zu stürmen. Peter der Große hatte hier während eines Aufstands in den frühen Jahren seiner Herrschaft Zuflucht gefunden. Und nun war es ein Pilgerort für Millionen russisch-orthodoxer Christen, der ihnen so heilig war wie der Vatikan den Katholiken. Hier lag der heilige Sergij in einem silbernen Sarkophag, und die

Gläubigen kamen aus dem ganzen Land angereist, nur um einmal sein Grab zu küssen.

Als Hayes eintraf, wurde das Kloster gerade geschlossen. Er stieg aus dem Wagen, band hastig den Gürtel seines Mantels zu und zog ein Paar schwarze Lederhandschuhe an. Die Sonne war bereits untergegangen, eine weitere Herbstnacht senkte sich übers Land, und die glitzernden Zwiebeltürme mit ihren blauen und goldenen Sternen hoben sich im Dämmerlicht nur noch schwach vom Horizont ab. Ein scharfer Wind heulte und polterte wie Kanonendonner.

Hayes war in Lenins Begleitung. Die anderen drei Mitglieder der Geheimkanzlei hatten einstimmig beschlossen, dass Hayes und Lenin als Erste an den Patriarchen herantreten sollten. Dieser, so hoffte man, würde vielleicht eher Vertrauen fassen, wenn er sah, dass ein russischer Frontoffizier bereit war, für das Unternehmen seinen guten Ruf aufs Spiel zu setzen.

Hayes beobachtete den leichenblassen Lenin, der seinen grauen Wollmantel glatt strich und sich einen kastanienbraunen Schal fest um den Hals schlang. Sie hatten auf der Fahrt kaum ein Wort gewechselt, doch beide wussten, was zu tun war.

Am Haupttor wartete ein schwarz gewandeter Priester mit einem moosartigen Bart, während eine nicht abreißende Prozession von Pilgern zu beiden Seiten an ihm vorbeizog. Der Priester führte sie zwischen dicken Steinmauern hindurch direkt in die Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale. Die Kirche war von Kerzen erleuchtet, Schatten flackerten über eine vergoldete Ikonostase hinter dem

Hauptaltar, und die Messdiener hatten alle Hände voll damit zu tun, das Heiligtum zu schließen.

Sie folgten dem Priester in einen unterirdischen Raum. Man hatte ihnen mitgeteilt, das Treffen werde in der Krypta stattfinden, wo etliche Patriarchen der russisch-orthodoxen Kirche bestattet lagen. Wände und Boden des Gewölbes waren mit hellgrauem Marmor verkleidet. Ein eiserner Kerzenleuchter warf ein schwaches Licht auf die Gewölbedecke. Goldene Kreuze, eiserne Kandelaber und gemalte Ikonen schmückten die kunstvoll verzierten Gräber.

Der Mann, der am hintersten Grab kniete, war mindestens siebzig Jahre alt. Büschel dichten grauen Haares sprossen aus seinem schmalen Kopf. Die untere Hälfte seines rotbackigen Gesichts war mit einem verfilzten, dichten Vollbart bedeckt. An einem Ohr trug er ein Hörgerät, und seine zum Gebet gefalteten Hände waren mit Altersflecken übersät. Hayes hatte schon Fotos von diesem Mann gesehen: Seiner Heiligkeit Patriarch Adrian, dem apostolischen Oberhaupt der tausendjährigen russisch-orthodoxen Kirche.

Ihr Begleiter ließ sie allein und zog sich wieder in die Kathedrale zurück.

Oben wurde hörbar eine Tür geschlossen.

Der Patriarch bekreuzigte sich und stand auf. »Meine Herren, wie schön, dass Sie gekommen sind.« Seine Stimme war tief und rau.

Lenin stellte sich und Hayes vor.

»Ich habe schon von Ihnen gehört, General Ostanowitsch. Wohl informierte Berater legen mir nahe, mir an-

zuhören, was Sie vorzuschlagen haben, und mir dann eine Meinung zu bilden.«

»Der Treffpunkt ist gut gewählt«, bemerkte Lenin.

»Ja, ich dachte, hier in der Krypta wäre der sicherste Ort für unsere Unterhaltung. Hier sind wir ungestört. Mutter Erde wird uns vor neugierigen Ohren schützen. Und vielleicht verhelfen mir die Seelen all der bedeutenden Männer, die hier bestattet sind – meiner Vorgänger –, dazu, den richtigen Weg zu finden.«

Hayes ließ sich von dieser Erklärung nicht narren. Der Vorschlag, den sie zu unterbreiten hatten, war so geartet, dass ein Mann in Adrians Position es sich gar nicht leisten konnte, ihn publik werden zu lassen. Es war eine Sache, hinterher davon zu profitieren, aber eine ganz andere, offen an einer verräterischen Verschwörung teilzunehmen – insbesondere für einen Mann, der eigentlich über der Politik stehen sollte.

»Ich frage mich, meine Herren, weshalb ich auch nur über Ihren Vorschlag nachdenken sollte. Seit dem Ende der Sowjetunion hat meine Kirche eine beispiellose Wiederbelebung erfahren, und nun gibt es für uns keine Verfolgung und keine Beschränkungen mehr. Wir haben Zehntausende neuer Mitglieder getauft, und jeden Tag werden neue Kirchen eröffnet. Bald schon werden wir wieder auf demselben Stand sein wie vor dem Kommunismus.«

»Aber Sie könnten noch sehr viel mehr erreichen«, entgegnete Lenin.

Die Augen des alten Mannes leuchteten auf wie Kohlen in einem erlöschenden Feuer. »Sie machen mich neugierig. Bitte erläutern Sie das näher.«

»Ein Bündnis mit uns wird Ihnen Einfluss auf den neuen Zaren sichern.«

»Aber jeder Zar wird doch ohnehin mit der Kirche zusammenarbeiten müssen. Darauf würde das Volk in jedem Fall bestehen.«

»Wir leben in einem neuen Zeitalter, Patriarch. Heute können negative Schlagzeilen mehr Schaden anrichten, als es eine noch so repressive Polizeimacht jemals vermochte. Denken Sie darüber nach. Die Menschen nagen am Hungertuch, aber die Kirche baut weiterhin vergoldete Monumente. Die Priester stolzieren in aufwändig bestickten Gewändern herum und lamentieren zugleich, wenn die Gläubigen ihre Gemeinden nicht mit angemessenen Geldbeträgen unterstützen. All die Unterstützung, die Sie im Augenblick noch genießen, könnte durch eine gezielte Veröffentlichung von Skandalen untergraben werden. Einige der Mitglieder unserer Vereinigung haben die wichtigsten Medien – Zeitungen, Rundfunk, Fernsehen – unter ihrer Kontrolle, und mit einer solchen Macht lässt sich viel erreichen.«

»Ich bin schockiert, dass ein Mann Ihres Ranges solche Drohungen äußert, General.« Das war eine sehr scharfe Erwiderung, wenn auch äußerlich ruhig vorgebracht.

Lenin wirkte nicht sonderlich beeindruckt von dem Tadel. »Es sind harte Zeiten, Patriarch. Es steht viel auf dem Spiel. Die Offiziere bekommen beim Militär kaum genug, um sich selbst über die Runden zu bringen, von ihren Familien ganz zu schweigen. Es gibt Invaliden und schwer behinderte Veteranen, die keinerlei Rente bekommen. Allein im vergangenen Jahr haben fünfhundert

Frontoffiziere Selbstmord begangen. Eine Armee, die einst die Welt erschütterte, droht heute in Bedeutungslosigkeit zu versinken. Unsere Regierung hat den gesamten militärischen Komplex verkümmern lassen. Ich bezweifle, Eure Heiligkeit, dass auch nur eine einzige unserer Raketen abschussbereit ist. Diese Nation ist nicht mehr in der Lage, sich zu verteidigen. Unser Glück ist nur, dass es noch niemand gemerkt hat.«

Der Patriarch dachte über das Gesagte nach. »Und wie könnte meine Kirche bei den künftigen Veränderungen behilflich sein?«

»Der Zar wird die volle Unterstützung der Kirche brauchen«, erklärte Lenin.

»Die hätte er doch ohnehin.«

»Mit voller Unterstützung meine ich alles, was nötig sein wird, um die öffentliche Meinung unter Kontrolle zu halten. Die Presse muss frei sein, zumindest im Prinzip, und die Bevölkerung muss das Recht haben, in einem gewissen Rahmen abweichende Meinungen zu äußern. Die ganze Idee der Wiedereinsetzung eines Zaren soll doch auf einen Bruch mit der repressiven Vergangenheit hinauslaufen. Die Kirche könnte einen wertvollen Beitrag leisten, um auf lange Sicht für eine stabile Regierung zu sorgen.«

»Eigentlich geht es Ihnen doch darum, dass einige Ihrer Verbündeten die Kritik der Kirche fürchten. Ich bin nicht ganz ahnungslos, General. Ich weiß, dass auch die *Mafija* zu Ihrer Gruppe gehört. Ganz zu schweigen von den Blutsaugern aus der Regierung, die keinen Deut besser sind. Gegen Sie, Herr General, ist nichts einzuwenden,

aber Sie befinden sich da in ganz schön übler Gesellschaft.«

Hayes wusste, dass der alte Mann Recht hatte. Die Minister der Regierung standen fast alle entweder auf der Gehaltsliste der *Mafija* oder auf der der Neureichen, und kein öffentlicher Auftrag wurde ohne Bestechungsgelder vergeben. »Wären die Kommunisten Ihnen lieber?«, fragte er.

Der Patriarch wandte sich ihm zu. »Was versteht denn ein Amerikaner von diesen Dingen?«

»Mit meinem Wissen über dieses Land verdiene ich seit vielen Jahren mein Geld. Ich vertrete eine bedeutende Gruppe amerikanischer Investoren – Unternehmen, für die es um Milliarden geht. Unternehmen, die auch *Ihren* Gemeinden beträchtliche Summen zukommen lassen könnten.«

Auf dem bärtigen Gesicht des alten Mannes zeichnete sich ein fröhliches Grinsen ab. »Amerikaner glauben immer, dass sich mit Geld alles kaufen lässt.«

»Ist es nicht so?«

Adrian trat an eines der kunstvoll verzierten Grabmäler heran, die Hände fest zusammengepresst, seinen beiden Gästen den Rücken zugewandt. »Ein viertes Rom.«

»Wie bitte?«, fragte Lenin.

»Ein viertes Rom. Darauf läuft Ihr Vorschlag doch hinaus. Zur Zeit Iwans des Großen hatte Rom, der Sitz des ersten Papstes, bereits an Bedeutung verloren. Dann fiel auch noch Konstantinopel, wo der Papst der Ostkirche residierte. Danach rief Iwan Moskau zum dritten Rom aus. Der letzte Ort auf Erden, wo Kirche und Staat eine

politische Einheit bildeten – unter seiner Führung natürlich. Er sagte voraus, dass es nie ein viertes geben werde.«

Der Patriarch drehte sich wieder zu ihnen um.

»Iwan der Große heiratete die letzte byzantinische Prinzessin, um *sein* Russland mit *ihrem* byzantinischen Erbe sichtbar zu vereinen. Nachdem Konstantinopel im Jahr 1453 an die Türken gefallen war, rief er Moskau zum säkularen Zentrum der christlichen Welt aus. Das war ein kluger Schachzug, der es ihm ermöglichte, sich selbst zur Personifikation des ewigen Bundes zwischen Kirche und Staat zu erklären und somit zu einer Art Stellvertreter Gottes auf Erden. Seit Iwan galt deshalb jeder Zar als von Gott eingesetzt, und die Christen hatten ihm zu gehorchen. Eine theokratische Autokratie, die die Kirche und die herrschende Dynastie zu einer Einheit zusammenschweißte. Das hat vierhundertfünfzig Jahre lang gut funktioniert, bis die Kommunisten Nikolaus II. ermordeten und die Einheit von Staat und Kirche auflösten. Und jetzt soll alles wieder so werden wie vorher?«

Lenin lächelte. »Aber diesmal, Eure Heiligkeit, wird die Verbindung sehr umfassend sein. Wir schlagen eine Vereinigung aller Parteien vor, die Kirche eingeschlossen. Eine gemeinsame Kraftanstrengung, um unser kollektives Überleben zu sichern. Wie Sie schon sagten, ein viertes Rom.«

»Einschließlich der *Mafija*?«

Lenin nickte. »Wir haben keine andere Wahl. Ihr Einfluss ist einfach zu groß. Vielleicht lässt die *Mafija* sich ja im Laufe der Zeit in die Gesellschaft integrieren.«

»Das bleibt wohl ein frommer Wunsch. Sie saugt das

Volk aus, und ihre Gier ist einer der Hauptgründe für unsere missliche Lage.«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung, Heiligkeit. Aber uns bleibt keine Wahl. Wir müssen schon froh darüber sein, dass die verschiedenen Gruppen der *Mafija* – wenigstens im Augenblick – an einem Strang ziehen.«

Hayes beschloss, die Gelegenheit beim Schopf zu packen. »Wir könnten Ihnen auch bei Ihrem kleinen Public-Relations-Problem unter die Arme greifen.«

Der Patriarch zog die Brauen hoch. »Mir war bislang nicht bewusst, dass meine Kirche ein solches Problem hat.«

»Lassen Sie mich offen reden, Heiligkeit. Wenn Sie kein Problem hätten, wären wir nicht hier unter Russlands heiligster Kathedrale zusammengekommen, um zu besprechen, wie wir eine neue Monarchie in unserem Sinne lenken können.«

»Fahren Sie fort, Mr. Hayes.«

Patriarch Adrian gefiel ihm immer besser. Er schien ein Pragmatiker zu sein. »Es geht doch kaum einer mehr in die Kirche. Die wenigsten Russen möchten, dass ihre Söhne Priester werden, und noch weniger spenden Geld für die Gemeinden. Ihre finanzielle Situation muss allmählich kritische Ausmaße annehmen. Außerdem steht Ihnen möglicherweise eine Art Bürgerkrieg bevor. Meinen Informationen zufolge ist eine beträchtliche Anzahl von Priestern und Bischöfen dafür, die Orthodoxie zur alleinigen Staatsreligion zu machen. Jelzin lehnte das ab und legte gegen den entsprechenden Gesetzesentwurf sein Veto ein, um anschließend eine verwässerte Version zu verabschieden. Er hatte keine andere Wahl: Die Vereinigten

Staaten hätten im Fall religiöser Verfolgungen jede Unterstützung gestrichen, und Russland ist auf fremde Hilfe angewiesen. Ohne Unterstützung durch die Regierung könnte Ihre Kirche bald in größte Schwierigkeiten kommen.«

»Ich bestreite nicht, dass uns eine Spaltung zwischen Ultra-Traditionalisten und Modernisten droht.«

Hayes setzte nach. »Ausländische Missionare untergraben Ihre Basis. Aus ganz Amerika strömen Priester ins Land, die Russen zu ihrer jeweiligen Glaubensrichtung bekehren wollen. Und das führt, wie Sie wissen, unweigerlich zu Problemen. Es ist nicht leicht, seine Schäfchen zusammenzuhalten, wenn andere erst einmal Alternativen anbieten.«

»Unglücklicherweise können wir Russen mit Wahlmöglichkeiten nicht gut umgehen.«

»Apropos: Was war die erste demokratische Wahl der Menschheit?«, warf Lenin ein. »Gott schuf Adam und Eva und sagte dann zu Adam: ›Und jetzt wähle dir ein Weib.««

Der Patriarch lächelte.

»Was Sie brauchen, Heiligkeit«, fuhr Hayes fort, »ist staatlicher Schutz ohne staatliche Repression. Sie wollen die Orthodoxie, möchten aber nichts von Ihrer Macht abgeben. Und genau diesen Luxus bieten wir Ihnen.«

»Ich bitte um Einzelheiten.«

Lenin erklärte: »Sie als Patriarch bleiben de facto Oberhaupt der Kirche. Der neue Zar wird sich zwar offiziell auch zum Kirchenoberhaupt erklären, sich aber nicht in kirchliche Belange einmischen. Der Zar wird die Bevölkerung sogar offen auffordern, sich zur Orthodoxie zu bekennen. Die Romanows lagen schon immer auf dieser

Linie, besonders Nikolaus II. Diese Kirchentreue passt auch voll und ganz in die russische Nationalphilosophie des neuen Zaren. Im Gegenzug sorgen Sie dafür, dass die Kirche eine pro-zaristische Position einnimmt und die Regierung in jeder Beziehung unterstützt. Ihre Priester sollen unsere Verbündeten sein. Auf diese Weise werden Kirche und Staat vereint, ohne dass die Massen je etwas davon zu erfahren brauchen. Ein viertes Rom, angepasst an eine neue Realität.«

Der alte Mann dachte schweigend über den Vorschlag nach.

»Also gut, meine Herren. Die Kirche steht Ihnen zur Verfügung.«

»Das ging aber schnell«, wunderte sich Hayes.

»Überhaupt nicht. Über diese Frage denke ich schon nach, seit Sie Kontakt zu mir aufgenommen haben. Ich wollte lediglich einmal von Angesicht zu Angesicht mit Ihnen sprechen, um die Männer kennen zu lernen, mit denen ich zusammenarbeite. Und ich muss sagen, ich bin hochofregut.«

Beide erwiderten das Kompliment.

»Aber ich muss Sie bitten, in dieser Angelegenheit ausschließlich mit mir zu verhandeln.«

Lenin verstand. »Hätten Sie gern einen Vertreter bei unseren Versammlungen? Dieses Zugeständnis würden wir Ihnen natürlich gern machen.«

Adrian nickte. »Ich werde einen Priester benennen. Er und ich werden die Einzigen sein, die von unserer Abmachung wissen. Den Namen teile ich Ihnen demnächst mit.«

Moskau, 17.40 Uhr

Der Regen hörte gerade in dem Augenblick auf, als Lord aus der Metrostation trat. Der Zwetnoi-Bulwar war noch feucht von den heftigen Regengüssen, die Luft merklich kühler, und ein eiskalter Nebel hing über der Stadt. Lord trug noch immer keinen Mantel und wirkte im Gedränge der in Wolle und Pelz gehüllten Passanten reichlich seltsam. Er war froh, dass es mittlerweile dunkel war. Die Nacht und der Nebel würden ihm helfen, sich zu verbergen.

Er folgte einer Menschenmenge zum Theater auf der anderen Straßenseite. Der Moskauer Zirkus war, wie er wusste, bei Touristen sehr beliebt und galt noch immer als einer der besten der Welt. Auch Lord war vor Jahren einmal da gewesen, um sich die Tanzbären und die dressierten Hunde anzusehen.

Bis zum Beginn der Vorstellung blieben ihm noch zwanzig Minuten. Vielleicht gelang es ihm ja in der Pause, Akilina Petrowa in ihrer Garderobe eine Botschaft zu übermitteln. Und falls nicht, würde er sie eben später aufsuchen. Er hoffte, mit ihrer Hilfe Kontakt zur amerikanischen Botschaft aufnehmen zu können. Eventuell konnte sie sogar für ihn ins Wolchow gehen und mit Taylor Hayes sprechen. Bestimmt hatte sie eine Wohnung, in der er in der Zwischenzeit sicher war.

Das Theater lag fünfzig Meter weiter auf der anderen

Straßenseite. Er wollte gerade die Straße überqueren und auf den Kartenverkauf zugehen, als eine Stimme hinter ihm »*Stoi!*« rief. Stehen bleiben.

Er lief weiter.

Wieder ertönte die Stimme: »*Stoi!*«

Er warf einen Blick über die linke Schulter und sah einen Polizisten. Der Mann drängte sich mit erhobenem Arm durch die Menge, den Blick starr nach vorn gerichtet. Lord lief schneller und überquerte hastig die verstopfte Straße, bevor er sich auf der anderen Seite in der dichten Menschenmenge verlor. Ein Touristenbus spie seine Passagiere aus, und Lord schloss sich einer langen Prozession von Japanern an, die auf dem Weg ins hell erleuchtete Theater waren. Bei einem weiteren Blick zurück konnte er den Polizisten nicht mehr entdecken.

Vielleicht hatte er sich ja nur eingebildet, dass der Mann hinter ihm her war.

Mit gesenktem Kopf folgte er der lärmenden Menge. Am Kartenschalter zahlte er seine zehn Rubel, und dann ging er hinein in der Hoffnung, Akilina Petrowa dort zu finden.

Akilina schlüpfte in ihr Kostüm. Die Gemeinschaftsumkleide war wie ein Ameisenhaufen, in dem ständig Künstler ein und aus gingen. Den Luxus eines eigenen Umkleideraums kannte hier keiner. So etwas hatte sie nur in amerikanischen Filmen gesehen, in denen das Zirkusleben weitaus romantischer dargestellt wurde, als es in Wirklichkeit war.

Sie war müde, nachdem sie in der Nacht zuvor wenig

Schlaf abbekommen hatte. Die Fahrt von St. Petersburg nach Moskau war für sie äußerst interessant gewesen, und den ganzen Tag lang hatte sie über Miles Lord nachgedacht. Sie hatte ihm die Wahrheit erzählt. Er war der erste Schwarze, den sie je in diesem Zug getroffen hatte. Und sie hatte keine Angst vor ihm gehabt. Vielleicht hatte *seine* Angst ja irgendwie entwaffnend gewirkt.

Keines der Vorurteile, die man so über Schwarze hatte, schien auf Lord zu passen. Seine Haut erinnerte sie an den rostfarbenen Fluss Woina, den sie von Besuchen im Dorf ihrer Großmutter kannte. Sein braunes Haar war kurz geschnitten und gepflegt, sein Körper kompakt und sehnig. Sein Auftreten war förmlich, aber freundlich, die tiefe, kehlige Stimme ausgesprochen einprägsam. Ihre Einladung, die Nacht in ihrem Abteil zu verbringen, hatte ihn anscheinend sehr überrascht; vielleicht war er eine solche Offenheit bei Frauen nicht gewohnt. Auf jeden Fall fand sie ihn äußerst interessant.

Als sie aus dem Zug gestiegen war, hatte sie gesehen, wie die drei Männer, die hinter Lord her waren, den Bahnhof verließen und in einen wartenden dunkelblauen Volvo stiegen. Sie hatte Lords Aktentasche in ihre Reisetasche gestopft und wie versprochen aufbewahrt in der Hoffnung, dass er sie bei ihr abholen würde.

Den ganzen Tag über hatte sie sich gefragt, wie es Lord wohl ergangen sein mochte. In den letzten paar Jahren hatten Männer in ihrem Leben keine große Rolle gespielt. Im Zirkus gab es fast jeden Abend eine Vorstellung, im Sommer sogar zweimal pro Abend. Und wenn die Truppe nicht in Moskau auftrat, reiste sie in der halben Welt

herum. Sie hatte schon fast ganz Russland und die meisten Länder Europas gesehen, und selbst in New York City – im Madison Square Garden – war sie bereits aufgetreten. Da blieb wenig Zeit für Männer, abgesehen von einem gelegentlichen Essen oder einem Gespräch während einer langen Flug- oder Bahnreise.

Sie war neunundzwanzig und fragte sich, ob sie wohl je heiraten würde. Ihr Vater hatte immer gehofft, dass sie einmal dem Zirkus den Rücken kehren und ein bürgerliches Familienleben führen würde. Sie aber hatte mit ansehen müssen, was nach der Hochzeit aus ihren Freundinnen geworden war. Den ganzen Tag lang schufteten sie in einer Fabrik oder einem Laden, und wenn sie dann endlich nach Hause kamen, wartete schon der Haushalt auf sie – und das tagein, tagaus. Chancengleichheit zwischen Mann und Frau hatte es nie gegeben, obwohl die Sowjets behauptet hatten, die kommunistischen Frauen seien die freiesten auf der ganzen Welt. Zudem bot auch die Ehe wenig Trost. Ehemänner und Ehefrauen arbeiteten meist zu unterschiedlichen Zeiten, und selbst Urlaub machten sie oft getrennt, weil sie nur selten gleichzeitig frei bekamen. Dass unter diesen Umständen jede dritte Ehe geschieden wurde, fand Akilina nicht weiter erstaunlich. Auch nicht, dass die meisten Paare nur ein einziges Kind haben wollten. Für ein zweites oder gar drittes hatten sie weder die Zeit noch das Geld. Ein solches Leben war für sie nie in Frage gekommen. Wie ihre Großmutter zu sagen pflegte: *Man kennt einen Menschen erst, wenn man ein Pud Salz mit ihm gegessen hat.*

Sie nahm ihren Platz vor dem Spiegel ein und spritzte

sich Wasser ins Haar, um es zu einem Knoten zu binden. Sie trug nur wenig Make-up auf der Bühne – gerade genug, um im harten, bläulich weißen Scheinwerferlicht nicht ganz so bleich zu wirken. Die helle Haut, das blonde Haar und die blauen Augen hatte sie von ihrer slawischen Mutter geerbt, das Talent hingegen von ihrem Vater. Er hatte jahrzehntelang als Trapezkünstler im Zirkus gearbeitet. Zu ihrer aller Glück hatte sein Talent ihnen eine größere Wohnung, umfangreichere Lebensmittelrationen und bessere Kleidung verschafft. Die Kunst war immer ein bedeutendes Element der kommunistischen Propaganda gewesen und der Zirkus, ebenso wie Ballett und Oper, über Jahrzehnte ein gefragter Exportartikel – es war ein Versuch, der Welt zu zeigen, dass Hollywood keineswegs das Monopol auf Unterhaltung besaß.

Mittlerweile war die gesamte Truppe zu einem rein kommerziellen Unternehmen geworden. Der Staatszirkus gehörte inzwischen einer Moskauer Firma, die das Spektakel weiterhin weltweit vermarktete – mit dem Unterschied, dass nun nicht mehr Propaganda, sondern Profit das Ziel war. So verdiente Akilina für postsowjetische Verhältnisse gar nicht schlecht. Wenn sie aber irgendwann nicht mehr in der Lage war, auf dem Trapez das Publikum zu fesseln, würde sie sich mit größter Wahrscheinlichkeit sehr bald ins Millionenheer der Arbeitslosen einreihen müssen. Aus diesem Grund hielt sie sich bestens in Form und achtete auf ihre Ernährung und auf ausreichend Schlaf. Die letzte Nacht war die erste seit längerer Zeit gewesen, in der sie weniger als acht Stunden geschlafen hatte.

Wieder musste sie an Miles Lord denken.

Vorhin in ihrer Wohnung hatte sie seine Aktentasche geöffnet. Sie erinnerte sich, dass er ein paar Papiere herausgenommen hatte, hoffte aber dennoch, etwas zu finden, das ihr mehr über diesen faszinierenden Mann erzählen würde. Doch dann hatte sie nur einen leeren Schreibblock, drei Kugelschreiber, ein paar Karten vom Hotel Wolchow und ein Aeroflot-Ticket vom Vortag für einen Flug von Moskau nach St. Petersburg gefunden.

Miles Lord. Amerikanischer Anwalt in der Zaristenkommission.

Vielleicht würde sie ihn Wiedersehen.

Lord saß geduldig die erste Hälfte der Vorstellung ab. Kein Polizist – jedenfalls kein uniformierter – war ihm in den Zirkus gefolgt, und er hoffte, dass auch keiner in Zivil nach ihm Ausschau hielt. Die Arena war recht eindrucksvoll – ein überdachtes Amphitheater, das sich im Halbkreis um eine farbenprächtige Bühne zog. Mehrere tausend Menschen, darunter viele Touristen und Kinder, saßen dicht gedrängt auf den roten Polsterbänken und folgten gebannt den Darbietungen der Artisten. Lord kam die Szenerie schon fast surreal vor, und die Trampolinspringer, die dressierten Hunde, die Trapezkünstler, Clowns und Jongleure lenkten ihn eine Zeit lang von seiner prekären Lage ab.

Er beschloss, während der Pause auf seinem Platz zu bleiben. Je weniger er sich bewegte, desto besser. Er saß nur wenige Reihen von der Bühne entfernt und war von dort aus so gut zu sehen, dass er hoffte, Akilina Petrowa aufzufallen, wenn sie zu ihrem Auftritt erschien.

Eine Glocke erklang und jemand verkündete, der zweite Teil werde in fünf Minuten beginnen. Lord ließ den Blick noch einmal über die Sitzreihen schweifen.

Dann erkannte er ein Gesicht.

Der Mann saß auf der gegenüberliegenden Seite. Er trug eine dunkle Lederjacke und Jeans statt des ausgebeulten, beige-farbenen Anzugs, aber es war eindeutig derselbe Kerl, den Lord am Vortag im St. Petersburger Archiv und in der vergangenen Nacht im Zug gesehen hatte. Er saß inmitten einer Gruppe von Touristen, die schnell noch ein paar Fotos schossen, bevor die Pause zu Ende ging.

Lords Herz pochte. Plötzlich war ihm flau im Magen.

Dann erblickte er Hängelid.

Der Drecks-kerl kam zwischen Lord und Lords anderem Problem den Mittelgang hinunter. Sein öliges, dunkel glänzendes Haar war wie immer zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden. Er trug einen gelbbraunen Sweater und eine dunkle Hose.

Als die Scheinwerfer angingen und die Musik den zweiten Teil einleitete, erhob sich Lord, um zu gehen. Doch oben, am Ende des Mittelganges, kaum fünfzehn Meter von ihm entfernt, stand Cro-Magnon, ein Lächeln im pockennarbigen Gesicht.

Lord setzte sich wieder. Er konnte nirgendwo hin.

Der erste Akt nach der Pause war der Auftritt von Aki-lina Petrowa, die in einem blauen, mit Pailletten besetzten Trikot barfuß auf die Bühne sprang. Im lebhaften Rhythmus der Musik stieg sie rasch auf den Schwebebalken und begann unter Beifall ihre Nummer.

Panik überfiel Lord. Mit einem Blick nach hinten sah er, dass Cro-Magnon noch immer oben vor dem Ausgang stand, und nicht weit davon entfernt erblickte er dann auch noch das Bluthundgesicht Hängelids, der nun etwa auf halber Höhe saß. In seinen pechschwarzen Augen – Zigeuneraugen, wie ihm schien – lag ein Blick, der signalisierte, dass die Jagd zu Ende war. Die rechte Hand des Kerls steckte in seiner Jacke, die gerade so weit zurückgeschlagen war, dass der Griff einer Pistole sichtbar wurde.

Lord wandte sich wieder der Bühne zu.

Akilina Petrova tanzte mit traumwandlerischer Sicherheit über den Schwebebalken. Die Musik wurde leiser, und Akilina bewegte sich elegant in ihrem sanften Rhythmus. Lord durchbohrte sie mit seinem Blick, als wolle er sie zwingen, zu ihm hinzuschauen.

Und das tat sie dann auch.

Einen Augenblick lang trafen sich ihre Augen, und er merkte, dass sie ihn erkannt hatte. Dann sah er in ihrer Miene noch etwas anderes. War es Angst? Hatte auch sie die Männer hinter ihm entdeckt? Oder sah sie das Entsetzen in seinem eigenen Blick? Falls ja, dann ließ sie es sich nicht anmerken. Weiterhin voll konzentriert, beeindruckte sie das Publikum mit ihrem langsamen, athletischen Tanz über den zehn Zentimeter breiten Eichenbalken.

Sie drehte, nur auf einen Arm gestützt, eine Pirouette und sprang vom Schwebebalken. Die Menge applaudierte, und gleich darauf rollten Clowns mit winzigen Fahrrädern auf die Bühne. Während Helfer den schweren Schwebebalken hinaustrugen, entschied Lord, dass ihm keine Wahl blieb. Er sprang von seinem Sitz und machte einen Satz auf

die Bühne, als gerade einer der Clowns hupend vorbeifuhr. Die Menge brüllte vor Lachen, weil sie glaubte, das gehöre zur Vorstellung. Ein Blick nach links verriet Lord, dass sowohl Hängelid als auch der Mann aus St. Petersburg aufgestanden waren. Er verschwand hinter dem Vorhang und stieß fast mit Akilina Petrowa zusammen.

»Ich muss hier raus«, erklärte er ihr auf Russisch.

Sie packte ihn bei der Hand und zog ihn weiter nach hinten, vorbei an zwei Käfigen mit weißen Pudeln.

»Ich habe die Kerle gesehen. Sie scheinen immer noch in Schwierigkeiten zu stecken, Mr. Lord.«

»Wem sagen Sie das.«

Sie kamen an weiteren Artisten vorbei, die sich auf ihren Auftritt vorbereiteten. Niemand schien sie zu beachten. »Ich muss mich irgendwo verstecken«, sagte er. »Wir können ja nicht immer weiterrennen.«

Zielstrebig führte sie ihn durch einen Flur, an dessen schmutzigen Wänden alte Plakate hingen. In der Luft hing ein säuerlicher Geruch nach Urin und feuchtem Pelz. Zu beiden Seiten des schmalen Korridors zweigten Türen ab.

Sie öffnete eine der Türen. »Hier rein.«

Es war eine Abstellkammer, in der Mopps und Besen standen, aber er bot Lord genügend Platz, sich hineinzquetschen.

»Bleiben Sie hier, bis ich wiederkomme«, wies sie ihn an.

Dann wurde die Tür geschlossen.

In der vollständigen Dunkelheit hielt er den Atem an, während Schritte in beide Richtungen vorbeihasteten. Er konnte es einfach nicht glauben. Der Polizist vor dem

Zirkus musste Felix Oleg benachrichtigt haben. Hängelid, Cro-Magnon und Oleg steckten alle unter einer Decke. Kein Zweifel. Was sollte er jetzt tun? Die wichtigste Aufgabe eines guten Anwalts bestand oft darin, einem Mandanten zu erklären, dass es klüger sei, sich nicht in eine Sache zu verbeißen. Das sollte er sich jetzt selbst zu Herzen nehmen. Er musste Russland einfach so schnell wie möglich verlassen.

Die Tür ging auf.

Im Licht des Korridors erblickte er zwei männliche Gesichter.

Das erste kannte er nicht, aber der Mann hielt Hängelid eine lange, silbrig schimmernde Klinge an die Kehle. Das andere war das Gesicht des Mannes, den er am Vortag in St. Petersburg gesehen hatte. Er hatte eine Pistole in der Hand, deren Mündung genau auf ihn, Lord, zeigte.

Dann sah er Akilina Petrowa.

Sie stand seelenruhig neben dem Mann mit der Pistole.

ZWEITER TEIL

»Wer sind Sie?«, fragte Lord.

»Für Erklärungen ist jetzt keine Zeit, Mr. Lord«, entgegnete der Mann neben Akilina. »Wir müssen schleunigst hier weg.«

Davon war Lord keineswegs überzeugt.

»Wir wissen nicht, wie viele von denen noch hier sind. Nicht wir sind Ihr Feind, Mr. Lord, sondern dieser Mann hier.« Der Mann zeigte auf Hängelid.

»Das ist nicht leicht zu glauben, wenn derjenige, der das sagt, mir eine Schusswaffe unter die Nase hält.«

Der Mann ließ die Pistole sinken. »Natürlich. Aber jetzt müssen wir gehen. Mein Partner wird sich um den Mann hier kümmern, während wir uns aus dem Staub machen.«

Lord starrte Akilina an und fragte: »Gehören Sie zu ihm?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Wir müssen jetzt wirklich gehen, Mr. Lord«, drängte der Mann.

Er schaute sie fragend an: *Sollen wir?*

»Ich denke schon«, antwortete sie.

Er beschloss, sich auf ihren Instinkt zu verlassen, zumal der seine sich in jüngster Zeit nicht gerade bewährt hatte.

»Also gut.«

Der Mann wandte sich seinem Gefährten zu und sagte etwas in einem Dialekt, den Lord nicht verstand. Hängelid wurde unsanft durch den Flur zu einer Tür am hinteren Ende des Korridors geführt.

»Hier entlang«, sagte der Mann.

»Warum muss sie mitkommen?«, fragte Lord und deutete auf Akilina. »Sie hat nichts damit zu tun.«

»Ich bin angewiesen, sie mitzunehmen.«

»Von wem?«

»Darüber können wir unterwegs reden. Jetzt müssen wir erst mal weg.«

Lord beschloss, nicht länger zu diskutieren.

Sobald Akilina sich ein Paar Schuhe und einen Mantel geholt hatte, folgten sie dem Mann hinaus in die kalte Nacht. Der Ausgang führte auf eine Gasse hinter dem Theater. Hängelid wurde auf den Rücksitz eines schwarzen Ford verfrachtet, der am Ende der Gasse wartete. Ihr Begleiter trat zu einem hellen Mercedes, öffnete die hintere Tür und bat sie einzusteigen. Dann setzte er sich auf den Beifahrersitz. Ein weiterer Mann saß bereits bei laufendem Motor hinter dem Lenkrad. Es begann zu nieseln, als sie das Theater hinter sich ließen.

»Wer sind Sie?«, fragte Lord erneut.

Der Mann antwortete nicht. Stattdessen überreichte er ihm eine Visitenkarte.

SEMJON PASCHKOW
Professor für Geschichte
Moskauer Staatsuniversität

Allmählich sah Lord klarer. »Also war meine Begegnung mit ihm kein Zufall?«

»Wohl kaum. Professor Paschkow hat erkannt, in welcher Gefahr Sie beide waren, und uns angewiesen, ein Auge auf Sie zu haben. Das habe ich schon in St. Petersburg getan, aber anscheinend habe ich da keine gute Arbeit geleistet.«

»Ich dachte, Sie gehören zu den anderen.«

Der Mann nickte. »Das kann ich gut verstehen, aber der Professor wollte, dass ich nur Kontakt zu Ihnen aufnehme, wenn es unvermeidlich ist. Und das dürfte auf die Situation eben im Theater wohl zutreffen.«

Das Auto kämpfte sich durch den dichten Feierabendverkehr, während die schwerfälligen Scheibenwischer nicht allzu viel bewirkten. Sie fuhren in südlicher Richtung am Kreml vorbei auf den Gorki-Park und den Fluss zu. Lord bemerkte, wie misstrauisch der Fahrer die anderen Wagen um sie herum musterte, und nahm an, dass die zahlreichen Umwege dazu dienen sollten, eventuelle Verfolger abzuschütteln.

»Glauben Sie, wir sind jetzt in Sicherheit?« flüsterte Aki-lina.

»Ich hoffe es.«

»Kennen Sie diesen Paschkow?«

Er nickte. »Aber das will nichts heißen. Es ist gar nicht so einfach, hier jemanden wirklich zu kennen.« Dann fügte er mit einem leichten Lächeln hinzu: »Anwesende natürlich ausgenommen.«

Ihre Fahrtroute hatte sie von den anonymen Blocks aus Hochhäusern und neoklassizistischen Absonderlichkeiten

weggeführt – von den Hunderten von Wohngebäuden, in denen die Menschen dicht gedrängt unter erbärmlichsten Bedingungen hausten. Nun fuhren sie durch eine der unauffälligen, von Bäumen gesäumten Straßen, die strahlenförmig von der belebten Hauptverkehrsstraße abzweigten. Sie führte in nördlicher Richtung auf den Kreml zu und verband die beiden Ringstraßen miteinander.

Der Mercedes bog nach rechts in ein beleuchtetes, asphaltiertes Grundstück ein. Ein Wachposten beobachtete den Eingang aus einem verglasten Pfortnerhaus. Das dreistöckige Wohngebäude dahinter stach ins Auge, denn es bestand nicht aus Beton, sondern aus für russische Verhältnisse ungewöhnlich sauber gemauerten, honiggelben Ziegelsteinen. Die wenigen Fahrzeuge in den markierten Parkbuchten waren teure, ausländische Modelle. Der Mann auf dem Beifahrersitz öffnete per Fernbedienung ein Garagentor. Der Mercedes fuhr hinein, bevor das Tor sich wieder schloss.

Sie wurden in eine geräumige Vorhalle geführt, die von einem Kristallleuchter erhellt war. Es roch nach Kiefernholz und nicht nach jener grauenhaften Mischung aus Schmutz und Urin, die für die meisten Eingangsbereiche von Wohnhäusern so typisch und von einem Moskauer Journalisten einmal zutreffend als *Katzengestank* bezeichnet worden war. Eine mit Teppichboden ausgelegte Treppe führte zu einer Wohnung im dritten Stock hinauf.

Auf ihr leises Klopfen an die weiße Kassettenür hin bat Semjon Paschkow sie herein.

Lord registrierte den Parkettboden, die Orientteppiche, den gemauerten Kamin und die skandinavischen Möbel –

Luxusgüter nicht nur in der ehemaligen Sowjetunion, sondern auch im neuen Russland. Die Wände waren in einem beruhigenden Beige gestrichen und mit elegant gerahmten Drucken behängt, die Szenen aus der sibirischen Tierwelt zeigten. Der ganze Raum war vom Geruch nach gekochtem Kohl und Kartoffeln erfüllt. »Sie wohnen nicht schlecht, Professor.«

»Ein Geschenk meines Vaters. Zu meinem größten Verdruss war er überzeugter Kommunist, und so genoss er die seinem Rang entsprechenden Privilegien. Ich habe dann diese Annehmlichkeiten geerbt und bekam die Wohnung schließlich zum Kauf angeboten. Zum Glück verfügte ich über die nötigen Rubel.«

Lord wandte sich seinem Gastgeber zu, der in der Mitte des Zimmers stand. »Ich nehme an, wir sind Ihnen zu Dank verpflichtet.«

Abwehrend hob Paschkow die Hände. »Keine Ursache. Im Grunde sind wir es, die Ihnen Dank schulden.«

Lord wusste nicht, wie er das verstehen sollte, sagte aber nichts.

Paschkow deutete auf eine Sitzgruppe. »Setzen wir uns doch. Ich habe uns etwas zu essen gemacht. Ein Schlückchen Wein gefällig?«

Er sah Akilina an, doch die schüttelte den Kopf. »Nein, danke.«

Der Professor bemerkte, dass Akilina nur ein Trikot trug, und bat einen der Männer, ihr einen Bademantel zu holen. Sie setzten sich vor ein Kaminfeuer, und Lord legte sein Jackett ab.

»Ich schlage das Holz bei meiner Datscha nördlich

von Moskau«, erklärte Paschkow. »Ich liebe offenes Feuer, auch wenn diese Wohnung über Zentralheizung verfügt.«

Wieder eine Seltenheit für russische Verhältnisse, dachte Lord. Ihm fiel auch auf, dass der Fahrer des Mercedes an einem der Fenster Position bezog und in regelmäßigen Abständen durch die geschlossenen Vorhänge spähte. Als der Mann seinen Mantel auszog, kam ein Schulterholster mit Handfeuerwaffe zum Vorschein.

»Wer sind Sie, Professor?«, fragte Lord.

»Ein Russe, der sich auf die Zukunft freut.«

»Könnten Sie vielleicht aufhören, in Rätseln zu sprechen? Ich bin hundemüde. Die letzten drei Tage waren verdammt anstrengend.«

Paschkow verbeugte sich entschuldigend. »Nach allem, was ich gehört habe, kann ich das gut nachvollziehen. Der Vorfall auf dem Roten Platz kam sogar in den Nachrichten. Merkwürdig, dass Sie in den offiziellen Berichten gar nicht erwähnt werden, aber Witali« – Paschkow deutete auf den Mann, den Lord aus St. Petersburg kannte – »hat alles mit eigenen Augen gesehen. Die Polizei kam gerade noch rechtzeitig.«

»Ihr Mann war da?«

»Er fuhr nach St. Petersburg, um dafür zu sorgen, dass Ihre Bahnfahrt ohne Zwischenfälle verläuft. Aber dann kamen ihm die beiden Herren in die Quere, die Ihnen mittlerweile ja bestens bekannt sind.«

»Wie hat er mich gefunden?«

»Er sah Sie und Fräulein Petrowa zusammen und beobachtete, wie Sie vom Zug absprangen. Ein Begleiter von

ihm nahm dann Ihre Spur auf und entdeckte Sie in dem Lebensmittelgeschäft, als Sie gerade telefonierten.«

»Und was ist mit meinem Leibwächter?«

»Wir hegten bereits den Verdacht, dass er für die *Mafija* arbeitet. Jetzt sind wir uns sicher.«

»Darf ich fragen, was ich mit der Sache zu tun habe?«, fragte Akilina.

»Sie haben selbst dafür gesorgt, dass Sie nun damit zu tun haben, meine Liebe.«

»Ich habe für gar nichts gesorgt. Mr. Lord platzte vergangene Nacht in mein Abteil. Das ist alles.«

Paschkow richtete sich in seinem Sessel auf. »Auch ich war neugierig, wie Sie dazu kamen, und so habe ich mir erlaubt, ein paar Erkundigungen über Sie einzuziehen. Wir pflegen gute Kontakte zu Regierungskreisen.«

Akilinas Miene versteinerte. »Ich mag es gar nicht, wenn jemand in meiner Privatsphäre herumschnüffelt.«

»Privatsphäre ist für uns Russen ein Fremdwort, meine Liebe. Wollen wir mal sehen. Sie wurden hier in Moskau geboren. Ihre Eltern ließen sich scheiden, als Sie zwölf waren. Da keiner von beiden im Sowjetstaat eine andere Wohnung genehmigt bekam, waren sie gezwungen, weiterhin zusammenzuleben. Na schön, Ihre Unterkunft war ein wenig besser als der Durchschnitt, da Ihr Vater als Künstler dem Staat von Nutzen war, aber dennoch wird es Spannungen gegeben haben. Übrigens habe ich Ihren Vater mehrmals auftreten sehen. Er war ein wundervoller Akrobat.«

Sie nahm das Kompliment mit einem Kopfnicken entgegen.

»Ihr Vater hatte dann eine Beziehung mit einer Rumänin, die ebenfalls im Zirkus auftrat. Sie wurde schwanger, kehrte aber mit dem Kind nach Hause zurück. Ihr Vater bemühte sich um ein Ausreisevisum, aber die Behörden verweigerten es ihm. Die Kommunisten pflegten ihre Künstler nicht ausreisen zu lassen. Als er versuchte, unerlaubt das Land zu verlassen, wurde er festgenommen und in ein Straflager gebracht.

Ihre Mutter heiratete erneut, ließ sich aber bald wieder scheiden. Als sie nach ihrer zweiten Scheidung keine Wohnung fand – ich weiß noch genau, wie groß die Wohnungsnot damals war –, sah sie sich ein weiteres Mal gezwungen, mit Ihrem Vater zusammenzuleben, der mittlerweile aus dem Lager entlassen worden war. Also vegetierten die beiden in dieser winzigen Wohnung in getrennten Zimmern dahin, bis sie beide eines frühen Todes starben. Das sagt einiges über unsere sozialistische Republik aus, nicht wahr?«

Akilina erwiderte nichts, doch Lord spürte förmlich den Schmerz in ihrem Blick. »Ich lebte bei meiner Großmutter auf dem Land«, erklärte sie Paschkow, »um das Elend meiner Eltern nicht mit ansehen zu müssen. In den letzten drei Jahren habe ich nicht einmal mehr mit ihnen gesprochen. Sie starben verbittert und einsam.«

»Waren Sie dabei, als die Sowjets Ihre Großmutter abholten?«, fragte Paschkow.

Sie schüttelte den Kopf. »Damals war ich schon auf der Artistenschule. Man erklärte mir, sie sei an Altersschwäche gestorben. Die Wahrheit habe ich erst später erfahren.«

»Wenn jemand der lebende Beweis dafür ist, dass sich

etwas verändern muss, dann Sie. Alles ist besser als das, was wir hinter uns haben.«

Lord empfand tiefes Mitgefühl für die Frau neben ihm. Er hätte ihr gerne versichert, dass so etwas nie wieder passieren könne, aber das wäre eine Lüge gewesen. Stattdessen fragte er: »Herr Professor, können Sie mir erklären, was hier abläuft?«

Eine Sorgenfalte zog sich über die Stirn des Älteren. »Ja, das kann ich. Haben Sie jemals von der Allrussischen Monarchistischen Versammlung gehört?«, fragte Semjon Paschkow.

Lord schüttelte den Kopf.

»Ich schon«, erklärte Akilina. »Sie wollten wieder einen Zaren einsetzen. Nach dem Ende der Sowjetunion haben sie große Partys gefeiert. Ich habe einen Zeitschriftenartikel über sie gelesen.«

Er nickte. »Ja, sie haben große Feiern abgehalten. Riesige Veranstaltungen, bei denen die Leute als Adlige, Kosaken oder Weißgardisten verkleidet waren – und das alles nur, um Publicity zu bekommen und das Thema des Zarismus in den Herzen und Köpfen der Bevölkerung zu verankern. Man hielt diese Leute damals für Extremisten, aber heute gilt das nicht mehr.«

»Ich bezweifle, dass von dieser Gruppe der Anstoß für die Volksabstimmung kam, die über die Wiedereinführung des Zarismus entschieden hat«, meinte Akilina.

»Da wäre ich mir nicht so sicher. Hinter diesen Leuten steckte mehr, als auf den ersten Blick zu erkennen war.«

»Könnten Sie endlich zur Sache kommen, Professor?«, drängte Lord.

Paschkow saß in einer fast unnatürlichen Pose da, die keinerlei Emotion verriet. »Mr. Lord, ist Ihnen die Heilige Schar ein Begriff?«

»Ja. Das war eine Gruppe von Adligen, die geschworen hatten, für die Sicherheit des Zaren ihr Leben zu geben. Eine unfähige und feige Bande. Keiner von ihnen war zur Stelle, als Alexander II. im Jahr 1881 einem Bombenattentat zum Opfer fiel.«

»Eine spätere Gruppe nahm denselben Namen an«, fuhr Paschkow fort. »Aber diese war alles andere als unfähig, glauben Sie mir. Im Gegenteil: Sie hat Lenin, Stalin und den Zweiten Weltkrieg überlebt und existiert sogar heute noch. Die öffentliche Abteilung dieser Gruppe ist die Allrussische Monarchistische Versammlung. Aber es gibt auch einen im Untergrund arbeitenden Teil, der mir unterstellt ist.«

Lord starrte Paschkow gebannt an. »Und was will diese Heilige Schar erreichen?«

»Die Sicherheit des Zaren.«

»Aber es gibt doch schon seit 1918 keinen Zaren mehr.«

»O doch!«

»Was wollen Sie damit sagen?«

Paschkow legte nachdenklich die gefalteten Hände an die Lippen. »In Alexandras Brief und Lenins Notiz haben Sie gefunden, wonach wir lange vergeblich suchten. Ich muss gestehen, dass ich bis zu dem Tag, als ich diese Schreiben las, selbst Zweifel hegte. Aber jetzt bin ich mir sicher. Ein Thronerbe hat Jekaterinburg überlebt.«

Lord schüttelte den Kopf. »Das kann doch nicht Ihr Ernst sein, Professor.«

»Doch, das ist mein voller Ernst. Meine Gruppe wurde kurz nach dem Juli des Jahres 1918 gegründet. Sowohl mein Onkel als auch mein Großonkel waren Mitglieder der Heiligen Schar. Ich selbst wurde bereits vor Jahrzehnten rekrutiert und bin mittlerweile zum Leiter der Gruppe aufgestiegen. Unser Ziel ist es, das Geheimnis zu wahren und seine Bestimmungen erst dann zu erfüllen, wenn die Zeit gekommen ist. Das ist jetzt der Fall. Aber im Verlauf der kommunistischen Säuberungen sind viele unserer Mitglieder ums Leben gekommen. Um unsere Sache nicht zu gefährden, hatte der Gründer der Gruppe dafür gesorgt, dass niemand alle Einzelheiten kannte. Auf diese Weise ist ein Großteil der Botschaft verloren gegangen, darunter auch der Ausgangspunkt. Und Sie haben diesen Ausgangspunkt jetzt wiederentdeckt.«

»Was meinen Sie damit?«

»Haben Sie die Kopien noch?«

Lord griff in sein Jackett und überreichte Paschkow die gefalteten Blätter. Dieser deutete auf eines davon. »Hier, in Lenins Notiz heißt es: *Die Sache mit Jurowski bereitet mir Sorgen. Ich glaube nicht, dass die Berichte aus Jekaterinburg der Wahrheit entsprachen, und die Information in Bezug auf Felix Jussupow bestätigt diese Zweifel. Die Erwähnung von Kolja Maks finde ich interessant. Ich habe diesen Namen schon einmal gehört. Auch das Dorf Starodug ist von zwei auf ähnliche Weise zum Reden gebrachten Weißgardisten erwähnt worden.* Hier haben wir die Informationen, die uns verloren gegangen waren – zum einen den Namen Kolja Maks und zum anderen das Dorf Starodug. Das ist der Ausgangspunkt unserer Suche.«

»Welcher Suche?«, fragte Lord.

»Der Suche nach Alexej und Anastasia.«

Lord ließ sich in seinen Sessel zurücksinken. So müde er auch war – was dieser Mann da sagte, versetzte ihn in Erregung.

Paschkow fuhr fort: »Als die sterblichen Überreste der Romanows im Jahr 1991 ausgegraben und später identifiziert wurden, erfuhren wir, dass zwei Personen das Massaker überlebt haben könnten. Die Leichen von Anastasia und Alexej sind bis auf den heutigen Tag nicht gefunden worden.«

»Jurowski behauptete, er habe sie anderswo verbrannt«, wandte Lord ein.

»Was hätten Sie behauptet, wenn man Ihnen befohlen hätte, die gesamte kaiserliche Familie zu töten, und dann fehlen Ihnen auf einmal zwei Leichen? Sie würden lügen, weil man Sie sonst wegen Unfähigkeit erschießen würde. Jurowski hat Moskau nur das gemeldet, was man dort hören wollte. Aber seit dem Ende der Sowjetunion sind genügend Berichte aufgetaucht, die Jurowskis Erklärung äußerst zweifelhaft erscheinen lassen.«

Paschkow hatte Recht. Eidesstattliche Erklärungen von Rotgardisten und anderen Augenzeugen bestätigten, dass möglicherweise in jener Julinacht nicht alle Mitglieder der Zarenfamilie ums Leben gekommen waren. Diese Berichte stimmten nicht in allen Punkten überein; im einen war davon die Rede, wie die leise jammernden jungen Großfürstinnen mit dem Bajonett getötet wurden, während anderen zufolge hysterische Opfer erstochen oder mit Gewehrkolben erschlagen wurden. Es gab zahlreiche Wi-

dersprüchlichkeiten. Lord erinnerte sich auch an das Bruchstück der Aufzeichnung des Wachposten von Jekaterinburg, die drei Monate nach den Morden datiert war:

Aber ich bekam mit, was ihnen bevorstand. Das Gerede über ihr Schicksal war eindeutig, Jurowski sorgte schon dafür, dass wir alle wussten, worin unsere Aufgabe bestand. Nach einer Weile sagte ich mir, dass etwas getan werden müsse, um ihnen die Flucht zu ermöglichen.

Er zeigte auf die Papiere. »Ich hätte da noch ein Blatt, Professor. Von einem der Jekaterinburger Bewacher. Ich habe es Ihnen noch nicht gezeigt, aber ich denke, es könnte Sie interessieren.«

Paschkow überflog es.

»Das passt zu den anderen Dokumenten«, erklärte er, als er es durchgelesen hatte. »Immer mehr Menschen hatten Mitleid mit der Zarenfamilie. Manche ihrer Bewacher hassten sie regelrecht und stahlen, was sie konnten, aber andere waren nicht so. Der Gründer unserer Gruppe machte sich dieses Mitgefühl zunutze.«

»Wer ist dieser Gründer?«, fragte Akilina.

»Felix Jussupow.«

Lord war schockiert. »Der Mann, der Rasputin getötet hat?«

»Genau der.« Paschkow beugte sich vor. »Mein Vater und mein Onkel erzählten mir einmal eine Geschichte über etwas, das im Alexanderpalast in Zarskoje Selo geschehen war. Diese Geschichte wurde vom Gründer selbst über die Heilige Schar weitergegeben. Die Sache ereignete sich am 28. Oktober 1916.«

Lord deutete auf den Brief, den Paschkow in der Hand

hielt. »Das ist doch dasselbe Datum wie auf dem Brief Alexandras an Nikolaus.«

»Genau. Alexej hatte wieder einmal einen seiner Anfälle gehabt. Die Kaiserin ließ Rasputin suchen, und der kam und linderte die Schmerzen des Jungen. Danach brach Alexandra zusammen, und der *Starez* schalt sie dafür, dass sie weder an Gott noch an ihn glaube. In dieser Situation prophezeite Rasputin, dass derjenige, der die größte Schuld auf sich geladen habe, seinen Irrtum einsehen und dafür sorgen werde, dass das Blut der kaiserlichen Familie wiederauferstehen werde. Weiter sagte er, dass nur ein Rabe und ein Adler Erfolg haben könnten, wo alle scheiterten ...«

»... und die Unschuld von Tieren den Weg zum Erfolg weisen werde«, ergänzte Lord.

»Der Brief bestätigt also die Geschichte, die ich vor Jahren hörte. Ein Brief, der im Staatsarchiv versteckt wurde und den Sie nun gefunden haben.«

»Aber was hat das alles mit uns zu tun?«, fragte Lord.

»Ganz einfach: Sie sind der Rabe, Mr. Lord.«

»Weil ich schwarz bin?«

»Zum Teil. Sie sind eine Rarität in diesem Land. Aber das ist noch nicht alles.« Paschkow zeigte auf Akilina. »Da wäre noch diese schöne Dame hier. Ihr Name, meine Liebe, bedeutet auf Altrussisch ›Adlerin‹.«

Ihre Miene spiegelte ihre Verblüffung wider.

»Jetzt verstehen Sie vielleicht, warum wir so neugierig sind. Nur ein Rabe und ein Adler können Erfolg haben, wo alle anderen scheitern. Der Rabe geht mit dem Adler eine Verbindung ein. Ich fürchte, Fräulein Petrowa, sie

stecken da mittendrin, ob Sie nun wollen oder nicht. Deshalb habe ich auch den Zirkus überwachen lassen. Ich war mir sicher, dass Sie beide wieder zusammentreffen würden. Dass Sie es getan haben, stellt eine weitere Bestätigung von Rasputins Prophezeiung dar.«

Lord hätte beinahe losgelacht. »Rasputin war doch nur ein kleiner Opportunist. Ein korrupter Bauer, der sich das Leid der von Schuldgefühlen geplagten Zarin zunutze machte. Ohne die Bluterkrankheit des Zarewitsch hätte sich der *Starez* niemals in den Haushalt des Zaren einschleimen können.«

»Tatsache bleibt, dass Alexej schwer krank war und Rasputin seine Anfälle lindern konnte.«

»Aber heute wissen wir, dass solche Blutungen durch die Reduktion von emotionalem Stress beeinflussbar sind. Eine Zeit lang wurden Bluter sogar mit Hypnose behandelt. Stress wirkt sich auf den Blutfluss und die Stärke der Gefäßwände aus. Nach allem, was ich darüber gelesen habe, verfügte Rasputin einfach nur über die Fähigkeit, den Jungen zu beruhigen. Er redete auf ihn ein, erzählte ihm Geschichten über Sibirien und versprach ihm, dass alles wieder gut würde. Danach fiel Alexej meist in einen tiefen Schlaf, der naturgemäß ebenfalls zur Genesung beitrug.«

»Auch ich habe diese Erklärungen gelesen. Dennoch ist nicht zu bestreiten, dass Rasputin auf die Gesundheit des Zarewitsch einen positiven Einfluss hatte. Und außerdem hat er anscheinend seinen eigenen Tod Wochen im Voraus vorhergesagt, ebenso wie das, was geschehen würde, wenn ein Angehöriger des Zarenhofes ihn tötete. Auch

hat er eine Wiederauferstehung des Zarentums prophezeit. Genau das, was Felix Jussupow in Gang setzte. Und Sie tragen nun beide zur Vollendung bei.«

Lord warf einen Blick auf Akilina. Natürlich konnten Akilinas Name und ihrer beider Begegnung reiner Zufall sein – allerdings ein Zufall, der schon vor vielen Jahrzehnten vorausgesagt worden war. *Nur ein Rabe und ein Adler können Erfolg haben, wo andere scheitern.* Was lief hier ab?

»Stefan Baklanow ist unfähig, über diese Nation zu herrschen«, erklärte Paschkow. »Er ist ein aufgeblasener Narr ohne jegliches Talent zum Regieren. Der lässt sich viel zu leicht manipulieren, und ich fürchte, die Zaristenkommission wird ihn mit großen Machtbefugnissen ausstatten – ein Geschenk, das die Duma wohl oder übel absegnen muss. Aber die Menschen wollen einen Zaren und keinen Hampelmann.« Paschkow richtete den Blick auf Lord. »Mr. Lord, ich weiß ja, dass es Ihre Aufgabe ist, Baklanows Anspruch auf den Thron zu untermauern, aber ich glaube, dass ein direkter Nachfahre von Nikolaus II. existiert. Wo genau er steckt, weiß ich nicht. Das können nur Sie und Fräulein Petrowa herausfinden.«

Lord seufzte. »Das ist zu viel verlangt, Professor. Viel zu viel.«

Der Anflug eines Lächelns zeigte sich auf dem Gesicht des älteren Mannes. »Ihre Reaktion ist verständlich. Aber bevor ich Ihnen noch mehr erzähle, gehe ich erst mal in die Küche und kümmere mich um das Essen. Sie können sich ja derweil unter vier Augen beraten. Schließlich müssen Sie eine schwere Entscheidung treffen.«

»Und worüber sollen wir entscheiden?«, fragte Akilina.

Paschkow erhob sich aus seinem Sessel. »Über Ihre Zukunft. Und über Russlands Zukunft.«

22

20.40 Uhr

Hayes legte sich auf den Rücken und griff nach der Hantelstange über seinem Kopf. Dann hob er die Hantel aus ihrer Ablage und stemmte sie schwitzend zehnmal hoch, bis er die Anstrengung in Bizeps und Schultern spürte. Er war froh, dass das Wolchow einen Fitness-Club hatte. Obwohl er schon auf die sechzig zuing, war er fest entschlossen, nicht vorzeitig abzuschlaffen. Er mochte durchaus noch vierzig Jahre vor sich haben. So viel Zeit brauchte er auch noch. Es gab nach wie vor viel zu tun, und erst jetzt war er in der Position, etwas erreichen zu können. Nach Stefan Baklanows Krönung wäre er so weit, dass er nur noch nach Lust und Laune zu arbeiten brauchte und tun und lassen konnte, was er wollte. Er hatte bereits ein Auge auf ein hübsches Chalet in den Schweizer Alpen geworfen, wo er die Natur genießen, jagen und angeln konnte und Herr über sein eigenes Anwesen wäre. Der Gedanke faszinierte ihn und motivierte ihn ausreichend, um weiterzumachen, was auch immer seine Aufgabe sein mochte.

Er stemmte die Gewichte noch ein paarmal hoch, griff sich ein Handtuch und wischte sich den Schweiß von der

Stirn. Dann verließ er den Fitnessraum und ging zu den Aufzügen.

Wo steckte bloß Lord? Warum hatte er nicht angerufen? Gut, er hatte Oleg gegenüber bereits geäußert, dass Lord mittlerweile womöglich an ihm zweifelte, aber überzeugt war er nicht davon. Vielleicht vermutete Lord, dass die Hoteltelefone abgehört wurden.

Lord war mit der russischen Paranoia vertraut und wusste, dass eine solche Aktion der Regierung oder auch einer privaten Gruppierung ein Leichtes wäre. Das erklärte vielleicht, warum Hayes seit Lords überstürztem Aufbruch aus Felix Olegs Büro nichts mehr von seinem Mitarbeiter gehört hatte. Aber Lord hätte ja wenigstens die Firma in Atlanta anrufen und eine Kontaktaufnahme arrangieren können. Eine Nachfrage dort vor einer Stunde hatte jedoch ergeben, dass nichts dergleichen geschehen war.

Verdammter Mist.

Miles Lord entwickelte sich zu einem echten Problem.

Hayes trat aus dem Fahrstuhl in eine holzgetäfelte Lobby im sechsten Stock. Auf jedem Stockwerk gab es einen derartigen, im Grunde überflüssigen Aufenthaltsbereich mit Zeitschriften und Zeitungen. In zwei Ledersesseln saßen Breschnew und Stalin. Er wunderte sich, sie hier zu sehen, da er in zwei Stunden mit ihnen und den anderen Mitgliedern der Geheimkanzlei in einer Villa südlich der Stadt verabredet war.

»Was verschafft mir die Ehre, meine Herren?«

Stalin erhob sich. »Es gibt da ein Problem, das sofortiges Handeln erfordert. Wir müssen miteinander reden, und telefonisch haben wir Sie nicht erreicht.«

»Wie Sie sehen, habe ich ein wenig trainiert.«

»Können wir auf Ihr Zimmer gehen?«, fragte Breschnew.

Hayes schritt voraus, vorbei an der *Deschurnaja*, die nicht von ihrer Zeitschrift aufblickte. Kaum hatten sie die Zimmertür hinter sich geschlossen, ergriff Stalin das Wort: »Man hat Mr. Lord im Zirkus entdeckt. Unsere Leute versuchten, ihn abzufangen. Einer wurde von Männern, die es anscheinend ebenfalls auf Lord abgesehen hatten, ausgeschaltet. Unser zweiter Mann musste seinen Gegner töten, um zu entkommen.«

»Und wer kam dazwischen?«, fragte Hayes.

»Genau da liegt das Problem. Es wird höchste Zeit, dass Sie ein paar Dinge erfahren.« Breschnew setzte sich auf den Stuhl. »Es geht seit einiger Zeit das Gerücht, dass Mitglieder der Zarenfamilie das Todesurteil überlebt haben, das die Sowjets 1918 über sie verhängten. Ihr Mr. Lord ist in geheimen Papieren auf interessantes Material gestoßen – Informationen, die uns bis dahin noch nicht vorlagen. Anfangs hielten wir die Situation für ernst, aber lösbar. Das hat sich geändert. Lord hat in Moskau Kontakt mit einem gewissen Semjon Paschkow aufgenommen. Er ist Professor für Geschichte an der Universität, führt aber auch eine Gruppierung an, die sich die Wiedereinführung des Zarismus zum Ziel gesetzt hat.«

»Aber wie könnte das unsere Arbeit gefährden?«, fragte Mayes.

Breschnew lehnte sich zurück, und Hayes betrachtete ihn gespannt.

Wladimir Kulikow vertrat die große Interessengruppe der Neureichen des Landes – der wenigen Glücklichen,

denen es gelungen war, nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion gewaltige Profite zu erzielen. Er war ein kleiner, stämmiger und ernsthafter Mann, dessen wettergegerbtes Gesicht Hayes immer an einen Bauern erinnerte; seine Nase hatte die Form eines Vogelschnabels, und sein kurzes, spärliches Haar war grau. Mit seiner Arroganz trieb er die anderen drei Mitglieder der Geheimkanzlei oft zur Weißglut.

Die Neureichen waren weder bei den Militärs noch in der Regierung sonderlich beliebt. Die meisten waren ehemalige Parteifunktionäre mit einem weit reichenden Netz von Beziehungen – clevere Männer, die das herrschende Chaos zu ihrem persönlichen Vorteil zu nutzen wussten. Keiner von ihnen war auf harte Arbeit angewiesen, und viele wurden von den amerikanischen Geschäftsleuten finanziert, die Hayes vertrat.

»Bis zu seinem Tod«, erklärte Breschnew, »interessierte sich Lenin sehr für das, was damals in Jekaterinburg geschehen war. Auch Stalin war die Angelegenheit so wichtig, dass er sämtliche Unterlagen über die Romanows in den staatlichen Archiven versiegeln ließ. Dann ließ er alle, die etwas darüber wussten, töten oder verbannte sie in die Straflager. Sein Fanatismus ist einer der Gründe dafür, dass heute kaum mehr etwas aus erster Hand in Erfahrung zu bringen ist. Stalin machte sich große Sorgen, dass einer der Romanows überlebt haben könnte, aber zwanzig Millionen Tote erzeugen eben ein beträchtliches Chaos, und so konnte sich nie eine ernst zu nehmende Opposition gegen ihn entwickeln. Paschkows Gruppe hat irgendetwas mit der Möglichkeit zu tun, dass ein oder zwei

Romanows das Massaker überlebt haben könnten. Den genauen Zusammenhang kennen wir nicht. Es gibt aber schon seit Jahrzehnten Gerüchte, die besagen, dass einer der Romanows versteckt würde, bis die Zeit reif sei, seinen oder ihren Aufenthaltsort preiszugeben.«

Nun ergriff Stalin das Wort. »Heute wissen wir, dass nur zwei der Kinder überlebt haben können, nämlich Alexej und Anastasia, denn ihre Leichen wurden nie gefunden. Aber selbst, wenn einer von beiden oder auch alle beide damals mit dem Leben davongekommen wären, wären sie natürlich längst tot – vor allem der Junge, der ja an Hämophilie litt. Wir sprechen also von ihren Kindern oder Enkeln, falls es welche gibt. Und die wären dann direkte Nachkommen des Zaren. Damit wäre dann Stefan Baklanows Anspruch auf den Thron gegenstandslos.«

Hayes sah Stalin an, wie besorgt er war, aber er konnte einfach nicht glauben, was er soeben gehört hatte. »Es kann niemand überlebt haben. Sie wurden aus kürzester Entfernung erschossen und dann mit dem Bajonett erstochen.«

Stalin ließ eine Hand über die Schnitzereien auf der Sessellehne gleiten. »Ich sagte Ihnen schon einmal, dass es Amerikanern schwer fällt, die Schicksalsgläubigkeit der Russen zu verstehen. Deshalb will ich Ihnen ein Beispiel nennen. Ich habe sowjetische Dokumente eingesehen, die über Verhöre durch den KGB berichten. Rasputin prophezeite, das Blut der Romanows werde wiederauferstehen. Er soll auch gesagt haben, dass ein Adler und ein Rabe für diese Erneuerung sorgen würden. Ihr Mr. Lord hat nun ein Schriftstück gefunden, das diese Vorhersage bestätigt.«

Er beugte sich vor. »Könnte Mr. Lord nicht als dieser Rabe durchgehen?«

»Weil er schwarz ist?«

Stalin zuckte die Achseln. »Dieser Grund ist so gut wie jeder andere.«

Hayes konnte es kaum glauben: Da versuchte ein Mann von Stalins Ruf, ihn davon zu überzeugen, dass ein zwielichtiger Bauer zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts das Wiederaufleben der Romanow-Dynastie vorhergesagt hatte. Und mehr noch – ausgerechnet ein Afro-amerikaner aus South Carolina sollte dabei eine entscheidende Rolle spielen. »Ich verstehe vielleicht nichts von eurer Schicksalsgläubigkeit, aber dafür etwas von gesundem Menschenverstand. Das ist doch alles Blödsinn.«

»Semjon Paschkow glaubt das nicht«, erwiderte Breschnew prompt. »Er hat aus irgendeinem Grund seine Leute in den Zirkus geschickt, und er hat Recht behalten: Lord tauchte tatsächlich auf. Unsere Männer berichteten, dass letzte Nacht eine Zirkusartistin im Zug war. Akilina Petrowa. Sie sprachen sogar mit ihr und dachten sich nichts dabei, aber sie wurde zusammen mit Lord von Paschkows Männern aus dem Zirkus geführt. Warum wohl, frage ich Sie, wenn dahinter nicht mehr steckt?«

Gute Frage, räumte Hayes im Stillen ein.

Stalins Miene war ernst. »*Akilina* ist altrussisch und bedeutet ›Adlerin‹. Wussten Sie das? Sie sprechen doch unsere Sprache!«

Hayes schüttelte den Kopf.

»Das ist eine wirklich ernste Sache«, fuhr Stalin fort. »Hier gehen Dinge vor, die wir nicht verstehen. Bis vor

wenigen Monaten, als die Volksabstimmung durchgeführt wurde, hat niemand eine Rückkehr des Zarismus ernsthaft für möglich gehalten, geschweige denn eine Restauration, aus der sich politische Vorteile ziehen lassen. Plötzlich aber erscheint beides möglich. Wir müssen die eingetretene Entwicklung stoppen, bevor sie uns gefährlich werden kann. Rufen Sie die Nummer an, die wir Ihnen gegeben haben, stellen Sie die Leute zusammen und suchen Sie Ihren Mr. Lord.«

»Das ist schon geschehen.«

»Dann tun Sie mehr.«

»Warum tun Sie es nicht selbst?«

»Weil Sie über eine größere Bewegungsfreiheit als wir verfügen. Deswegen müssen Sie diese Aufgabe übernehmen. Die Sache könnte sogar Auswirkungen auf internationaler Ebene haben.«

»Oleg ist bereits auf der Suche nach Lord.«

»Vielleicht könnte ja eine Bekanntmachung der Polizei über die Schießerei auf dem Roten Platz die Anzahl aufmerksamer Augen vervielfachen«, meinte Breschnew. »Immerhin kam dabei ein Polizist ums Leben. Die Miliz möchte den Schützen doch bestimmt gern finden. Womöglich löst sie unser Problem sogar mit einem wohlgezielten Schuss.«

»Das mit Ihren Eltern tut mir Leid«, sagte Lord.

Akilina hatte mit niedergeschlagenen Augen wortlos dagesessen, seit Paschkow das Zimmer verlassen hatte.

»Mein Vater wollte bei seinem Sohn sein. Er hatte die Absicht, dessen Mutter zu heiraten, aber um auszuwandern, musste man die Erlaubnis der Eltern einholen – ein absurdes sowjetisches Gesetz, das jeden von der Ausreise abhielt. Meine Großmutter gab natürlich ihre Zustimmung, aber mein Großvater war seit dem Zweiten Weltkrieg vermisst.«

»Und trotzdem brauchte Ihr Vater seine Zustimmung?«

Sie nickte. »Er war nie für tot erklärt worden. Das geschah nie, mit keinem der Vermissten. Kein Vater, keine Erlaubnis, kein Visum. Natürlich hatte sein Antrag auch noch weitere Folgen. Mein Vater wurde aus dem Zirkus entlassen und durfte nicht mehr auftreten. Und etwas anderes hatte er nicht gelernt.«

»Warum haben Sie Ihre Eltern in den letzten paar Jahren nicht besucht?«

»Keiner von beiden war mehr zu ertragen. Meine Mutter dachte nur noch an die Frau, die ein Kind ihres Exgatten zur Welt gebracht hatte. Und er konnte nicht vergessen, dass sie ihn wegen eines anderen Mannes verlassen hatte. Doch sie mussten die Situation zum Wohle des Kollektivs aushalten.« Akilinas Abneigung gegen ihre Eltern war nun verständlich. »Sie schickten mich zu meiner Großmutter. Zuerst hasste ich sie dafür, aber als ich älter

wurde, konnte ich sie einfach nicht mehr ertragen, und so blieb ich eben auf Distanz. Sie starben beide innerhalb weniger Monate. Ein einfacher grippaler Infekt, der sich zu einer Lungenentzündung auswuchs. Ich frage mich oft, ob mich dasselbe Schicksal erwartet. Wenn ich das Publikum nicht mehr mitreißen kann, wo werde ich dann wohl enden?«

Lord wusste keine Antwort.

»Für Amerikaner ist es sicherlich schwer zu verstehen, wie das damals war. Eigentlich ist es immer noch so, zu einem gewissen Grad jedenfalls. Man konnte nicht einfach wohnen, wo man wollte, oder tun, was man wollte. Über unser Leben wurde schon früh von anderen entschieden.«

Er wusste, wovon sie sprach: Man nannte es *Raspredelenie*, Zuteilung. Die Entscheidung über einen Menschen im Alter von sechzehn Jahren – die Entscheidung darüber, was er mit seinem übrigen Leben anfangen sollte. Wer Beziehungen hatte, hatte auch eine Wahl. Wer keine hatte, nahm, was er bekommen konnte. Wer in Ungnade gefallen war, tat, was man ihm sagte.

»Den Kindern der Parteimitglieder ging es immer gut«, erklärte sie. »Sie bekamen die besten Stellen in Moskau – also dort, wo jeder leben wollte.«

»Außer Ihnen?«

»Ich hasste die Stadt. Für mich war sie immer ein elendes Loch. Aber ich musste zurück. Der Staat brauchte mein Talent.«

»Sie wollten also nie wirklich auftreten?«

»Wussten Sie etwa mit sechzehn schon genau, was Sie mit Ihrem Leben anfangen wollten?«

Lord schwieg.

»Einige meiner Freunde nahmen sich das Leben. Das war aus ihrer Sicht immer noch besser, als ihre Zeit am Polarkreis oder in einem abgelegenen sibirischen Dorf mit irgendeiner verhassten Arbeit zu vergeuden. Ich hatte eine Schulfreundin, die Ärztin werden wollte. Sie brachte hervorragende Leistungen, hatte aber nicht die nötigen Beziehungen zur Partei, um zum Studium zugelassen zu werden. Andere, die weit weniger begabt waren, haben es dagegen geschafft. Meine Freundin landete als Arbeiterin in einer Spielzeugfabrik.« Sie durchbohrte Lord mit ihrem Blick. »Sie sind ein Glückspilz, Mr. Lord. Wenn Sie alt oder krank werden, bekommen Sie Hilfe von Ihrer Regierung. Bei uns gibt es so etwas nicht. Die Kommunisten schimpften auf den Zaren und seine Verschwendungssucht, aber selber waren sie keinen Deut besser.«

Langsam begann Lord die Vorliebe der Russen für die ferne Vergangenheit besser zu verstehen.

»Im Zug habe ich Ihnen von meiner Großmutter erzählt. Das war alles wahr. Sie wurde eines Tages abgeholt und tauchte nie wieder auf. Sie arbeitete in einem staatlichen Laden und musste mit ansehen, wie die Geschäftsführer die Regale plünderten und den Diebstahl dann anderen in die Schuhe schoben. Irgendwann schrieb sie einen Beschwerdebrief nach Moskau. Sie wurde entlassen, ihre Rente gestrichen, und man stempelte sie als Denunziantin ab. Danach wollte niemand mehr sie einstellen. Also hat sie angefangen zu dichten. Die Dichtung war ihr Verbrechen.«

Er blickte sie fragend an: »Was meinen Sie damit?«

»Sie schrieb bevorzugt über den russischen Winter, über Hunger und das Weinen der Kinder. Über die Gleichgültigkeit der Regierung den Menschen gegenüber. Der örtliche Parteisowjet betrachtete das als Bedrohung der öffentlichen Ordnung. Sie fiel auf – ein Individuum, das sich über die Gemeinschaft erhebt. Das war ihr Verbrechen. Man betrachtete sie als Gefahr, als jemanden, der Gleichgesinnte um sich scharen könnte. Also ließ man sie verschwinden. Wir sind vielleicht das einzige Land der Welt, das seine Dichter hingerichtet hat.«

»Akilina, ich verstehe sehr gut, dass Sie alle die Kommunisten hassen. Aber man darf doch die Realitäten nicht verkennen. Vor 1917 war der Zar ein ziemlich unfähiger Herrscher, dem es mehr oder weniger egal war, ob seine Polizei Zivilisten erschoss. Am Blutsonntag des Jahres 1905 mussten Hunderte nur deswegen sterben, weil sie gegen seine Politik protestiert hatten. Dies war ein brutales Regime, das gezielt Gewalt und Terror einsetzte, um zu überleben, genau wie später die Kommunisten.«

»Aber der Zar stellt ein Bindeglied zu unserem nationalen Erbe dar. Eines, das mehrere hundert Jahre zurückreicht. Er ist die Verkörperung Russlands.«

Lord lehnte sich in seinem Sessel zurück und holte ein paarmal tief Luft. Er verfolgte die Flammen im Kamin und lauschte dem Knistern des Holzes. »Akilina, dieser Mann möchte, dass wir nach einem vermuteten Thronerben suchen, also nach jemandem, von dem wir nicht einmal wissen, ob es ihn gibt. Und das alles nur, weil so ein Idiot von Wunderheiler vor fast hundert Jahren vorhergesagt haben soll, dass wir das tun werden.«

»Ich möchte es tun.«

Er starrte sie an. »Was?«

»Schon seit unserer ersten Begegnung habe ich ein merkwürdiges Gefühl. So, als wäre es vorherbestimmt, dass wir beide uns treffen sollten. Ich hatte keine Angst, als Sie mein Abteil betraten, und meine Entscheidung, Sie bei mir übernachten zu lassen, habe ich keine Sekunde lang in Frage gestellt. Als hätte etwas in meinem Innern mir befohlen, es zu tun. Ich wusste auch, dass wir uns Wiedersehen würden.«

Lord war weniger mystisch veranlagt, als diese attraktive Russin es zu sein schien. »Mein Vater war Prediger. Er fuhr von Stadt zu Stadt, um die Menschen zu belügen. Er posaunte gern das Wort Gottes heraus, aber in Wirklichkeit nutzte er nur die Armut und die Ängste der Menschen aus. Er war der unheiligste Mann, der mir je begegnet ist. Er betrog seine Frau, seine Kinder und seinen Gott.«

»Aber er war Ihr Vater.«

»Er war bei der Empfängnis beteiligt, aber ein Vater war er nicht. Ich habe mich praktisch selbst großgezogen.«

Sie deutete auf ihre Brust. »Er ist noch immer da drinnen, ob Sie es sich eingestehen oder nicht.«

Das war so ziemlich das Letzte, was Lord zugegeben hätte. Vor einigen Jahren hatte er sogar einmal ernsthaft erwogen, seinen Nachnamen ändern zu lassen. Nur das Flehen seiner Mutter hatte ihn davon abgehalten. »Sie müssen sich darüber im Klaren sein, Akilina, dass das alles womöglich nur Schwindel ist.«

»Aber wozu sollte jemand das tun? Sie fragen sich doch schon seit Tagen, warum bestimmte Leute Sie umbringen wollen. Und dieser Professor hat Ihnen die Antwort geliefert.«

»Dann sollen er und seine Leute doch selber diesen Romanow-Überlebenden suchen. Meine Informationen haben sie ja.«

»Rasputin meinte, nur Sie und ich könnten das schaffen.«

Er schüttelte den Kopf. »Sie glauben das doch wohl nicht im Ernst?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Als ich noch ein Kind war, sagte meine Großmutter immer, sie sehe Gutes für mich im Leben. Vielleicht hatte sie ja Recht.«

Das war nicht unbedingt die Antwort, die Lord hören wollte, aber er spürte einen ähnlichen Antrieb in sich. Zumindest würde ihn diese Suche aus Moskau herausführen – und somit aus der Reichweite von Hängelid und Cro-Magnon. Außerdem konnte er nicht leugnen, dass die ganze Angelegenheit ihn faszinierte. Paschkow hatte Recht. In den letzten paar Tagen waren eine Menge Zufälle zusammengekommen. Er glaubte zwar keine Sekunde lang, dass Rasputin die Zukunft hatte vorhersagen können, doch die Verwicklung Felix Jussupows in die Sache faszinierte ihn. Den *Gründer* hatte Paschkow ihn fast ehrfurchtsvoll genannt.

Lord ließ sich noch einmal die Geschichte des Mannes durch den Kopf gehen. Jussupow, ein bisexueller Transvestit, hatte Rasputin aus dem Irrglauben heraus ermordet, dass das Schicksal einer ganzen Nation davon abhing. Er war auf fast perverse Weise stolz auf seine Leistung und

genoss es noch fünfzig Jahre danach, wegen dieser törichten Tat im Rampenlicht zu stehen. Er war auch einer dieser scheinheiligen Egomanen – ein gefährlicher und böartiger Schwindler, genau wie Rasputin und Lords eigener Vater. Und doch war Jussupow offenbar in etwas verwickelt, das von einer gewissen Uneigennützigkeit zeugte.

»Also gut, Akilina. Wir machen mit. Warum auch nicht? Was bleibt mir schon anderes übrig?« Er blickte hinüber zur Küchentür, aus der Semjon Paschkow wieder ins Zimmer trat.

»Ich habe soeben eine beunruhigende Nachricht erhalten«, erklärte er. »Einer unserer Gefährten – derjenige, der den Mann aus dem Zirkus weggebracht hat – ist mit seinem Gefangenen nicht am vereinbarten Ort aufgetaucht. Er wurde tot aufgefunden.«

Hängelid war also entkommen. Keine beruhigende Aussicht.

»Das tut mir Leid«, erklärte Akilina. »Er hat uns das Leben gerettet.«

Paschkow dagegen wirkte eher teilnahmslos. »Er wusste, was er riskierte, als er sich unserer Heiligen Schar anschloss. Er ist nicht der Erste, der für die Sache sein Leben lassen musste.« Der ältere Mann setzte sich auf einen Stuhl. Er sah müde aus. »Und er wird wohl auch nicht der Letzte sein.«

»Wir haben uns entschieden. Wir machen mit«, informierte ihn Lord.

»Das hatte ich gehofft. Aber vergessen Sie nicht, was Rasputin sagte. *Zwölf müssen sterben, bevor die Suche vollendet ist.*«

Die hundert Jahre alte Prophezeiung bereitete Lord weniger Sorgen. Schon mehr als einmal hatten solche Mystiker sich geirrt. Hängelid und Cro-Magnon dagegen stellten eine reale Bedrohung dar.

»Ihnen ist ja wohl inzwischen klar, Mr. Lord«, sagte Paschkow, »dass Sie – und nicht Artemy Bely – das Ziel des Mordanschlags auf der Nikolskaja Uliza vor vier Tagen waren. Hinter Ihnen sind Leute her, die, wie ich vermute, schon einiges von dem wissen, was wir herausgekriegt haben. Diese Männer werden versuchen, Sie aufzuhalten.«

»Ich nehme doch an«, erwiderte Lord, »dass niemand außer Ihnen weiß, wohin wir gehen?«

»Das ist richtig. Und dabei wird es auch bleiben. Nur Sie, ich und Fräulein Petrowa kennen die Einzelheiten bezüglich unseres Ausgangspunkts.«

»Das stimmt nicht ganz. Der Mann, für den ich arbeite, weiß von Alexandras Schreiben, aber ich wüsste nicht, wie er eine entsprechende Verbindung herstellen sollte. Und selbst wenn, würde er es niemandem erzählen.«

»Haben Sie Gründe, Ihrem Chef zu misstrauen?«

»Ich zeigte ihm die Sachen vor zwei Wochen, und er ging nie darauf ein. Ich glaube nicht einmal, dass er groß darüber nachgedacht hat.« Dann kam ihm ein anderer Gedanke. »Wollen Sie uns nicht noch mehr Details liefern? Ich meine, jetzt, wo wir uns bereit erklärt haben, Ihnen bei der Suche zu helfen?«

Paschkow richtete sich auf, und sein Gesicht belebte sich. »Der Gründer hat die Suche in einzelnen Stufen aufgebaut, die voneinander unabhängig sind. Wenn die rich-

tige Person mit den richtigen Worten auf der jeweiligen Stufe auftaucht, erhält sie die Information für die nächste. Nur Jussupow kannte den gesamten Plan, und wenn man ihm glauben darf, hat er niemandem davon erzählt.

Wir wissen jetzt, dass irgendwo in Starodug der erste Hinweis zu finden ist. Ich habe es nach unserem Gespräch vor ein paar Tagen überprüft. Kolja Maks war einer jener Palastwächter des Zaren, die nach der Revolution zu den Bolschewiken überliefen. Als die Romanows ermordet wurden, war er Mitglied des Ural-Sowjets. In den Anfängen der Revolution, also bevor Moskau alles beherrschte, regierten die örtlichen Sowjets ihr jeweiliges Gebiet. Somit hatte der Sowjet des Ural weit mehr Einfluss auf das Schicksal der Zaren als der Kreml. Das Gebiet des Ural war extrem antizaristisch eingestellt. Dort wollte man Nikolaus' Tod schon von seinem ersten Tag in Jekaterinburg an.«

»Ich erinnere mich«, erklärte Lord und dachte an den von Lenin im März 1918 unterzeichneten Friedensvertrag, mit dem sich Russland aus dem Ersten Weltkrieg zurückgezogen hatte. »Lenin dachte, er wäre die Deutschen los. Mein Gott, er hat praktisch um Frieden gebettelt. Die Bedingungen waren so demütigend, dass einer der russischen Generäle sich kurz nach der Unterzeichnung erschoss. Dann wurde am 6. Juli 1918 der deutsche Botschafter in Moskau erschossen, und Lenin musste eine weitere deutsche Invasion befürchten. Also plante er, die Romanows als Tauschobjekt zu benutzen, weil er dachte, ihre Freiheit läge dem Kaiser am Herzen, vor allem Alexandra, die aus Deutschland stammte.«

»Aber die Deutschen wollten von den Romanows nichts wissen«, fügte Paschkow hinzu. »Von da an wurde die Familie zur Last. Deshalb erhielt der Sowjet des Ural den Befehl, sie zu töten. Kolja Maks war womöglich in die Sache verwickelt und vielleicht sogar an der Hinrichtung beteiligt.«

»Professor, der Mann ist mit Sicherheit tot«, sagte Aki-lina.

»Aber es war seine Pflicht, dafür zu sorgen, dass die Information weitergegeben wurde. Und wir müssen annehmen, dass Maks seinem Schwur treu geblieben ist,«

Lord war perplex. »Warum suchen Sie eigentlich nicht selber nach Maks? Mir ist klar, dass Sie seinen Namen erst jetzt erfahren haben, aber warum schicken Sie jetzt uns zu ihm?«

»Der Gründer sorgte dafür, dass die Informationen nur an den Raben und den Adler weitergegeben werden können. Selbst wenn ich hinginge – oder auch jemand anders –, würden wir nichts erfahren. Wir müssen Rasputins Prophezeiung respektieren. Der *Starez* sagte, dass nur Sie beide Erfolg haben könnten, wo alle anderen scheitern. Auch ich muss meinem Schwur treu bleiben und den Willen des Gründers respektieren.«

Lord versuchte, sich an Einzelheiten über Felix Jussupow zu erinnern. Seine Familie war eine der reichsten in ganz Russland gewesen, und Felix war zu ihrem Oberhaupt geworden, als ein älterer Bruder bei einem Duell ums Leben kam. Doch seit seiner Geburt war er für seine Familie eine einzige Enttäuschung gewesen. Seine Mutter hatte sich ein Mädchen gewünscht, und um sich zu trös-

ten, ließ sie Felix das Haar lang wachsen und zog ihm Mädchenkleider an, bis er fünf war.

»War Jussupow nicht von Rasputin fasziniert?«, fragte Lord.

Paschkow nickte. »Einige Biografen unterstellen sogar, dass Rasputin homosexuelle Avancen von Seiten Jussupows zurückgewiesen haben könnte, was wiederum Jussupows späteren Hass auf Rasputin erklären würde. Seine Frau war die Lieblingsnichte Nikolaus' II. und galt als die vielleicht beste Partie in ganz Russland. Er war Nikolaus zu größter Loyalität verpflichtet und betrachtete es als seine Aufgabe, den Zaren von Rasputins verderblichem Einfluss zu befreien. Diese absurde Idee wurde noch von anderen Adligen unterstützt, die auf die Position des *Starez* bei Hofe neidisch waren.«

»Ich habe Jussupow nie für sonderlich intelligent gehalten, eher für einen Gefolgsmann als für eine Führungspersönlichkeit.«

»Vielleicht wollte er selbst diesen Eindruck erwecken. Wir gehen jedenfalls davon aus.« Paschkow hielt inne. »Nun, da Sie einverstanden sind, kann ich Ihnen ja mehr über die Informationen erzählen, die mich erreicht haben. Mein Großonkel und mein Onkel hüteten ihren Teil des Geheimnisses bis zu ihrem Tod. Es sind die Worte, die an die nächste Person in der Kette weitergegeben werden müssen, also nach meiner jetzigen Überzeugung entweder an Kolja Maks oder an seinen Nachfolger. ›*Wer aber bis ans Ende beharret, der wird selig.*««

Lord musste sofort an seinen Vater denken. »Das ist aus dem Matthäus-Evangelium.«

Paschkow nickte. »Diese Worte sollten den Zugang zum zweiten Teil der Reise liefern.«

»Ihnen ist doch wohl klar, dass das Ganze ein hoffnungsloses Unterfangen sein könnte«, meinte Lord.

»Das glaube ich jetzt nicht mehr. Sowohl Alexandra als auch Lenin erwähnten dieselbe Information. Alexandra verfasste ihren Brief im Jahr 1916 und beschrieb darin den Vorfall mit Rasputin, den der Gründer unabhängig davon an uns überlieferte. Sechs Jahre später schrieb Lenin nieder, was ein gefolterter Weißgardist geäußert hatte. Er erwähnte eigens den Namen Kolja Maks. Nein. Da ist etwas in Starodug. Etwas, das Lenin verborgen blieb. Nach seinem Schlaganfall im Jahr 1922 war Lenin so geschwächt, dass er sich mehr oder weniger aus der Politik zurückzog. 1924 starb er dann. Vier Jahre später ließ Stalin das gesamte Material versiegeln, und es blieb versiegelt bis 1991. *Die Romanow-Sache*, wie Stalin es nannte. Er verbot allen, die Zarenfamilie auch nur zu erwähnen. Deshalb ist keiner je Jussupows Spur gefolgt, falls jemand diese Spur bemerkt haben sollte.«

»Wenn ich mich recht entsinne«, sagte Lord, »betrachtete Lenin den Zaren nicht unbedingt als potenziellen Sammelpunkt für eine Opposition. Im Jahr 1918 waren die Romanows ziemlich in Verruf geraten – Sie wissen schon, ›Nikolaus der Blutige‹ und so. Die Kampagne der Kommunisten gegen die Zarenfamilie war recht erfolgreich.«

Paschkow nickte. »Einige der Briefe des Zaren und der

Zarin wurden damals erstmals veröffentlicht. Das war alles Lenins Idee. So konnten die Menschen aus erster Hand erfahren, wie gleichgültig die Zarenfamilie ihnen gegenüber geworden war. Natürlich war das veröffentlichte Material sehr genau ausgewählt und stark bearbeitet. Zudem wollte Lenin damit für das Ausland ein Signal setzen. Er hoffte, der deutsche Kaiser sei an der Befreiung Alexandras interessiert. Vielleicht glaubte er, durch das Spiel mit ihrem Schicksal die Deutschen zum Friedensvertrag bewegen oder die Rückkehr russischer Kriegsgefangener erreichen zu können. Aber die Deutschen verfügten über ein ausgedehntes Spionagenetz in ganz Russland und besonders im Ural, und deshalb nehme ich an, dass der Kaiser von der Ermordung der Zarenfamilie im Juli 1918 wusste. Lenin handelte gewissermaßen mit Leichen.«

»Und was ist mit all den Geschichten, dass die Zarin und ihre Töchter überlebt haben?«

»Das sind nur weitere Desinformationen, die von den Sowjets gestreut wurden. Lenin war nicht sicher, wie die Welt die Ermordung von Frauen und Kindern aufnehmen würde. Moskau versuchte mit allen Mitteln, das Geschehene als gerechte Exekution hinzustellen, die auf heldenhafte Weise ausgeführt worden war. Also erfanden die Kommunisten eine Geschichte, der zufolge die weiblichen Romanows zunächst von der Erschießung ausgenommen wurden und später in einer Schlacht gegen die Weiße Armee ums Leben kamen. Lenin wollte die Deutschen mit Fehlinformationen verunsichern. Erst als er merkte, dass das Schicksal der Romanows ohnehin nie-

manden interessierte, ließ er die Geschichte nicht weiter verbreiten.«

»Aber das Gerücht blieb im Umlauf.«

Paschkow grinste. »Das ist zum Teil auch einigen Mitgliedern unserer Heiligen Schar zu verdanken. Meine Vorgänger verstanden es hervorragend, falsche Fährten zu legen. Zum Plan des Gründers gehörte auch, die Sowjets und die ganze Welt in die Irre zu führen. Obwohl ich mir nicht sicher bin, glaube ich, dass die Sache mit Anna Anderson von Jussupow eingefädelt wurde. Er brachte sie zu diesem ganzen Schwindel, und die Welt fiel bereitwillig darauf herein.«

»Bis DNA-Analysen sie als Hochstaplerin entlarvten.«

»Aber das geschah erst in jüngster Zeit. Ich vermute, dass sämtliche Details, die sie für ihre Täuschung brauchte, von Jussupow stammten. Den Rest besorgte sie mit ihrem schauspielerischen Talent.«

»Sie meinen, das alles gehörte zu seinem Plan?«

»Das und noch viel mehr, Mr. Lord. Jussupow lebte bis 1967 und stellte persönlich sicher, dass sein Plan aufging. Die Fehlinformationen zielten nicht nur darauf ab, die Sowjets in Sicherheit zu wiegen; sie sollten auch die übrigen Romanows im Zaum halten. Die konnten nie ganz sicher sein, ob nicht doch ein direkter Thronerbe überlebt hatte, und so gelang es keiner Gruppierung jemals, die Familie vollständig unter ihre Kontrolle zu bringen. Anna Anderson spielte ihre Rolle so hervorragend, dass sogar viele der Romanows unter Eid schworen, sie sei Anastasia. Jussupow hatte das alles brillant eingefädelt. Nach einiger Zeit tauchten überall Thronanwärter auf. Es gab Bücher,

Filme und Streitigkeiten innerhalb der Romanow-Verwandtschaft. Die Täuschung nahm ein Eigenleben an.«

»Und das alles nur, um das wahre Geheimnis zu hüten.«

»Genau. Seit Jussupows Tod ist die Verantwortung auf andere – unter anderem auch auf mich – übergegangen, doch wegen der Reisebeschränkungen der Sowjets war eine erfolgreiche Arbeit kaum möglich. Vielleicht ist ja Ihr Auftauchen ein Geschenk Gottes.« Paschkow durchbohrte Lord mit seinem Blick. »Ich freue mich, Mr. Lord, dass Sie sich dazu durchringen konnten, uns zu helfen. Diese Nation ist auf Ihre Dienste angewiesen.«

»Ich bin mir nur nicht sicher, ob ich eine große Hilfe sein kann.«

Paschkow wandte sich an Akilina. »Auch Ihnen danke ich, meine Liebe.« Dann lehnte er sich zurück. »Jetzt aber zu weiteren Details. In Rasputins Prophezeiung heißt es, dass auch Tiere eine Rolle spielen werden – auch wenn ich keine Ahnung habe, in welcher Hinsicht. Und Gott werde dafür sorgen, dass die Rechtmäßigkeit des Anspruchs nicht in Frage gestellt werden kann. Das könnte sich auf eine DNA-Analyse beziehen. Damit könnten wir die Authentizität jeder Person verifizieren, die Sie finden. Wir leben schließlich nicht mehr zu Zeiten Lenins oder Jussupows. Heute kann uns die Wissenschaft weiterhelfen.«

Die angenehme Atmosphäre der Wohnung hatte Lords Nerven beruhigt, und allmählich wurde er müde. Außerdem war der Duft nach Kohl und Kartoffeln einfach zu verlockend. »Professor, ich bin halb verhungert.«

»Aber natürlich. Die Männer, die Sie hergebracht haben, bereiten schon alles vor.« Er wandte sich wieder an

Akilina. »Während wir essen, schicke ich jemanden in Ihre Wohnung, um alles zu holen, was Sie brauchen. Ich würde empfehlen, dass Sie Ihren Reisepass mitnehmen, denn es ist nicht vor auszusehen, wohin diese Reise führt. Wir haben auch Beziehungen zu der Organisation, der der Zirkus gehört. Ich werde dafür sorgen, dass Sie eine Auszeit bekommen, die Ihre Karriere nicht gefährdet. Falls diese ganze Geschichte zu nichts führt, wartet hinterher wenigstens Ihre Arbeit auf Sie.«

»Danke.«

»Was ist mit Ihren Sachen, Mr. Lord?«

»Ich gebe den Männern meinen Hotelschlüssel, dann können sie mir meinen Koffer bringen. Außerdem muss ich meinen Chef, Taylor Hayes, benachrichtigen.«

»Davon würde ich abraten. Die Prophezeiung fordert absolute Geheimhaltung, und das sollten wir respektieren.«

»Aber Taylor könnte vielleicht behilflich sein.«

»Sie benötigen keine Hilfe.«

Lord war zu müde zum Diskutieren, und außerdem hatte Paschkow vermutlich Recht. Je weniger Leute sein Ziel kannten, desto besser. Hayes konnte er später immer noch anrufen.

»Heute Nacht sind Sie hier in Sicherheit«, erklärte Paschkow. »Und gleich morgen können Sie mit der Suche beginnen.«

Samstag, 16. Oktober

16.45 Uhr

Lord lenkte den verbeulten Lada über die Landstraße. Paschkow hatte ihm das voll getankte Fahrzeug und fünftausend US-Dollar überlassen. Lord hatte um amerikanische Währung statt um Rubel gebeten, weil, wie Paschkow am Vorabend selbst erklärt hatte, niemand wusste, wohin die Reise führte. Lord hielt das Ganze noch immer für Zeitverschwendung, doch nun, fünf Autostunden südlich von Moskau, fühlte er sich schon unendlich viel besser.

Er trug Jeans und einen Pullover, nachdem es Paschkows Leuten problemlos gelungen war, seinen Koffer aus dem Wolchow zu holen. Er war ausgeruht, und eine heiße Dusche sowie eine Rasur hatten Wunder gewirkt. Auch Akilina sah erfrischt aus. Paschkows Männer hatten ihre Kleidung, ihren Pass und ihr Ausreisevisum beschafft. Zirkusdarsteller hatten ein unbegrenzt gültiges Visum.

Sie hatte während der Fahrt die meiste Zeit geschwiegen. Bekleidet war sie mit einem Rollkragenpullover, Jeans und einer Wildlederjacke – ein Outfit, das sie, wie sie erklärte, im Vorjahr in München erworben hatte. Dunkle Farben und ein konservativer Stil standen ihr gut. Das hohe Revers betonte ihre schmalen Schultern und verlieh ihr einen Annie-Hall-Look, der Lord gut gefiel.

Durch die Windschutzscheibe sah er Felder und Wälder vorüberziehen. Die schwarze Erde war so ganz und gar nicht mit dem roten Boden des nördlichen Georgia zu vergleichen. Diese Gegend hier war berühmt für ihre Kartoffeln. Belustigt rief Lord sich die Geschichte von Peter dem Großen in Erinnerung, der den Bauern per Erlass befohlen hatte, die seltsame Pflanze anzubauen. *Erdäpfel* hatte Peter sie genannt. Da Kartoffeln aber in Russland unbekannt waren, wusste auch der Zar nicht, welcher Teil der Pflanze geerntet werden musste. Als die Bauern in ihrer Verzweiflung alle Teile mit Ausnahme der Knollen durchprobierten, wurde ihnen übel. Wütend und enttäuscht verbrannten sie die gesamte Ernte. Erst als jemand das Innere der verkohlten Knollen versuchte, hatte die Pflanze eine neue Heimat gefunden.

Ihre Fahrt führte sie durch mehrere heruntergekommene und verschmutzte Zentren der Metallverhüttung und Traktorenherstellung. In der Luft hing ein bitterer Geruch nach Kohle und Säure, und alles war voller Ruß. In der ganzen Region hatten in früheren Zeiten immer wieder Kämpfe getobt; Heiden hatten sich hier gegen Christen zur Wehr gesetzt, Fürsten um Macht gerungen und Tataren ihren Eroberungsdrang gestillt. Es war ein Ort, an dem, wie es ein Schriftsteller einmal formuliert hatte, *russische Erde russisches Blut trank*.

Starodug war eine lang gezogene, schmale Stadt, die mit ihren Kolonnaden und ihren Holz- und Backsteinhäusern an die Zarenzeit erinnerte. Weiße Birkenstämme säumten die Straßen, und eine Kirche mit drei nachtblauen Zwiebeltürmen und goldenen Sternen, die in den letzten Strah-

len der untergehenden Sonne glänzten, beherrschte das Zentrum. Heruntergekommene Häuser, aufgerissenes Straßenpflaster und ungepflegte Grünanlagen verbreiteten eine deprimierende Atmosphäre des Verfalls.

»Haben Sie eine Idee, wie wir Kolja Maks finden können?«, fragte er Akilina, als sie langsam durch eine der Straßen rollten.

Sie zeigte nach vorn. »Das dürfte wohl kein Problem sein.«

Durch die schmutzige Windschutzscheibe sah er das Schild über dem Café Sneschinki, das Kuchen, Fleischpasteten und Eiskrem als Spezialitäten anpries. Das Lokal nahm das Erdgeschoss eines dreistöckigen Backsteinhauses mit auffälligen, mit Schnitzereien verzierten Fensterrahmen ein. Auf dem Schild stand auch: INHABER JOSIF MAKs.

»Das ist ungewöhnlich«, bemerkte Lord.

In Russland war es nicht üblich, Besitzverhältnisse derart offen darzulegen. Lord vergewisserte sich, dass keines der anderen Ladenschilder um ihn herum mit Namen versehen war. Er erinnerte sich auch an den Newski Prospekt in St. Petersburg und den Arbat in Moskau, wo in den Geschäften nur in den seltensten Fällen Preise, geschweige denn der Name des Herstellers zu finden waren – offenbar weitere Überbleibsel des Bolschewismus.

»Das ist vielleicht ein Zeichen der Zeit«, meinte Akilina. »Für das Aufkommen des Kapitalismus – selbst hier in der russischen Provinz.« Ihr Lächeln verriet, dass dies ein Scherz sein sollte.

Lord parkte den Lada, und sie stiegen aus, um im

Dämmerlicht zum Café Sneschinki zurückzugehen. Der Gehsteig war leer bis auf einen Hund, der einer Elster hinterherjagte. Nur wenige Geschäfte waren erleuchtet. Außerhalb der großen Städte waren nur die wenigsten Läden in Russland am Wochenende geöffnet – auch das ein Relikt der Vergangenheit, die hier noch so vieles dominierte.

Das Café war nur spärlich möbliert. In der Mitte standen vier Reihen Tische. In Glasvitrinen lag das Speiseangebot des Tages. Der Duft nach bitterem Kaffee erfüllte die Luft. Drei Gäste saßen an einem Tisch, ein vierter an einem anderen. Niemand schien Akilina und ihn zu beachten, sodass Lord sich schon fragte, wie viele Schwarze hier wohl sonst so vorbeikamen.

Der Mann hinter den Glasvitrinen war klein und korpulent. Er hatte buschiges, kupferrotes Haar und einen struppigen roten Vollbart. Seine Schürze wies Flecken unterschiedlichster Herkunft auf, und als er sich ihnen näherte, verströmte er einen Geruch, der an Feta-Käse erinnerte. Er trocknete sich gerade die Hände an einem schmutzigen Handtuch ab.

»Sind Sie Josif Maks?«, fragte Lord auf Russisch.

Sein Gegenüber bedachte ihn mit einem seltsamen Blick.

»Wo kommen Sie denn her?«, fragte der Mann.

Lord beschloss, so wenig wie möglich von sich preiszugeben. »Warum sollte das eine Rolle spielen?«

»Weil Sie hier in meinen Laden kommen und Fragen stellen. Und weil Sie wie ein Russe reden.«

»Dann darf ich also annehmen, dass Sie Josif Maks sind?«

»Sagen Sie schon, was Sie von mir wollen.«

Sein Tonfall war schroff und unfreundlich. Lord fragte

sich, ob das auf Vorurteile oder Ignoranz zurückzuführen war. »Hören Sie, Herr Maks, wir sind nicht gekommen, um Ihnen Schwierigkeiten zu machen. Wir suchen nach einem Mann namens Kolja Maks. Er ist wahrscheinlich schon lange tot, aber vielleicht wissen Sie ja, ob noch irgendwelche Verwandten von ihm hier leben?«

Der Mann schaute sie mit stechendem Blick an. »Wer seid ihr?«

»Mein Name ist Miles Lord, und das ist Akilina Petrowa. Wir kommen aus Moskau und suchen Kolja Maks.«

Der dicke Mann warf das Handtuch zur Seite und verschränkte die Arme vor der Brust. »Hier in der Gegend heißen viele Maks. Aber einen Kolja kenne ich nicht.«

»Er muss zur Zeit Stalins hier gelebt haben. Seine Kinder oder Enkel könnten ja noch hier wohnen.«

»Ich heiße Maks nach meiner Mutter; von den anderen habe ich nie einen näher gekannt.«

»Aber Ihr Nachname ist doch Maks?«, setzte Lord schnell nach.

Der Russe schien nervös zu werden. »Ich habe keine Zeit für so was. Ich muss meine Gäste bedienen.«

Akilina trat an die Glasvitrine. »Herr Maks, es ist wirklich wichtig. Wir suchen nach den Verwandten von Kolja Maks. Bitte sagen Sie uns doch, ob sie noch hier leben.«

»Wie kommen Sie darauf, dass sie hier leben könnten?«

Lord hörte Schritte hinter sich und drehte sich um. Ein groß gewachsener Polizist in der Uniform der *Milizija* und mit einer blauen *Pelz-Schapka* auf dem Kopf betrat das Café. Er knöpfte seinen Mantel auf, zog ihn aus, setzte

sich an einen der Tische und gab Josif Maks ein Zeichen. Der Inhaber verstand und begann sofort, Kaffee zu brauen. Lord trat dichter an den Tresen heran. Der Polizist machte ihn nervös. Mit leiser Stimme sagte er zu Maks, der ihm den Rücken zuwandte:

»Wer aber bis ans Ende beharret, der wird selig.«

Maks' Kopf fuhr herum. »Was soll das heißen?«

»Sagen Sie's mir.«

Der Russe schüttelte den Kopf. »Verrückter Amerikaner. Seid ihr alle plemplem?«

»Wer sagt, dass ich Amerikaner bin?«

Maks schaute Akilina an. »Was machen Sie eigentlich bei diesem *Tschorni*?«

Lord reagierte nicht auf die abfällige Bemerkung. Sie mussten das Café nach Möglichkeit verlassen, ohne Aufsehen zu erregen. In Maks' Augen jedoch lag etwas, das so gar nicht zu seinen Worten passen wollte. Lord war sich nicht sicher, hatte aber das Gefühl, der Mann wolle ihm womöglich verständlich machen, dass hier jetzt weder der richtige Ort noch der richtige Zeitpunkt waren. Er beschloss, es darauf ankommen zu lassen. »Wir reisen morgen wieder ab, Herr Maks. Könnten Sie uns vielleicht sagen, wo wir hier übernachten können?«

Der Kaffee war fertig, und der Mann brachte ihn zum Tisch des Polizisten. Dann kam er wieder zurück.

»Versuchen Sie's doch mal im Hotel Oktjabrski. Davorn an der Ecke nach links, dann drei Querstraßen weiter Richtung Zentrum.«

»Danke«, sagte Lord.

Maks zog sich schweigend hinter den Tresen zurück.

Lord und Akilina mussten auf dem Weg zum Ausgang an dem Polizisten vorbei, der an seinem dampfenden Kaffee nippte. Der Mann musterte den Amerikaner auffallend lange. Ein Blick zu den Glasvitrinen verriet Lord, dass auch Josif Maks dies bemerkt hatte.

Sie fanden das Oktjabrski. Das Hotel befand sich in einem vierstöckigen Gebäude mit Balkonen zur Straße hin, die nicht sehr vertrauenerweckend wirkten. Der Fußboden im Eingangsbereich war mit schwarzem Staub bedeckt, die Luft geschwängert vom schwefligen Gestank undichter Abwasserrohre. Der mürrische Angestellte am Empfang erklärte sofort, dass das Hotel keine Ausländer aufnehme. Da nahm Akilina die Sache in die Hand und ließ den Mann wissen, dass Lord ihr Gatte und mit dem gebührenden Respekt zu behandeln sei. Nach einigem Hin und Her überließ der Mann ihnen zu einem überhöhten Preis ein Zimmer im dritten Stock.

Das Zimmer war geräumig, aber reichlich abgenutzt, und seine Ausstattung erinnerte an Spielfilme der Vierzigerjahre. Das einzige Zugeständnis an die Moderne war ein kleiner Kühlschrank, der in einer Ecke vor sich hin brummte. Das angrenzende Bad war auch nicht viel besser; es wies weder Toilettenpapier noch eine Klobrille auf, und als Lord sich das Gesicht waschen wollte, stellte er fest, dass es zwar fließendes heißes und kaltes Wasser gab, doch lief immer nur das eine oder das andere.

»Ich nehme an, so weit nach Süden kommen nicht viele Touristen«, sagte er, als er aus dem Badezimmer trat und sich das Gesicht trocknete.

Akilina saß am Rand des Betts. »Diese Gegend war in der kommunistischen Zeit Sperrgebiet. Fremde dürfen erst seit kurzem hierher.«

»Ich weiß sehr zu schätzen, wie Sie das an der Rezeption geregelt haben.«

»Tut mir Leid, was Maks zu Ihnen gesagt hat. Er hatte kein Recht dazu.«

»Ich bin mir gar nicht so sicher, ob er es wirklich so gemeint hat«, entgegnete Lord und erklärte ihr, was er aus dem Blick des Russen abgelesen hatte. »Ich denke, der Polizist hat ihn genauso nervös gemacht wie uns.«

»Aber warum denn? Er sagte doch, er wisse nichts von einem Kolja Maks.«

»Ich glaube, er hat gelogen.«

Sie lächelte. »Sie sind aber ein optimistischer Rabe.«

»Ich weiß nicht, ob ich optimistisch bin, aber ich gehe davon aus, dass an dieser ganzen Angelegenheit mindestens ein Körnchen Wahrheit ist.«

»Das hoffe ich sehr.«

Neugierig hakte er nach: »Warum?«

»Was Sie gestern Abend sagten, ist richtig. Die Russen wollen sich nur an das Gute am zaristischen Regime erinnern. Aber wie Sie zu Recht sagten: Es war eine Autokratie, repressiv und grausam. Trotzdem ... diesmal könnte es anders werden.« Ihre Lippen formten sich zu einem Lächeln. »Mit dem, was wir hier tun, könnten wir die Sowjets endgültig austricksen. Die haben sich immer für so schlau gehalten. Aber die Romanows haben vielleicht überlebt. Wäre das nicht das passende Ende?«

Ja, zweifellos, dachte er.

»Haben Sie Hunger?«, fragte Akilina.

Er bejahte. »Ich denke, wir sollten uns so wenig wie möglich blicken lassen. Ich gehe nur kurz runter und kaufe etwas zu essen. Brot und Käse sahen ganz gut aus. Das können wir hier dann in aller Ruhe verspeisen.«

Sie lächelte. »Das wäre gut.«

Unten im Eingangsbereich trat Lord an die alte Frau hinter dem kleinen Verkaufsstand heran und wählte einen Laib Schwarzbrot, etwas Käse, ein paar Würste und zwei Flaschen Bier. Er zahlte mit einem Fünf-Dollar-Schein, den sie bereitwillig annahm. Lord war schon wieder auf dem Weg zur Treppe, als er draußen Autos kommen hörte. Blaue und rote Lichter blitzten in der Dunkelheit auf und drangen durch das Fenster in den Empfangsbereich. Als er hinausblickte, sah er, wie drei Streifenwagen vor dem Hotel zum Stehen kamen und die Fahrzeugtüren aufsprangen.

Er wusste, wohin sie wollten.

Er rannte die Treppe hoch und in ihr Zimmer. »Nehmen Sie Ihre Sachen. Unten ist Polizei.«

Akilina reagierte sofort, sie warf ihre Schultertasche über und zog den Mantel an.

»Wohin gehen wir?«

Er wusste, dass nur eine Richtung in Frage kam – hoch in den vierten Stock. »Kommen Sie.« Er ging zur Tür hinaus und schloss sie leise.

Sie stiegen die schwach beleuchtete Eichentreppe hinauf, als von unten polternde Schritte heraufdrangen. Auf Zehenspitzen schlichen sie ins oberste Stockwerk.

Unter ihnen hallten Schritte durch den Flur. Im Licht einer nackten Glühbirne sah Lord sich die sieben Zimmer an. Drei lagen zur Straßenseite, drei zur Rückseite des Gebäudes, das letzte am Ende des Flurs. Alle Türen waren geöffnet, die Zimmer also nicht belegt.

Unten klopften Fäuste auf Holz.

Lord mahnte Akilina durch ein Handzeichen zur Stille und zeigte auf das letzte Zimmer.

Leise schloss er die Türen der anderen Räume zu beiden Seiten des Korridors. Dann folgte er Akilina in das hinterste Zimmer und sperrte leise die Tür ab.

Von unten war wieder Gepolter zu hören.

Das Zimmer war dunkel, und Lord wagte nicht, die Nachttischlampe anzuschalten. Er ging zum Fenster und schaute hinaus. Etwa zehn Meter unter ihnen lag eine Seitenstraße mit parkenden Autos. Er riss das Fenster auf und steckte den Kopf in die Kälte hinaus. Kein Polizist war zu sehen. Vielleicht hielten sie ihre Überrumpelungstaktik für ausreichend, um ihr Ziel zu erreichen. Rechts vom Fenster führte ein Regenrohr von der Dachrinne zum Boden hinunter.

»Wir sitzen in der Falle.«

Akilina ging an ihm vorbei und beugte sich aus dem Fenster. Schwere Schritte kamen die Treppe herauf. Die Polizisten hatten mittlerweile offenbar festgestellt, dass das Zimmer im dritten Stock leer war. Die geschlossenen Türen würden sie ein wenig aufhalten, aber nicht sehr lange.

Akilina nahm ihre Tasche von der Schulter und warf sie aus dem Fenster. »Geben Sie mir Ihre.«

Er gehorchte. »Was haben Sie vor?«

Sie warf seine Tasche ebenfalls hinaus. »Sehen Sie zu, was ich mache, und folgen Sie mir.«

Akilina schwang sich aus dem Fenster und hielt sich an der Fensterbank fest. Er sah zu, wie sie die Hände um das feuchte Regenrohr legte und die Füße gegen die Backsteinfassade stemmte. Geschickt hangelte sie sich hinab, und nach wenigen Sekunden sprang sie von der Hauswand auf die Straße.

Im Flur wurden Türen geöffnet. Er hatte keine andere Wahl. In wenigen Sekunden würde das Zimmer voller Polizisten sein.

Er stieg aus dem Fenster und bekam das Rohr zu fassen. Das Metall war eiskalt, und seine steifen Hände rutschten auf dem nassen Rohr ab; dann aber griff er fester zu, stemmte die Füße gegen die Außenwand und begann mit dem Abstieg.

Fäuste trommelten gegen die Zimmertür.

Lord ließ sich schneller nach unten gleiten. Als er das Fenster des zweiten Stocks passierte, hörte er oben Holz splittern. Sie hatten die Tür aufgebrochen. An einer der Streben, mit denen das Rohr an der Wand befestigt war, verlor er den Halt. Gerade, als oben einer der Polizisten den Kopf aus dem Fenster streckte, fiel er. Er schrammte an den rauen Ziegelsteinen entlang, wappnete sich gegen den Aufprall und schlug auf dem Beton auf, rollte sich ab und knallte gegen den Reifen eines geparkten Autos.

Als er nach oben blickte, sah er eine Pistole in der Hand des Polizisten. Den Schmerz in seinem Oberschenkel ignorierend, sprang Lord auf, packte Akilina und schob sie auf die andere Seite des Fahrzeugs.

Zwei Schüsse fielen.

Eine Kugel prallte von der Motorhaube ab, die andere durchschlug die Windschutzscheibe.

»Kommen Sie, aber bleiben Sie geduckt«, sagte er.

Mit ihren Reisetaschen krochen sie im Schutz der parkenden Autos durch die Seitenstraße. Mehrere Geschosse folgten ihnen, doch der Schusswinkel vom Fenster des vierten Stocks war ungünstig, und die Kugeln schlugen in Metall und Glas ein. Sie waren fast an der Hauptstraße angekommen, und Lord fragte sich, ob dort weitere Polizisten auf sie warteten.

Er sah sich in beiden Richtungen um. Die Geschäfte waren dunkel. Straßenlaternen gab es nicht. Lord warf seine Tasche über die Schulter, packte Akilinas Hand und rannte mit ihr auf die andere Straßenseite.

Von rechts kam ein Auto um die Ecke geschossen. Scheinwerfer blendeten Lord. Der Wagen raste geradewegs auf sie zu.

Wie erstarrt blieben sie mitten auf der Straße stehen.

Bremsen quietschten, Reifen rutschten über das feuchte Pflaster.

Der Wagen kam zum Stehen.

Lord bemerkte, dass sie kein Polizeiauto vor sich hatten. Keine blauen oder roten Lichter, keine Aufschrift. Das Gesicht hinter der Windschutzscheibe dagegen war deutlich zu erkennen.

Josif Maks.

Der Russe streckte den Kopf aus dem Fenster und rief: »Steigt ein, schnell.«

Sie gehorchten. Maks drückte das Gaspedal bis zum

Anschlag durch.

»Gutes Timing«, meinte Lord anerkennend, während er einen Blick aus dem Heckfenster warf.

Der dicke Russe behielt die Straße im Auge und sagte:
»Kolja Maks ist tot, aber morgen treffen Sie seinen Sohn.«

25

Moskau

Sonntag, 17. Oktober

7.00 Uhr

Hayes nahm im größten Speisesaal des Wolchow Platz. Das Hotel hatte ein hervorragendes Frühstücksbüfett zu bieten. Besonders gut schmeckten ihm die süßen *Bliny*, die der Küchenchef mit Puderzucker und frischem Obst servierte. Der Kellner brachte die neue *Iswestija*, und Hayes lehnte sich zurück und fing an, die aktuellen Nachrichten zu lesen.

Ein Artikel auf der Titelseite fasste die Tätigkeit der Zarenkommission in der vergangenen Woche zusammen. Nach der Eröffnungssitzung am Mittwoch hatte man am Donnerstag mit der Nominierung der Kandidaten begonnen. Stefan Baklanows Name war als erster gefallen. Die Geheimkanzlei hatte erreicht, dass der beliebte Moskauer Bürgermeister Baklanow vorstellte. Baklanows Einführung durch eine hoch angesehene Persönlichkeit sollte seiner Kandidatur zusätzlich Glaubwürdigkeit verleihen,

und nach Aussage des *Iswestija*-Reporters war diese Strategie aufgegangen und Baklanow gewann zunehmend an Unterstützung.

Zwei konkurrierende Gruppen der Romanow-Verwandtschaft stellten daraufhin Kandidaten auf, die ihrer Ansicht nach eine engere Blutsverwandtschaft zu Nikolaus II. aufzuweisen hatten. Darüber hinaus waren noch drei weitere Namen genannt worden, doch der Reporter räumte diesen Kandidaten keine ernsthaften Chancen ein, da sie nur sehr entfernt mit den Romanows verwandt waren. In einem Kasten rechts auf dem Titelblatt hieß es, dass es in Russland noch viele andere Menschen mit Romanow-Blut geben könne. Labore in St. Petersburg, Nowosibirsk und Moskau boten Interessenten für fünfzig Rubel an, in Bluttests ihre genetischen Merkmale mit denen der Zarenfamilie zu vergleichen. Offenbar hatten schon viele von diesem Angebot Gebrauch gemacht.

Die erste Debatte innerhalb der Kommission über die Kandidaten war sehr lebhaft verlaufen, doch Hayes wusste, dass dies nur Show war, da seinen Informationen zufolge bereits vierzehn von siebzehn Mitgliedern gekauft waren. Es war seine Idee gewesen, die Mitglieder der Kommission zunächst uneinig wirken zu lassen, weil es glaubwürdiger wirkte als eine zu schnelle Entscheidung.

Am Schluss des Berichts stand, dass der Nominierungsprozess am nächsten Tag abgeschlossen werde. Eine erste Abstimmung zur Begrenzung der Kandidatenzahl auf drei war für Dienstag geplant, dann sollte zwei Tage diskutiert werden, bevor es am Donnerstag zur Schlussabstimmung kam.

Am kommenden Freitag würde also alles vorüber sein.

Stefan Baklanow würde Stefan I. Zar von ganz Russland, werden. Hayes' Klienten würden ebenso zufrieden sein wie die Geheimkanzlei – und er selbst um mehrere Millionen Dollar reicher.

Während er den Artikel zu Ende las, amüsierte er sich über die Neigung der Russen, potemkinsche Dörfer zu errichten. Ihm fiel ein besonders eindrucksvolles Beispiel für diese Eigenart ein. Um ein besseres Stadtbild zu schaffen, waren aus Anlass des Besuchs von Gerald Ford in den Siebzigerjahren an der gesamten Strecke vom Flughafen ins Stadtzentrum Tannen in den Schnee gestellt worden, die man in einem nahen Wald geschlagen hatte.

Der Kellner brachte die dampfenden *Bliny* und Kaffee. Hayes blätterte den Rest der Zeitung durch und überflog die eine oder andere Meldung. Eine stach ihm besonders ins Auge. Die Überschrift lautete: ANASTASIA LEBT, ZUSAMMEN MIT IHREM BRUDER, DEM ZAREN. Hayes war schockiert, bis er weiter las und feststellte, dass es sich bei dem Artikel lediglich um die Besprechung eines Theaterstücks handelte, das kürzlich in Moskau uraufgeführt worden war:

Inspiziert von einem Buch über eine fragwürdige Verschwörungstheorie, das ihr in einem Antiquariat in die Hände gefallen war, befasste die englische Dramatikerin Lorna Gant sich mit Berichten über die angeblich unvollständige Hinrichtung der Zarenfamilie. »Ich war fasziniert von dieser Sache mit Anna Anderson«, erklärte Gant in Anspielung auf die berühmteste der Möchtegern-Anastasias.

Das Stück beruht auf der Annahme, dass es Anastasia und ihrem Bruder Alexej 1918 in Jekaterinburg gelang, ihrer Hinrichtung zu entgehen. Ihre Leichen wurden bis heute nicht gefunden, und seit vielen Jahrzehnten wird darüber spekuliert, was damals wirklich geschehen ist. Dies alles ist ein fruchtbarer Boden für die Phantasie der Bühnenautorin.

»Es hat so einen Touch von ›Elvis lebt und wohnt zusammen mit Marilyn Monroe in Alaska‹«, meint Gant. »Das Ganze wird mit Ironie und schwarzem Humor präsentiert.«

Hayes wurde bald klar, dass das Stück offenbar eher eine Farce denn eine ernsthafte Auseinandersetzung mit möglichen Romanow-Überlebenden war. Der Kritiker verglich es mit »Tschechow trifft Carol Burnett« und riet am Ende von einem Besuch der Vorstellung ab.

Als ein Stuhl an seinem Tisch verrückt wurde, hörte Hayes auf zu lesen.

Er sah von der Zeitung auf, als Felix Oleg sich neben ihn setzte.

»Sieht gut aus, Ihr Frühstück«, sagte der Inspektor.

»Ich würde Ihnen ja gern auch etwas bestellen, aber hier wären Sie wohl ein wenig zu sehr in der Öffentlichkeit.« Hayes versuchte gar nicht erst, seinen Unmut zu verbergen.

Oleg zog den Teller zu sich heran und griff nach der Gabel. Hayes beschloss, den Mistkerl gewähren zu lassen. Oleg streute Puderzucker über die dünnen Pfannkuchen und verschlang sie gierig.

Hayes faltete die Zeitung zusammen und legte sie auf den Tisch. »Kaffee?«, fragte er sarkastisch.

»Saft wäre mir lieber«, murmelte der Russe mit vollem Mund.

Hayes zögerte, bevor er schließlich doch den Kellner rief und eine Karaffe Orangensaft bestellte. Oleg aß die *Bliny* auf und wischte sich den Mund mit einer Stoffserviette ab. »Ich habe schon gehört, dass es in diesem Hotel ein gutes Frühstück gibt, aber ich kann mir hier kaum eine Vorspeise leisten.«

»Vielleicht kommen Sie ja bald zu etwas Geld.«

Der Inspektor verzog seine rissigen Lippen zu einem Lächeln. »Ich kann Ihnen versichern, dass ich nicht hier bin, um Ihnen Gesellschaft zu leisten.«

»Und wozu dient dann dieser nette Sonntagmorgenbesuch?«

»Das Polizei-Bulletin über Lord hat Wirkung gezeigt. Wir haben ihn lokalisiert.«

Hayes' Interesse war geweckt.

»In Starodug. Rund fünf Stunden südlich von hier.«

Hayes erinnerte sich sofort, dass die Stadt in dem Material erwähnt wurde, das Lord in den Archiven gefunden hatte. Lenin hatte sie im Zusammenhang mit einem Namen genannt: Kolja Maks. Was hatte der ehemalige Sowjetführer gesagt? *Das Dorf Starodug wurde von zwei Weißgardisten erwähnt, die man auf ähnliche Weise zum Reden brachte. Da ist etwas im Busch, ich bin mir ganz sicher.* Auch Hayes war jetzt sicher. Zu viele Zufälle. Lord war offenbar auf etwas Wichtiges gestoßen. Irgendwann in der Nacht von Freitag auf Samstag war Lords Zimmer auf

mysteriöse Weise ausgeräumt worden. Die Mitglieder der Geheimkanzlei waren sehr besorgt, und er mit ihnen. Sie hatten Hayes angewiesen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen, und genau das wollte er jetzt tun.

»Was ist passiert?«, fragte er.

»Lord wurde mit einer Frau in einem Hotel gefunden.«

Er wartete auf mehr. Oleg genoss sichtlich den Augenblick.

»Was der dortigen *Milizija* an Wissen fehlt, macht sie mit Dummheit wieder wett. Sie haben im Hotel eine Razzia durchgeführt, aber vergessen, es zu umstellen. Lord und die Frau konnten durch ein Fenster entkommen. Sie versuchten, ihn zu erschießen, aber er entkam.«

»Haben sie herausgefunden, was er da wollte?«

»Er fragte in einem Lokal des Ortes nach einem gewissen Kolja Maks.«

Das war die Bestätigung. »Welche Befehle haben Sie Ihren Kollegen dort gegeben?«

»Ich habe sie angewiesen, nichts zu tun, bis sie von mir hören.«

»Wir müssen sofort aufbrechen.«

»Das dachte ich mir schon, deshalb bin ich hier. Und jetzt habe ich sogar ein Frühstück bekommen.«

Der Kellner brachte den Orangensaft.

Hayes erhob sich. »Trinken Sie aus. Ich muss noch telefonieren, bevor wir fahren.«

Starodug, 10.00 Uhr

Akilina beobachtete, wie Lord abbremste. Ein kalter Regen prasselte auf die Windschutzscheibe. In der Nacht zuvor hatte Josif Maks sie in einem Haus westlich von Starodug versteckt. Es gehörte einem weiteren Angehörigen der Familie Maks, der ihnen zwei Feldbetten vor einem offenen Kamin zur Verfügung gestellt hatte.

Maks war vor ein paar Stunden zurückgekehrt und hatte erklärt, dass die Polizei sich noch spät in der Nacht bei ihm nach dem schwarzen Mann und der russischen Frau erkundigt habe, die in seinem Café gewesen seien. Er hatte ihnen genau erzählt, was passiert war, das meiste davon hatte der Polizist im Lokal ohnehin mitbekommen. Offenbar hatten sie ihm geglaubt, denn sie waren nicht zurückgekommen. Zum Glück hatte niemand die Flucht vom Oktjabrski beobachtet.

Maks überließ ihnen auch ein Fahrzeug – ein zerbeultes, cremefarbenes, von schwarzem Schlamm überzogenes Mercedes Coupé, dessen Ledersitze schon ganz brüchig waren. Außerdem erklärte er ihnen, wo der Sohn von Kolja Maks lebte.

Das einstöckige Bauernhaus war aus doppelten Holzbohlenwänden mit einer isolierenden Wergschicht errichtet, und die Dachschildeln aus Baumrinde waren dunkel vom Moder. Aus dem gemauerten Kamin stieg eine dicke Rauchsäule in die kalte Luft. In der Ferne war ein Acker

zu sehen; Pflüge und Eggen standen in einem offenen Schuppen mit Pultdach.

Die ganze Szene erinnerte Akilina an die Kate, in der ihre Großmutter früher gewohnt hatte, zumal es auch hier auf der einen Seite ein Birkenwäldchen gab. Akilina hatte den Herbst immer schon für eine traurige Jahreszeit gehalten. Er kam ohne jede Vorwarnung und ging über Nacht in den Winter über. Und er bedeutete das Ende grüner Wälder und Wiesen – auch damit waren Erinnerungen an ihre Kindheit verbunden, an das Dorf unweit des Ural, in dem sie aufgewachsen war, und an die Schule, in der sie alle die gleichen Kleider mit Schürzen und roten Bändern getragen hatten. Zusammen mit dem übrigen Lehrstoff war ihnen eingetrichtert worden, welcher Unterdrückung die Arbeiter im Zarismus ausgesetzt gewesen waren, wie Lenin all das geändert hatte, warum der Kapitalismus von Übel war und was das Kollektiv von jedem einzelnen seiner Mitglieder erwartete. Lenins Porträt hatte in jedem Klassenzimmer, jeder Wohnung gehangen. Das Wissen um die Tatsache, dass sie alle dieselben Ideale teilten, war tröstlich gewesen.

Offiziell gab es keine Individuen.

Aber ihr Vater war ein Individuum gewesen.

Alles, was er wünschte, war, mit seiner neuen Frau und seinem Kind in Rumänien zu leben. Das Kollektiv aber wollte diesen bescheidenen Wunsch nicht erfüllen. Von guten Eltern erwartete man, dass sie Parteimitglieder waren. Sie hatten keine andere Wahl. Und wer nicht die »revolutionären Ideale« hochhielt, sollte gemeldet werden. Es gab eine berühmte Geschichte, in der ein Sohn seinen

Vater denunzierte, weil dieser Dokumente an aufständische Bauern verkauft hatte. Der Sohn sagte gegen den Vater aus und wurde dafür später von den Bauern ermordet. In der Folgezeit entstanden zahlreiche Lieder und Gedichte über diesen Sohn, und den Kindern wurde seine Vaterlandstreue als höchstes Ideal vor Augen gehalten.

Aber warum?

Was war so bewundernswert daran, seine eigene Familie zu verraten?

»Ich war in Russland nur zweimal auf dem Land«, unterbrach Lord ihre Gedanken. »Und beide Male unter Aufsicht. Aber das hier ist ganz anders, eine andere Welt.«

»Zur Zeit der Zaren nannten sie das Dorf *Mir*, das bedeutet Frieden. Eine gute Beschreibung, weil die wenigsten Menschen je ihr Dorf verließen. Es war ihre Welt, ein Ort für Frieden.«

Sie hatten die qualmenden Fabrikschornsteine von Starodug hinter sich gelassen, an ihrer Stelle waren jetzt grüne Bäume, Hügel und Heuwiesen zu sehen, die, wie Akiлина sich vorstellte, im Sommer voll mit munter zwitschernden Sperlingen waren.

Lord parkte das Auto vor dem Häuschen.

Der Mann, der ihnen die Tür öffnete, war klein und stämmig. Er hatte rötlich braunes Haar und ein Gesicht, dessen rundliche Form und kräftige Farbe an Rote Bete erinnerte. Akiлина schätzte ihn auf knapp siebzig, doch er bewegte sich mit verblüffender Leichtigkeit. Bevor er sie hereinbat, musterte er sie mit prüfenden Blicken, die Akiлина an einen Grenzpolizisten denken ließen.

Das relativ geräumige Haus bestand aus Schlafzimmer,

Küche und einer gemütlichen Wohnecke. Das Mobiliar war bunt zusammengewürfelt und schien nur praktischen Zwecken zu dienen. Die Fußböden aus breiten, glatt geschliffenen Holzdielen waren lackiert, aber von der Lack-schicht war kaum mehr etwas übrig. Es gab kein elektrisches Licht, die Räume waren durch rußende Öllampen und eine Feuerstelle erhellt.

»Ich bin Wassili Maks. Kolja war mein Vater.«

Sie nahmen am Küchentisch Platz. Auf einem Holzofen stand ein Topf *Lapscha* – die hausgemachte Nudelsuppe, die Akilina immer so gemocht hatte. Außerdem zog der kräftige Duft von gebratenem Fleisch – Lamm, wenn sie sich nicht irrte – durch die Küche, obwohl er überdeckt wurde vom muffigen Geruch eines billigen Tabaks. In einer Ecke des Zimmers standen Kerzen um eine Ikone herum. Auch Akilinas Großmutter hatte eine solche Andachtsecke gehabt – bis zu dem Tag, an dem sie verschwand.

»Ich habe uns etwas zu essen gemacht«, erklärte Maks.
»Ich hoffe, Sie haben ordentlich Hunger mitgebracht.«

»Das kommt wie gerufen«, erwiderte Lord. »Und es riecht ausgezeichnet.«

»Kochen ist eine der wenigen Freuden, die mir noch geblieben sind.« Maks stand auf und ging zum Herd. Mit dem Rücken zu ihnen rührte er in der Suppe. »Mein Nef-fe meinte, Sie hätten mir etwas zu sagen.«

Lord ahnte, wovon er sprach. »Wer aber bis ans Ende beharret, der wird selig.«

Der alte Mann legte den Löffel auf den Tisch und setzte sich wieder zu ihnen. »Ich habe nicht geglaubt, diese Worte jemals zu hören. Ich dachte schon, sie wären ein

Hirngespinnst meines Vaters. Und dann auch noch von einem Farbigen ausgesprochen ...« Maks wandte sich an Akilina. »Ihr Name bedeutet ›Adlerin‹, mein Kind.«

»So hat man es mir erklärt.«

»Sie sind ein hübsches Wesen.«

Sie lächelte.

»Ich hoffe nur, diese Suche bringt Ihre Schönheit nicht in Gefahr.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte sie.

Der alte Mann rieb seine Knollennase. »Als mein Vater mich über die Aufgabe aufklärte, die ich übernehmen sollte, warnte er mich, dass sie mich vielleicht eines Tages das Leben kosten werde. Ich habe ihn nie ernst genommen ... bis zu diesem Augenblick.«

»Was wissen Sie?«, fragte Lord.

Der alte Mann stieß die Luft aus. »Ich denke oft an das, was geschehen ist. Mein Vater hat mir immer gesagt, dass diese Sache mich noch einmal sehr beschäftigen werde, aber ich habe ihm nicht geglaubt. Ich sehe sie fast vor mir, wie sie mitten in der Nacht geweckt und die Treppe hinuntergetrieben werden. Sie glauben, dass die Weißgardisten kurz davor stehen, die Stadt einzunehmen und sie zu befreien. Jurowski, dieser verrückte Jude, erklärt ihnen, dass sie evakuiert würden, aber zuerst müsse ein Foto nach Moskau geschickt werden als Beweis dafür, dass sie am Leben und gesund seien. Er erklärt jedem, wo er zu stehen hat. Aber es wird kein Foto gemacht. Stattdessen kommen Männer mit Pistolen ins Zimmer, und der Zar erfährt, dass er und seine Familie hingerichtet werden sollen. Dann hebt Jurowski die Pistole.«

Der Alte legte eine Pause ein und schüttelte den Kopf.

»Ich mache jetzt erst mal unser Essen. Dann erzähle ich Ihnen alles, was in jener Julinacht in Jekaterinburg geschehen ist.«

Jurowski feuerte die Pistole ab, und aus dem Kopf von Nikolaus II. Zar von ganz Russland, spritzte das Blut. Der Zar fiel nach hinten auf seinen Sohn. Alexandra schlug gerade das Kreuzzeichen, als ein weiterer Schütze das Feuer eröffnete. Kugeln trafen die Zarin, und sie kippte von ihrem Stuhl. Jurowski hatte jedem Schützen ein Opfer zugewiesen und befohlen, diesen ins Herz zu schießen, um die Blutung in Grenzen zu halten. Nikolaus' Körper jedoch wurde geradezu durchlöchert, als die anderen elf Mann des Exekutionskommandos beschlossen, ihrem einst göttlichen Herrscher eine Kugel zu verpassen.

Die Schützen waren in Dreierreihen aufgestellt. Die zweite und die dritte Reihe feuerten über die Schultern der ersten hinweg und kamen ihren Kameraden ganz vorne dabei so nahe, dass diese Verbrennungen vom Schmauch erlitten. Kolja Maks stand in der ersten Reihe, und sein Hals bekam zwei Brandwunden ab. Er war angewiesen worden, die älteste Tochter Olga zu erschießen, brachte es aber nicht über sich. Er war nach Jekaterinburg geschickt worden, um die Flucht der Familie zu organisieren, und erst drei Tage zuvor angekommen, doch dann hatten sich die Ereignisse überschlagen.

Die Wachposten hatte man zuvor in Jurowskis Büro gerufen. Der Kommandant hatte ihnen erklärt: »Heute töten wir die ganze Familie, den Arzt und die Dienerschaft. Sagt

den Leuten vom Sonderkommando, dass sie sich nicht wundern sollen, wenn sie Schüsse hören.« Einschließlich Maks' wurden elf Männer ausgewählt. Es war ein Glücksfall, dass Maks unter ihnen war, aber er war mit besten Empfehlungen vom Sowjet des Ural eingetroffen – ein Mann, auf dessen Gehorsam absoluter Verlass war, hatte es geheißen –, und offenbar suchte Jurowski dringend solche Leute.

Zwei Letten hatten sofort erklärt, sie würden nicht auf Frauen schießen. Maks war beeindruckt gewesen, als er merkte, dass selbst solch brutale Männer ein Gewissen haben konnten, Jurowski ersetzte sie durch zwei andere, die keine Skrupel hatten. Am Ende bestand das Exekutionskommando aus Jurowski, sechs Letten und fünf Russen. Abgestumpfte Männer namens Nikulin, Fermakow, Pawel sowie zwei Medwedjews. Namen, die Kolja Maks nie vergessen sollte.

Draußen wurde ein Lastwagen abgestellt, dessen Motor lief, um die Schüsse zu übertönen. Der Rauch aus den Läufen hüllte die ganze Szenerie in einen dichten, gespenstischen Nebel. Es wurde immer schwieriger zu erkennen, wer auf wen schoss. Maks ging davon aus, dass nach dem mehrstündigen Trinkgelage außer ihm und Jurowski niemand mehr nüchtern war. Kaum einer würde sich an Einzelheiten erinnern – höchstens daran, dass sie auf alles geschossen hatten, was sich bewegte. Maks hatte nur mäßig getrunken, weil er einen klaren Kopf behalten wollte.

Maks sah, wie Olga nach einem Kopfschuss zusammensackte. Ein Hund jaulte vor Schmerz. Die Schützen zielten auf das Herz ihrer Opfer, doch dann geschah etwas Seltsames. Die Kugeln prallten von der Brust der Frauen ab und

flogen durch den Raum, als ob es hagelte. Einer der Letten murmelte, die Frauen würden von Gott geschützt. Ein anderer fragte, ob sie nicht unklug handelten.

Maks sah, wie die Großfürstinnen Tatjana und Marija sich in eine Ecke kauerten und die Arme schützend vor ihre Körper hielten. Kugeln trafen ihre jungen Körper, einige prallten ab, andere drangen ein. Zwei Männer brachen aus der Formation aus, traten näher und schossen den Mädchen in den Kopf.

Der Kammerdiener, der Koch und der Arzt wurden erschossen und sanken zu Boden. Die Zofe spielte völlig verrückt. Wild gestikulierend und schreiend rannte sie durch den Raum und hielt dabei ein Kissen wie einen Schild vor sich. Etliche der Schützen feuerten auf das Kissen, doch die Kugeln prallten ab. Es war erschreckend. Welchen Schutz mochten diese Menschen haben? Schließlich bohrte sich eine Kugel in den Kopf der Zofe, und sie verstummte.

»Feuer einstellen«, brüllte Jurowski.

Stille senkte sich über den Raum.

»Die Schüsse könnten von der Straße aus zu hören sein. Macht sie mit den Bajonetten fertig.«

Die Schützen warfen ihre Pistolen weg und griffen zu den Gewehren.

Irgendwie hatte die Zofe den Kopfschuss überlebt. Sie richtete sich auf und stieg leise heulend über die blutigen Leichen. Zwei Letten traten auf sie zu und stießen ihre Bajonette in das Kissen, das sie noch immer umklammert hielt. Doch die Spitzen waren stumpf und drangen nicht durch. Die Zofe packte ein Bajonett und fing an zu kreischen. Die Männer traten auf sie zu. Einer schlug ihr den Gewehrkol-

ben gegen den Kopf. Ihr Stöhnen erinnerte Maks an ein verwundetes Tier. Nach ein paar weiteren Hieben hörte das Stöhnen auf. Die Männer stießen ihre Bajonette in die Sterbende, als wollten sie den Teufel austreiben. Es waren so viele Stöße, dass Maks sie nicht hätte zählen können.

Auch der Cockerspaniel lebte noch. Ein Gewehrkolben sorgte dafür, dass er sich nicht mehr regte, und mehrere Bajonettstöße beendeten sein Leben.

Maks ging auf den Zaren zu. Blut floss über sein Soldatenhemd und seine Hose. Die anderen stachen mit ihren Bajonetten auf die Zofe und eine der Großfürstinnen ein. Beißender Rauch erfüllte die Luft und verschlug Maks den Atem. Jurowski untersuchte die Zarin.

Maks beugte sich nieder und wälzte Nikolaus auf eine Seite. Unter ihm lag der Zarewitsch, bekleidet mit Soldatenhemd, Hose, Stiefeln und der Zarenmütze, die Maks oft an ihm gesehen hatte. Und an seinem Vater. Maks wusste, dass sie sich gern in gleicher Weise kleideten.

Der Junge öffnete die Augen. In seinem Blick lag blankes Entsetzen. Maks hielt ihm sofort den Mund zu und legte einen Finger an die Lippen.

»Nicht bewegen. Stell dich tot.«

Die Augen des Jungen schlossen sich.

Maks stand auf, zielte auf den Fußboden unmittelbar neben dem Kopf des Jungen und schoss. Die Kugel schlug in die Holzdielen ein, und Alexej zuckte zusammen. Maks feuerte auf die andere Seite und hoffte, dass niemand sah, wie Alexeys Körper erneut zuckte, doch alle schienen mit dem Gemetzel rundum vollauf beschäftigt zu sein. Elf Opfer, zwölf Henker, auf engstem Raum und mit wenig Zeit.

»War der Zarewitsch noch am Leben?«, fragte Jurowski durch den Rauch.

»Jetzt nicht mehr«, erwiderte Maks.

Die Antwort schien den Kommandanten zu befriedigen.

Maks wälzte den blutigen Leichnam Nikolaus' II. auf den Jungen zurück. Als er aufblickte, trat gerade einer der Letten auf die jüngste Zarentochter Anastasia zu. Sie war schon nach der ersten Salve zu Boden gestürzt und lag in einer immer größer werdenden Blutlache da. Das Mädchen stöhnte, und Maks fragte sich, ob die Kugeln womöglich ihr Ziel verfehlt hatten. Der Lette hob den Gewehrkolben, um seine Arbeit zu Ende zu bringen, als Maks ihm in den Arm fiel.

»Lass mich auch mal«, sagte er. »Ich hatte noch nicht das Vergnügen.«

Der andere lächelte und trat zurück. Maks starrte auf das Mädchen hinab. Sie atmete schwer und von ihrem Kleid floss Blut, auch wenn nicht zu erkennen war, ob es das ihre oder das ihrer Schwester war, die neben ihr lag.

Mochte Gott ihm vergeben.

Er traf das Mädchen mit dem Gewehrkolben am Kopf, er wollte sie bewusstlos schlagen und hoffte, dass der Hieb nicht tödlich war.

»Ich mache sie fertig«, sagte Maks, drehte das Gewehr um und pflanzte das Bajonett auf.

Glücklicherweise wandte sich der Leite ohne weitere Diskussionen einem anderen Leichnam zu.

»Aufhören«, schrie Jurowski.

Eine gespenstische Stille senkte sich über den Raum. Keine Bajonettstöße mehr, keine Schüsse, kein Stöhnen. Nur

noch zwölf Männer in dichtem Rauch, die elektrische Lampe über ihnen wie die Sonne in einem Sturm.

»Öffnet die Türen und lasst den Rauch raus«, befahl Jurowski. »Wir sehen ja gar nichts mehr. Und dann Puls prüfen und Meldung machen.«

Maks beugte sich sofort zu Anastasia. Ihr Puls war fühlbar, wenn auch schwach. »Großfürstin Anastasia. Tot«, rief er.

Andere Wachen meldeten weitere Tote, während Maks zum Zarewitsch hinüberging und Nikolaus zur Seite rollte. Er fühlte den Puls des Jungen, der so deutlich zu spüren war, dass Maks sich fragte, ob er überhaupt getroffen worden war. »Zarewitsch. Tot.«

»Kein Schaden für die Menschheit«, meinte einer der Letten.

»Wir müssen die Leichen schnell wegschaffen«, sagte Jurowski. »Dieser Raum muss noch vor dem Morgen gesäubert sein.« Dann baute sich der Kommandant vor einem der Russen auf. »Hol ein paar Betttücher von oben.« Er drehte sich wieder zu den anderen um und befahl: »Und ihr fangt schon mal an, die Leichen gerade hinzulegen.«

Maks sah zu, wie ein Lette eine der Großfürstinnen packte. Welche es war, konnte er nicht erkennen.

»Schaut mal her«, rief der Mann auf einmal.

Alle wandten sich zu der blutüberströmten jungen Frau um. Maks trat ebenso wie die anderen näher. Ein glitzerner Diamant steckte zwischen den Stäben ihres Korsetts. Der Kommandant beugte sich hinab und betastete den Stein. Dann nahm er ein Bajonett und schnitt das Korsett vollständig auf. Weitere Juwelen fielen in die Blutlache auf dem Boden.

»Die Steine haben sie geschützt«, erklärte Jurowski. »Die verdammten Bastarde haben sie in ihre Kleider eingenäht.«

Einige der anderen Männer begriffen, dass da ein Vermögen lag, und traten auf die Frauen zu.

»Nein«, rief Jurowski. »Später. Aber alles wird an mich abgeliefert. Es gehört dem Staat. Wer auch nur einen Knopf für sich behält, wird erschossen. Ist das klar?«

Keiner sagte ein Wort.

Der Mann kam mit den Bettlaken. Maks wusste, dass Jurowski es eilig hatte, die Leichen aus dem Haus zu schaffen. Jurowski hatte es ihnen vorher klar gemacht, bis Sonnenaufgang blieben nur noch ein paar Stunden, und die Weißgardisten rückten zügig auf die Stadt vor.

Der Leichnam des Zaren wurde als Erster eingewickelt und auf den wartenden Lastwagen geworfen.

Dann legten sie eine der Großfürstinnen auf eine Bahre. Mit einem Mal fuhr das Mädchen ruckartig auf und schrie los. Die Männer waren entsetzt. Es schien, als stelle der Himmel sich gegen sie. Schießen kam nicht mehr in Frage, weil die Türen und Fenster des Hauses jetzt geöffnet waren. Jurowski nahm eines der Gewehre und stieß dem Mädchen das Bajonett in die Brust, doch die Klinge drang kaum ein. Rasch drehte er das Gewehr um und rammte ihr den Kolben gegen den Kopf. Maks hörte, wie der Schädel brach. Dann stieß Jurowski ihr das Bajonett tief in den Hals und drehte es herum. Sie hörten ein gurgelndes Geräusch, Blut spritzte, und dann regte sich nichts mehr.

»Bringt diese Hexen hier raus«, murmelte Jurowski. »Die sind ja vom Teufel besessen.«

Maks ging zu Anastasia und hüllte sie in eines der Tücher. Aus dem Flur drangen tumultartige Laute herein. Eine weitere Großfürstin war wieder zum Leben erwacht, und Maks sah, wie die Männer mit Gewehrkolben und Messern über sie herfielen. Er nutzte die Ablenkung und trat zum Zarewitsch, der noch immer im Blut seiner Eltern lag.

Er beugte sich über den Jungen. »Mein Kleiner.«

Der Junge öffnete die Augen.

»Sei still. Ich muss dich jetzt zum Lastwagen tragen. Verstehst du?«

Ein leichtes Nicken.

»Wenn du dich rührst, spießen sie dich auf.«

Er rollte den Jungen ins Laken und trug Alexej und Anastasia auf den Schultern nach draußen. Er hoffte, dass die Großfürstin nicht aus ihrer Betäubung erwachte und dass keiner mehr den Puls der beiden überprüfte, doch draußen sah er, dass die Männer weit mehr an dem interessiert waren, was sie an den Leichen fanden. Uhren, Ringe, Armreife, Zigarettenetuis und Edelsteine.

»Ich wiederhole«, sagte Jurowski, »wer nicht alles abgibt, wird erschossen. Unten lag eine Uhr, die jetzt verschwunden ist. Ich hole jetzt die letzte Leiche, und wenn ich zurückkomme, sollte sie besser wieder da sein.«

Niemand bezweifelte, was geschehen würde, wenn die Uhr dann noch immer fehlte, und so zog einer der Letten die Uhr aus seiner Tasche und warf sie auf den Stapel mit der restlichen Beute.

Jurowski kam mit dem letzten Leichnam zurück und warf ihn auf die Ladefläche. Der Kommandant hielt eine Mütze in den Händen.

»Die Zarenmütze«, sagte er und setzte sie einem der Mörder auf. »Passt.«

Die anderen lachten.

Ein anderer Mann nahm den toten Cockerspaniel und warf ihn ebenfalls auf die Ladefläche. »Pass gut auf den Zaren und seine Familie auf, Hündchen«, sagte er.

»Die waren ganz schön zäh«, meinte einer der Letten.

Jurowski starrte auf die Ladefläche. »Es ist nicht leicht, Menschen zu töten.«

Laken wurden unter die Leichen gelegt, um das Blut aufzunehmen, dann breitete man eine Plane über ihnen aus. Jurowski suchte vier Männer aus, die mitfahren sollten, und stieg dann ins Fahrerhaus. Die restlichen Männer des Exekutionskommandos nahmen wieder ihre Posten ein. Als Jurowski Maks nicht aufforderte mitzukommen, trat er ans Beifahrerfenster.

»Genosse Jurowski, kann ich nicht mitkommen? Ich würde gerne mithelfen, die Sache zu Ende zu bringen.«

Jurowski drehte sich zu ihm um. Mit seinem schwarzen Bart, dem schwarzen Haar und der schwarzen Lederjacke war er in der Dunkelheit kaum zu sehen. Alles, was Maks erkennen konnte, war das Weiße in seinen Augen, das seinen Blick eiskalt erscheinen ließ.

»Warum nicht? Steig auf.«

Der Lastwagen fuhr durch das offene Tor des Ipatiew-Anwesens hinaus. Jemand sagte laut, dass es schon drei Uhr morgens war. Sie würden sich beeilen müssen. Zwei Flaschen Wodka machten die Runde unter den Männern, die sich die Ladefläche mit den Leichen teilten. Maks trank nur wenig.

Man hatte ihn nach Jekaterinburg geschickt, um die Flucht vorzubereiten. In der früheren Armee des Zaren gab es Generäle, die ihren Eid auf die Krone ernst nahmen. Seit Monaten schon hatte es Gerüchte gegeben, denen zufolge das Schicksal der Zarenfamilie besiegelt sei. Doch erst am letzten Tag hatte Maks erfahren, was das bedeutete.

Sein Blick fiel auf den Leichenberg unter der Plane. Er hatte den Jungen und seine Schwester nach oben unter die Leiche ihrer Mutter gelegt, und jetzt fragte er sich, ob der Zarewitsch ihn erkannt hatte. Vielleicht hatte ihm das geholfen, die Ruhe zu bewahren.

Am Stadtrand passierte der Lastwagen die Rennbahn. Dann Sümpfe, Senken und verlassene Bergwerke. Hinter der Isetzk-Fabrik und den Eisenbahnschienen führte die Straße durch dichten Wald. Etliche Kilometer weiter war wieder ein Bahnübergang. Die einzigen Gebäude weit und breit waren die Bahnwärterhäuschen, und die Bahnwärter schließen um diese Zeit.

Maks merkte, dass die Straße immer schlammiger wurde. Der Lastwagen rutschte mehrfach weg, und schließlich drehten die Hinterräder im Schlamm durch. Vergeblich versuchte der Fahrer freizukommen. Es qualmte aus der Motorhaube. Der Fahrer stellte den überhitzten Motor ab, und Jurowski stieg aus, zeigte auf das Bahnwärterhäuschen, das sie soeben passiert hatten, und befahl dem Fahrer: »Weck den Bahnwärter und hol Wasser.« Dann wandte er sich den Männern auf der Ladefläche zu: »Sucht Holz, das wir unter die Reifen legen können, um aus dieser Pampe rauszukommen. Ich geh schon mal vor und suche Fermakow und seine Männer.«

Zwei der Männer waren betrunken und nicht mehr ansprechbar. Zwei andere sprangen ab und verschwanden in der Dunkelheit. Maks tat, als sei er betrunken und blieb auf der Ladefläche. Er sah zu, wie der Fahrer zur Bahnwärterhütte ging und an die Tür hämmerte. Drinnen flammte ein Licht auf, und die Tür ging auf. Maks hörte, wie der Fahrer dem Bahnwärter erklärte, dass sie Wasser bräuchten. Sie sprachen noch eine Weile weiter, und dann hörte Maks die Wachen rufen, dass sie Holz gefunden hätten.

Jetzt oder nie.

Er kroch auf die Plane zu und zog sie langsam zurück. Der Blutgeruch drehte ihm fast den Magen um. Er wälzte den Leichnam der Zarin zur Seite und packte das Bündel mit dem Zarewitsch.

»Ich bin's, Kleiner. Ganz ruhig.«

Der Junge murmelte etwas, das Maks nicht verstand.

Maks hob das Bündel von der Ladefläche und legte es im Wald wenige Meter neben der Straße ab.

»Nicht bewegen«, flüsterte er.

Dann hastete er zurück und holte das Bündel, in dem Anastasia steckte. Sachte legte er sie auf den Boden und zog die Plane über die Leichen, bevor er sie wieder aufhob und in den Wald zu ihrem Bruder trug. Er lockerte die Laken um die beiden Kinder und überprüfte den Puls des Mädchens. Schwach, aber vorhanden.

Alexej schaute ihn an.

»Ich weiß, das alles ist schrecklich, aber du musst jetzt hier bleiben und auf deine Schwester aufpassen. Rühr dich nicht vom Fleck. Ich komme wieder. Wann, weiß ich noch nicht. Hast du mich verstanden?«

Der Junge nickte.

»Du erinnerst dich doch an mich?«

Wieder nickte Alexej.

»Dann vertrau mir, Kleiner.«

Der Junge umarmte ihn so verzweifelt, dass es Maks fast das Herz brach.

»Schlaf jetzt. Ich komme wieder.«

*Maks eilte zum Lastwagen zurück, kletterte auf die Lade-
fläche und legte sich zu den beiden anderen Männern, die
noch immer ohne Bewusstsein waren. Er hörte Schritte
durch die Dunkelheit näher kommen, stöhnte und tat, als
versuche er, sich aufzurichten.*

*»Steh auf Kolja. Wir brauchen deine Hilfe«, sagte einer
der Männer. »Wir haben am Bahnwärterhaus Holz gefun-
den.«*

*Maks sprang vom Wagen und half den anderen, Bretter
über die schlammige Straße zu legen. Der Fahrer kam der-
weil mit einem Eimer Wasser für den Kühler zurück.*

*Wenige Minuten später traf Jurowski ein. »Fermakows
Leute sind unmittelbar vor uns.«*

*Mit einiger Mühe schafften sie es, den Wagen aus dem
Schlamm zu befreien. Kaum einen Kilometer weiter stießen
sie auf eine Gruppe von Männern, die mit Fackeln auf sie
warteten. An ihrem Gegröle hörte man, dass sie betrunken
waren. Maks erkannte Pjotr Fermakow im Lampenschein,
Jurowski war lediglich mit der Vollstreckung des Todesur-
teils beauftragt worden. Für die Beseitigung der Leichen war
Genosse Fermakow zuständig. Er war ein Arbeiter der Isetzk-
Fabrik, der so gerne tötete, dass alle ihn Genosse Mauser
nannten.*

»Warum habt ihr sie uns nicht lebend gebracht?«, schrie jemand.

Maks konnte sich schon denken, was Fermakow den Männern versprochen hatte. Wenn ihr gute Sowjetbürger seid und tut, was man euch sagt, könnt ihr mit den Frauen machen, was ihr wollt, während Papa Zar zuschaut. Die Aussicht, sich mit vier Jungfrauen vergnügen zu können, war sicherlich Anreiz genug gewesen, sie dazu zu bringen, die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

Um die Plane auf dem Lastwagen hatte sich eine Menschenmenge versammelt, deren Fackeln in der Nacht knisterten. Einer der Männer riss die Plane weg.

»Scheiße, wie das stinkt«, sagte einer.

»Der Gestank königlicher Hoheiten«, meinte ein anderer.

»Schafft die Leichen in die Karren«, befahl Jurowski.

Jemand grummelte, er werde das Dreckzeugs nicht anfassen, und Jermakow sprang auf die Ladefläche. »Holt diese verdammten Leichen vom Wagen. Wir haben bis Sonnenaufgang nur noch wenig Zeit, und es gibt viel zu tun.«

Maks merkte, dass mit Jermakow nicht zu spaßen war. Die Männer machten sich daran, die blutigen Bündel abzuladen und in Droschkis zu werfen. Sie hatten nur vier dieser hölzernen Karren, und er hoffte, dass niemand auf den Gedanken kam, die Leichen zu zählen. Nur Jurowski kannte die genaue Zahl, aber der Kommandeur trat mit Jermakow vor den Lastwagen. Die übrigen Männer, die von Ipatiews Haus mitgekommen waren, waren zu betrunken oder zu müde, als dass es sie gekümmert hätte, ob es nun neun oder elf Leichen waren.

Die Laken wurden entfernt, als man die Leichen auf die

Karren warf. Maks sah, wie einige der Männer anfangen, die Taschen der blutverschmierten Kleidung zu durchsuchen. Einer der Männer vom Exekutionskommando hatte den anderen erzählt, was sie zuvor gefunden hatten.

Jurowski feuerte einen Warnschuss ab. »Nichts da. Wir ziehen sie erst am Ort der Bestattung aus. Aber wenn ihr etwas gefunden habt, dann gebt es her, sonst werdet ihr auf der Stelle erschossen.«

Niemand protestierte.

Da es nur vier Karren gab, sollte der Lastwagen mit den übrigen Leichen so weit wie möglich vorausfahren, während die Karren ihm folgen sollten. Maks saß am Rand der Lade-
fläche und sah zu, wie die Karren hinter ihm her rollten, während der Lastwagen sich langsam vorwärts bewegte. Er wusste, dass sie irgendwo anhalten, die Straße verlassen und die Karren in den Wald ziehen mussten. Wie er gehört hatte, sollten die Leichen in einen der verlassenen Bergwerkschächte gekippt werden. »Vier Brüder« hatte jemand den Ort genannt.

Zwanzig Minuten lang ruckelte der Lastwagen vor sich hin. Dann blieb er auf einmal stehen, und Jurowski sprang aus dem Führerhaus. Er ging auf Fermakow zu und hielt ihm eine Pistole an den Hals.

»Das ist doch eine gottverdammte Scheiße«, schrie Jurowski. »Der Mann im Lastwagen behauptet, er könne den Weg zum Bergwerk nicht mehr finden. Ihr wart doch alle gestern erst da. Und jetzt wollt ihr euch nicht mehr erinnern? Ihr hofft doch nur, dass ich müde werde und euch die Leichen überlasse, damit ihr sie ausrauben könnt. Aber da könnt ihr lange warten. Entweder ihr findet jetzt den Weg,

oder ich bringe euch alle um. Das Ural-Komitee wird dafür volles Verständnis haben, das garantiere ich euch.«

Zwei Männer vom Exekutionskommando sprangen vom Lastwagen, und die Schlösser ihrer Gewehre klickten in der Nacht. Maks tat es ihnen gleich.

»Schon gut, Genosse«, erklärte Fermakow ruhig. »Kein Grund zur Aufregung. Ich zeige euch persönlich den Weg.«

27

Lord sah Tränen in Wassili Maks' Augen, und er fragte sich, wie oft diese Ereignisse vor dem inneren Auge des alten Mannes abgelaufen sein mochten.

»Mein Vater hat in Nikolaus' Garde gedient. Er war dem Alexanderpalast in Zarskoje Selo zugeteilt, wo die Zarenfamilie lebte. Die Kinder kannten ihn vom Sehen. Insbesondere Alexej.«

»Und wie kam es, dass er dann in Jekaterinburg dabei war?«, fragte Akilina.

»Felix Jussupow war an ihn herangetreten. Sie suchten Leute, die sie in Jekaterinburg einschleusen konnten. Die Bolschewiken stellten besonders gerne ehemalige Palastwächter ein. Sie waren Vorzeigeobjekte, mit denen die Propagandisten ihre Revolution legitimierten – jeder sollte sehen, dass selbst Nikolaus' vertrauteste Männer sich gegen ihn kehrten. Viele der Wächter fielen tatsächlich um, Feiglinge, die um ihre Haut fürchteten, aber einige wurden auch wie mein Vater als Spione eingeschleust. Er

kannte viele der Revolutionsführer, sie nahmen ihn gerne in ihre Bewegung auf. Es war einfach eine glückliche Fügung, dass er rechtzeitig in Jekaterinburg eintraf. Und noch mehr Glück, dass Jurowski ihn für das Exekutionskommando auswählte.«

Sie waren mit dem Essen fertig und saßen am Küchentisch.

»Es klingt so, als wäre Ihr Vater ein sehr tapferer Mann gewesen«, sagte Lord.

»Unbedingt. Er schwor dem Zaren einen Eid und blieb diesem bis an sein Lebensende treu.«

Lord wollte mehr über Alexej und Anastasia erfahren. »Haben sie überlebt?«, fragte er. »Wie ging es weiter?«

Der alte Mann lächelte wehmütig. »Etwas Wunderbares geschah. Aber zunächst passierte etwas Schreckliches.«

Der Konvoi rollte tiefer in den Wald hinein. Die Straße war kaum mehr als ein in den Schlamm eingeschnittener Pfad, und der Lastwagen kam nur langsam voran. Als er schließlich zwischen zwei Bäumen stecken blieb, beschloss Jurowski, ihn stehen zu lassen und den Weg zum Bergwerk per Droschki zurückzulegen. Die verbliebenen Leichen wurden auf improvisierte Bahren gelegt, für die man die Abdeckpläne des Wagens verwendete. Das Vier-Brüder-Bergwerk lag nur noch hundert Schritte entfernt, und Maks half, die Bahre mit der Leiche des Zaren zu tragen.

»Legt sie auf den Boden«, befahl Jurowski, als sie auf der Lichtung angekommen waren.

»Ich dachte, ich hätte das Kommando«, wandte Ferkow ein.

»Das ist vorbei«, machte der Kommandant klar.

Sie entfachten ein Feuer. Die Leichen wurden ausgezogen, ihre Kleidungsstücke verbrannt. Da die Männer betrunken waren, an die dreißig Mann, herrschte ein ziemliches Chaos. Maks war dankbar dafür, da so das Verschwinden der zwei Leichen leichter übersehen wurde.

»Diamanten«, brüllte einer der Männer.

Darauf stürzten die anderen herbei.

»Kolja, komm mit«, sagte Jurowski und drängte sich durch die Menge.

Die Männer hatten sich dicht um eine weibliche Leiche geschart. Einer von Fermakows Leuten hatte noch ein juwelengefülltes Korsett entdeckt. Den Revolver gezückt, schnappte Jurowski dem Mann einen Diamanten aus der Hand.

»Geplündert wird nicht. Wer nicht gehorcht, stirbt, und wer von euch die Hand gegen mich erhebt, wird die Vergeltung des Sowjets zu spüren bekommen. Tut jetzt, was ich euch gesagt habe, und entkleidet die Leichen. Alles, was ihr findet, habt ihr bei mir abzugeben.«

»Damit Sie es behalten können?«, fragte jemand.

»Diese Sachen gehören weder mir noch euch, sondern dem Staat. Ich werde alle Wertgegenstände dem Sowjet des Ural übergeben. Ihr habt meinen Befehl gehört.«

»Scheißjude«, sagte jemand.

Im flackernden Licht sah Maks das Aufblitzen der Wut in Jurowskis Augen. Er kannte diesen mürrischen Mann gut genug, um zu wissen, dass er nicht gerne an seine Abstammung erinnert wurde. Sein Vater war Glaser gewesen, die Mutter Näherin, und sie hatten gemeinsam zehn Kinder

großgezogen. Er hatte eine ärmliche, harte Kindheit erlebt und war nach der gescheiterten Revolution von 1905 ein loyaler Parteigenosse geworden. Wegen revolutionärer Umtriebe war er nach Jekaterinburg verbannt, aber nach dem Februaraufstand im Vorjahr in den Sowjet des Ural gewählt worden, und seitdem hatte er Tag für Tag treu und sorgsam für die Partei gearbeitet. Er war kein Jude mehr. Er war ein Mann, der Befehle entgegennahm und die Gewähr bot, dass sie präzise umgesetzt wurden.

Über den Pappeln, die die Lichtung umstanden, brach der Tag herein.

»Alle Mann abtreten«, erklärte Jurowski laut. »Bis auf die, die zu mir gehören.«

»Das können Sie nicht machen«, brüllte Fermakow.

»Gehen Sie, oder ich lasse Sie erschießen.«

Die einen legten die Gewehre an, die anderen schulterten rasch ihre Waffen. Wieder hatten die vier Soldaten des Exekutionskommandos dem Befehl ihres Kommandanten gehorcht. Der restliche Trupp schien zu verstehen, dass Widerstand töricht wäre. Selbst wenn es ihnen jetzt gelänge, die wenigen Gegner zu überwältigen, würde der Sowjet des Ural die Tat nicht ungestraft durchgehen lassen. Maks war nicht überrascht, dass die betrunkene Schar gehorchte und sich auf den Rückweg machte.

Als sie weg waren, schob Jurowski seine Waffe wieder in den Gürtel. »Zieht die Leichen fertig aus.«

Maks und zwei Männer befolgten den Befehl, während zwei weitere Soldaten Wache standen. Die Leichen waren inzwischen kaum noch zu identifizieren, nur die Zarin war aufgrund ihres hohen Wuchses und ihres Alters auch im

Tod noch gut zu erkennen. Maks spürte, wie sich ihm beim Anblick dieser Menschen, denen er einmal gedient hatte, fast der Magen umdrehte.

Zwei weitere juwelengefüllte Korsetts wurden gefunden. Der überraschendste Fund war ein in den Wäschesaum der Zarin eingenähter Perlengürtel.

»Hier sind nur neun Leichen«, bemerkte Jurowski plötzlich. »Der Zarewitsch und eine der Frauen fehlen. Wo sind sie?«

Keiner sagte etwas.

»Diese Drecksäcke. Die verdammten Saukerle«, schimpfte der Kommandant. »Gewiss haben sie die Leichen unterwegs versteckt, weil sie hofften, noch Wertgegenstände zu finden. Wahrscheinlich sind sie in diesem Moment auf der Suche nach ihnen.«

Maks stieß einen lautlosen Seufzer der Erleichterung aus.

»Was machen wir jetzt?«, fragte einer der Wächter.

Jurowski zögerte nicht. »Gar nichts, verdammt. Wir erstatten Bericht, dass neun in den Schacht geworfen und zwei verbrannt wurden. Wir suchen sie, sobald wir fertig sind. Hat das jeder hier begriffen?«

Schlagartig wurde Maks klar, dass keiner der Anwesenden und am allerwenigsten Jurowski scharf darauf waren, berichten zu müssen, dass zwei der Leichen verschwunden waren. Dafür gab es keine Entschuldigung, sie würden den Zorn des Sowjets unweigerlich auf sich ziehen. Ein kollektives Schweigen bestätigte, dass in dieser Sache alle einer Meinung waren.

Der Rest der blutigen Kleider wurde ins Feuer geworfen und dann wurden die neun nackten Leichen neben die

dunkle Schachtöffnung gelegt. Auch Anastasias Hund lag da. Maks fiel auf, dass die Verschnürungen der Korsetts regelmäßige Abdrücke auf der Haut der toten Frauen hinterlassen hatten. Die Prinzessinnen trugen noch Amulette mit einem Bild Rasputins und einem eingnähten Gebet um den Hals. Diese wurden abgerissen und auf den Beutehaufen geworfen. Maks rief sich in Erinnerung, wie schön diese Frauen im Leben gewesen waren, und war traurig, dass davon nun im Tod nichts mehr blieb.

Einer der Männer streckte die Hand aus und streichelte Alexandras Brüste.

Einige weitere folgten seinem Beispiel.

»Jetzt, wo ich die Titten der Zarin gedrückt habe, kann ich in Frieden ruhen«, erklärte einer von ihnen, und die anderen stimmten in sein Gelächter ein.

Maks wandte sich ab und sah zu, wie im Feuer knisternd Stoff zu Asche verbrannte.

»Werft die Leichen hinunter«, befahl Jurowski dann.

Die Männer schleppten die Leichen zum Schacht und stießen sie über den Rand. Erst nach einigen Sekunden hörte man sie unten im Wasser aufklatschen.

Kurz darauf waren alle neun Leichen verschwunden.

Wassili Maks hielt inne, holte ein paarmal tief Atem und trank einen Schluck aus seinem Wodkaglas. »Dann setzte Jurowski sich auf einen Baumstumpf und frühstückte ein paar hart gekochte Eier. Sie waren am Vortag von Nonnen aus dem Kloster für den Zarewitsch gebracht worden, und Jurowski hatte sie gebeten, die Eier gut einzupacken. Er hatte genau gewusst, was geschehen würde. Nachdem

er sich den Bauch voll geschlagen hatte, warf er Granaten in den Schacht, um ihn zum Einsturz zu bringen.«

»Sie sagten, es sei auch etwas Wunderbares geschehen«, bemerkte Lord.

Der alte Mann trank noch einen Schluck Wodka. »Al-lerdings.«

Zusammen mit den anderen Männern verließ Maks die Leichenstätte gegen zehn Uhr. Ein Posten wurde aufgestellt, um den Schauplatz zu bewachen, und Jurowski machte sich auf den Weg, um dem Sowjet des Ural von den nächtlichen Ereignissen Bericht zu erstatten. Glücklicherweise hatte der Kommandant nicht angeordnet, die verschwundenen Leichen zu suchen, sondern seinen Männern gesagt, er werde berichten, dass sie getrennt verbrannt worden seien.

Sie erhielten den Befehl, zur Stadt zurückzugehen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Wenn Maks bedachte, wie viele Männer an den Ereignissen der Nacht beteiligt gewesen waren, kam ihm das eigenartig vor. Der Ort, wo die Leichen unter der Erde lagen, konnte unmöglich geheim bleiben, umso mehr, als einige der Männer sich gekränkt fühlten, und die Hoffnung auf Reichtum lockte. Jurowski schärfte seinen Männern ein, sie dürften den Vorfall gegenüber niemandem erwähnen und müssten sich noch am selben Nachmittag im Ipatiew-Haus zum Dienst melden.

Maks ließ die anderen vier vorgehen. Er erklärte ihnen, er wolle auf einem Umweg nach Hause gehen, um den Kopf wieder frei zu bekommen. In der Ferne war Kanonendonner zu hören. Seine Kameraden warnten Maks, die Weiße Ar-

mee stehe nur einige Kilometer vor Yekaterinburg, doch er versicherte ihnen, die Weißen würden ihm gewiss nicht begegnen wollen.

Maks trennte sich von seinen Kameraden und wartete eine gute halbe Stunde, bevor er über den Weg zurückkief, den der Lastwagen in der Nacht genommen hatte, Jetzt, bei Tageslicht, fiel Maks das dichte Unterholz des Waldes auf. Er fand das Bahnwärterhäuschen, näherte sich ihm aber nicht, sondern suchte die Stelle, an der sie die Bretter über die verschlammte Straße gelegt hatten.

Er blickte sich um. Weit und breit war niemand zu sehen. Da schob er sich ins Unterholz.

»Mein Kleiner. Bist du da?« Seine Stimme war nur ein leises Flüstern. »Ich bin es, mein Kleiner. Kolja. Ich bin zurückgekommen.«

Nichts.

Er drängte sich tiefer ins Geäst und schob das Gewirr der stacheligen Zweige beiseite. »Alexej. Ich bin zurückgekommen. Komm raus! Die Zeit ist knapp.«

Nur die Vögel antworteten auf sein Rufen.

Er blieb auf einer Lichtung stehen. Die Kiefern am Rand der Lichtung waren alt, die dicken Stämme hatten Jahrzehnte gesehen. Ein morscher Baum war zu Boden gestürzt, und seine frei liegenden Wurzeln erinnerten Maks an die Arme und Beine der Opfer, die kreuz und quer übereinander gelegen hatten. Er würde es sein Leben lang nicht vergessen. Was für eine Schande! Was waren das für Teufel, die vorgaben, im Namen des Volkes zu handeln? War das, was sie mit Russland im Sinn hatten, in irgendeiner Weise besser als die Übel, die sie – zu Recht oder Unrecht – anprangerten

und gegen die sie kämpften? War das nach diesem barbarischen Anfang überhaupt möglich?

Die Bolschewiken exekutierten ihre Gefangenen normalerweise mit einem Genickschuss. Warum nun dieses Gemetzel? Vielleicht war das unterschiedslose Abschlachten Unschuldiger ein Hinweis auf das, was noch zu erwarten war. Und warum die Geheimhaltung? Warum wurde Nikolaus II. nicht öffentlich hingerichtet, wenn er wirklich ein Staatsfeind war? Die Antwort war einfach – keiner würde das Abschlachten von Frauen und Kindern gutheißen.

Es war abscheulich.

Hinter sich hörte Maks einen Zweig knacken.

Er griff zur Pistole und wirbelte herum.

Der Lauf zeigte in das weiche, beinahe engelhafte Antlitz Alexej Romanows.

Seine Mutter nannte ihn Kleiner und Sonnenschein. Er stand im Mittelpunkt der ganzen Familie. Ein intelligenter, liebevoller Junge mit einem Hang zum Eigensinn. Maks hatte gehört, wie man im Palast von Alexejs Unaufmerksamkeit sprach, seiner Unwilligkeit im Unterricht und seiner Vorliebe für russische Bauernkleidung. Er war verzogen und launisch. Einmal hatte er einer Truppe von Palastwächtern befohlen, ins Meer zu marschieren, und sein Vater hatte oft darüber gewitzelt, ob Russland wohl Alexej den Schrecklichen überstehen werde.

Doch nun war er der Zar. Alexej II. Der gottgewollte Nachfolger auf dem Zarenthron, den zu beschützen Maks geschworen hatte.

Neben Alexej stand seine Schwester, die ihrem Bruder in

vieler Hinsicht ähnelte. Ihre Dickköpfigkeit war sprichwörtlich, ihre Arroganz oft unerträglich, jetzt war ihre Stirn voll Blut und ihre Kleider hingen in Fetzen. Unter den zerrissenen Lumpen erhaschte er einen Blick auf ihr Korsett. Beide Kinder waren blutüberströmt, hatten verdreckte Gesichter und stanken nach Tod.

Doch sie lebten.

Lord konnte kaum glauben, was er da hörte, aber der Alte sprach mit einer Überzeugung, die keine Zweifel zuließ. Durch die Tapferkeit eines einzigen Mannes hatten zwei Romanows das blutige Massaker in Jekaterinburg überlebt. Immer wieder hatten Leute dies behauptet, doch es war stets als reine Spekulation abgetan worden.

Hier aber war nun die Wahrheit.

»Bei Einbruch der Nacht schaffte mein Vater die Kinder von Jekaterinburg fort. Helfer standen an der Grenze der Stadt bereit, und gemeinsam brachten sie die Kinder nach Osten. So weit wie möglich von Moskau weg.«

»Warum suchten sie nicht Schutz bei der Weißen Armee?«, fragte Lord.

»Wozu? Die Weißen waren keine Zaristen. Sie hassten die Romanows nicht weniger als die Roten. Nikolaus hielt sie irrtümlich für rettende Kräfte, aber sie hätten die Familie vermutlich ebenfalls umgebracht. Im Jahr 1918 hatte mit Ausnahme einer sehr kleinen Minderheit niemand etwas für die Romanows übrig.«

»Die Menschen, für die Ihr Vater arbeitete?«

Maks nickte.

»Wer waren sie?«

»Ich weiß es nicht. Diese Information hat man nicht an mich weitergegeben.«

»Wie ging es mit den Kindern weiter?«, fragte Akilina.

»Mein Vater schaffte sie aus dem Gebiet, in dem noch zwei Jahre lang der Bürgerkrieg tobte. Nach Osten, über den Ural hinaus und tief nach Sibirien hinein. Es war nicht schwierig, ihre Identität zu verheimlichen. Schließlich wussten nur die Hölflinge in St. Petersburg, wie die Kinder aussahen, und die waren zum größten Teil tot. Alte Kleider und dreckige Gesichter waren die beste Verkleidung für die Kinder.« Maks hielt inne und trank einen Schluck Tee. »Sie lebten in Sibirien bei Menschen, die eingeweiht waren, und schafften es schließlich nach Wladiwostok am Pazifik. Von dort wurden sie heimlich außer Landes gebracht. Wohin? Ich weiß es nicht. Das ist ein Abschnitt der vor Ihnen liegenden Reise, in den ich nicht eingeweiht bin.«

»In welcher Verfassung waren die beiden, als Ihr Vater sie fand?«, fragte Lord.

»Alexej war von keiner Kugel getroffen worden. Der Körper des Zaren hatte ihn abgeschirmt. Anastasia hatte Wunden, die aber heilten. Auch die beiden Kinder trugen Korsetts mit eingenähten Edelsteinen. Wie gesagt, damit hatte die Familie sich ja vor Raub schützen wollen. Den Schmuck wollten sie später zu Geld machen. Diese Vorichtsmaßnahme rettete den Kindern das Leben.«

»Das, und die Tat Ihres Vaters.«

Maks nickte. »Er war ein guter Mann.«

»Wie ist es ihm anschließend ergangen?«, erkundigte sich Akilina.

»Er kehrte hierher zurück und hatte noch ein langes

Leben. Von den Säuberungen blieb er verschont. Vor dreißig Jahren ist er gestorben.«

Lord dachte an Jakow Jurowski. Der Leiter des Exekutionskommandos hatte ein weit weniger friedvolles Ende gefunden. Jurowski war zwanzig Jahre nach Jekaterinburg gestorben, ebenfalls im Monat Juli, und zwar an einem aufgeplatzten Magengeschwür. Doch zuvor hatte Stalin Jurowskis Tochter zum Arbeitslager verurteilt. Der alte Parteikämpfe hatte vergebens versucht, ihr zu helfen. Es kümmerte niemanden, dass er der Mann war, der den Zaren getötet hatte. Auf seinem Totenbett klagte Jurowski das Schicksal an. Lord war klar, wie so etwas hatte geschehen können. Wieder die Bibel. *Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr.*

»Und was machen wir jetzt?«, fragte er.

Maks zuckte die Schultern. »Das wird uns mein Vater sagen müssen.«

»Wie sollte das möglich sein?«

»Die entscheidende Information liegt in einem Metallkästchen versiegelt. Es war mir nicht gestattet, den Inhalt des Kästchens in Augenschein zu nehmen oder zu lesen. Ich hatte nur die Aufgabe, die Botschaft an denjenigen weiterzugeben, der zu mir kam und die Losungsworte sprach.«

Lord war verwirrt. »Wo ist denn das Kästchen?«

»Am Tage seines Todes kleidete ich meinen Vater in seine kaiserliche Uniform und begrub das Kästchen mit ihm. Seit dreißig Jahren liegt es auf seiner Brust.«

Das gefiel Lord überhaupt nicht.

»Ja, Rabe. Mein Vater erwartet dich im Grab.«

Starodug, 16.30 Uhr

Hayes sah zu, wie Felix Oleg, vor dessen Mund sich in der kalten Luft Atemwölkchen bildeten, die Holztür aufbrach. Auf einem Schild, das über der Tür in den roten Backstein geschraubt war, stand: Café Sneshinki – INHABER: JOSIF MAKs.

Der Türpfosten zersplitterte, und die Tür flog krachend nach innen. Oleg trat ein und verschwand.

Die Straße war menschenleer und alle Geschäfte rundum geschlossen. Stalin folgte Hayes nach drinnen. Da sie für die Fahrt von Moskau nach Starodug fünf Stunden gebraucht hatten, war es seit einer Stunde dunkel. Die Geheimkanzlei hatte Stalins persönliche Anwesenheit für wichtig erachtet, da man der *Mafija* in einer solchen Angelegenheit die größte Kompetenz zutraute. Deswegen hatte ihr Vertreter nun die Aufgabe, alles zu tun, was die Situation erforderte. Zunächst hatten sie Josif Maks' Haus am Stadtrand von Starodug aufgesucht. Die örtliche Polizei ließ das Haus seit dem Morgen diskret beschatten und war der Meinung gewesen, der Mann halte sich zu Hause auf, doch Maks' Frau hatte ihnen mitgeteilt, er sei für ein paar Stunden in die Stadt gefahren, um dort zu arbeiten. Ein Licht hinten in Maks' Lokal gab Anlass zu Hoffnung, und so war Stalin in Aktion getreten.

Hängelid und Cro-Magnon waren auf die Rückseite des Gebäudes geschickt worden. Hayes erinnerte sich an

die Spitznamen, die Lord seinen Verfolgern gegeben hatte, und fand sie recht passend. Er hatte gehört, dass Hängelid mit Waffengewalt aus dem Moskauer Zirkus entführt worden und dass sein Entführer ums Leben gekommen war, ein bisher nicht identifizierter Mann, bei dem nichts auf eine Verbindung zu jener Heiligen Schar hinwies, die unter Semjon Paschkows Führung existieren sollte. Die ganze Angelegenheit wurde immer seltsamer, und der Ernst, mit dem die Russen die Angelegenheit behandelten, bereitete Hayes große Sorgen. Es kam nicht oft vor, dass Männer dieses Schlages in Erregung gerieten.

Oleg tauchte in einem Korridor auf, der vom Hintereingang ins Haus führte. Einen Mann mit buschigem, rotem Haar und Schnauzbart fest im Griff haltend, ging er um ein paar Kästen mit Gläsern herum. Hängelid und Cro-Magnon folgten ihm.

»Er wollte durch den Hinterausgang entwischen«, erklärte Oleg.

Stalin zeigte auf einen Stuhl aus Eichenholz. »Setzt ihn dorthin.«

Hayes bemerkte, dass Stalin Hängelid und Cro-Magnon ein unauffälliges Zeichen gab, das die beiden sofort zu verstehen schienen. Die zersplitterte Vordertür wurde geschlossen, und die Männer stellten sich mit gezogenen Schusswaffen an die Fenster. Eine Stunde zuvor hatte Oleg die einheimische Polizei aufgefordert, das Gebiet nicht zu betreten, und die Angehörigen der örtlichen *Milizija* hüteten sich normalerweise, den Befehl eines Moskauer Inspektors zu missachten. Etwas früher hatte Chruschtschow der einheimischen Verwaltung über Re-

gierungskanäle mitteilen lassen, dass im Stadtgebiet eine Polizeioperation bevorstehe, die mit einem Attentat am Roten Platz zu tun habe, und dass Einmischung unerwünscht sei.

»Herr Maks«, erklärte Stalin. »Es geht hier um eine äußerst wichtige Angelegenheit. Ich möchte, dass Sie sich das klar machen.«

Hayes beobachtete Maks' Reaktion auf diese Ankündigung. Im Gesicht des Mannes zeichnete sich nicht einmal eine Andeutung von Angst ab.

Stalin trat dicht an den Stuhl heran. »Gestern kamen ein Mann und eine Frau zu Ihnen. Erinnern Sie sich daran?«

»Ich habe viele Besucher.« In der Stimme lag Verachtung.

»Gewiss. Aber vermutlich wird Ihr Lokal nur selten von *Tschornis* besucht.«

Der untersetzte Russe streckte ruckartig das Kinn vor. »Verpisst euch.«

Seine Stimme klang selbstbewusst, doch Stalin reagierte nicht auf den scharfen Tonfall. Er machte einfach nur ein Zeichen, und Hängelid und Cro-Magnon kamen gleichzeitig heran und legten Maks mit dem Gesicht nach unten auf den Bretterboden.

»Amüsieren wir uns mit ihm«, sagte Stalin.

Hängelid verschwand im Hinterzimmer, während Cro-Magnon den Mann weiter festhielt. Oleg war als Wachposten zur Hintertür geschickt worden. Es war ihm wichtig, nicht aktiv an der Sache beteiligt zu sein. Auch Hayes hielt das für geraten. Vielleicht mussten sie in den nächs-

ten Wochen ihre Beziehungen zur Polizei nutzen, und im Moskauer Revier war Oleg ihr bester Kontaktmann.

Hängelid kam mit einer Rolle Isolierband zurück und fesselte dem Gefangenen damit die Hände. Cro-Magnon zerrte den Russen hoch und stieß ihn auf den wackligen Stuhl, an dem sie auch seine Brust und Beine festbanden. Schließlich klebte man ihm mit einem letzten Streifen den Mund zu.

»Nun, Herr Maks«, sagte Stalin, »erzähle ich Ihnen, was wir wissen. Ein Amerikaner namens Miles Lord und eine Russin mit dem Namen Akilina Petrowa kamen gestern hier vorbei. Die beiden erkundigten sich bei Ihnen nach Kolja Maks, doch Sie gaben an, ihn nicht zu kennen, jetzt wüsste ich gerne von Ihnen, wer dieser Kolja Maks ist und warum Lord und die Frau ihn suchen. Sie kennen die Antwort auf meine erste Frage, und ich bin mir sicher, dass Sie mir auch die zweite beantworten können.«

Maks schüttelte den Kopf.

»Eine törichte Entscheidung, Herr Maks.«

Hängelid riss einen kurzen Streifen des grauen Bandes ab und reichte ihn Stalin. Die beiden schienen die Prozedur zu kennen. Stalin strich sich das Haar aus der gebräunten Stirn und beugte sich vor. Er drückte das Band lose auf Maks' Nase. »Wenn ich dieses Band fest andrücke, wird es Ihre Nasenlöcher versiegeln. Es bleibt Ihnen ein wenig Luft in der Lunge, aber die reicht nicht lange. Dann ersticken Sie ganz schnell. Wie wär's mit einer kleinen Demonstration?« Stalin drückte das Band fest über der Nase zusammen.

Hayes beobachtete, wie Maks' Brust heftig arbeitete. Er

wusste, dass das kräftige Band wegen seiner Luftundurchlässigkeit auch zur Abdichtung der Rohre von Klimaanlage verwendet wurde. Inzwischen quollen dem Russen fast die Augen aus dem Kopf, und während der Sauerstoff in seinem Blut immer knapper wurde, verfärbte sich seine Haut, bis er schließlich aschfahl war. Er rang zappelnd um Atem, doch Cro-Magnon hielt ihn von hinten unbeirrbar fest.

Stalin streckte beiläufig die Hand aus und befreite den Mund des Gefesselten von dem Band. Sofort sog er keuchend die Luft ein.

Die Farbe kehrte in Maks' Gesicht zurück.

»Bitte antworten Sie auf meine Fragen«, forderte Stalin ihn auf.

Maks atmete nur.

»Sie sind offensichtlich ein tapferer Mann, Herr Maks. Welchen Zweck Ihr Mut hat, weiß ich nicht. Aber er ist bewunderungswürdig.« Stalin hielt inne, scheinbar, um Maks Gelegenheit zum Luftholen zu geben. »Ich möchte Sie wissen lassen, dass wir vorhin bei Ihnen zu Hause waren und Ihre reizende Frau uns hereingebeten hat. Eine äußerst charmante Dame. Wir traten ein, und sie teilte uns mit, wo Sie sich aufhalten.«

Ein gehetzter Ausdruck trat in Maks' Gesicht. Endlich. Angst.

»Keine Sorge«, erklärte Stalin. »Es geht ihr gut. Sie glaubt, dass wir im Auftrag der Regierung arbeiten und hier eine offizielle Untersuchung durchführen. Mehr nicht. Aber ich versichere Ihnen, dass das eben durchgeführte Verfahren auch bei Frauen ausgezeichnet funktioniert.«

»Gottverfluchte *Mafija*.«

»Das hier hat nichts mit der *Mafija* zu tun. Es geht um etwas viel Bedeutenderes, und ich glaube, dass Sie das wissen.«

»Sie werden mich ohnehin töten, gleichgültig, was ich aussage.«

»Aber ich gebe Ihnen mein Wort, dass Ihre Frau nicht behelligt wird, wenn Sie mir sagen, was ich wissen will.«

Der Rotschopf schien über den Vorschlag nachzudenken.

»Sie glauben mir?«, fragte Stalin ruhig.

Maks erwiderte nichts.

»Zweifeln Sie nicht daran, dass ich diese Männer los-schicken werde, um Ihre Frau zu holen, wenn Sie weiter schweigen. Ich werde sie neben Ihnen am Stuhl festbin-den, und dann können Sie zusehen, wie sie erstickt. Da-nach lasse ich Sie selbst wahrscheinlich am Leben, damit die Erinnerung Sie für den Rest Ihres Lebens verfolgt.«

Stalin sprach so kühl und nüchtern, als führe er eine geschäftliche Verhandlung. Hayes war beeindruckt, wie gelassen dieser gut aussehende Mann, der in seinen Armani-Jeans und dem Kaschmirpullover über den Gefan-genen gebeugt stand, Menschen quälte.

»Kolja Maks ist tot«, antwortete Maks schließlich. »Sein Sohn Wassili wohnt etwa zehn Kilometer südlich von Sta-rodug an der Schnellstraße. Warum Lord ihn suchte, weiß ich nicht. Wassili ist mein Großonkel. Seit jeher hängen die Angehörigen meiner Familie, die ein Geschäft führen, ein Schild vor die Tür. Wassili hat uns darum gebeten, und ich bin seinem Wunsch gefolgt.«

»Ich glaube, dass Sie lügen, Herr Maks. Und Sie wissen genau, warum. Gehören Sie zur Heiligen Schar?«

Maks erwiderte nichts. Offensichtlich kannte seine Kooperationsbereitschaft Grenzen.

»Nein. Das werden Sie auf keinen Fall zugeben, nicht wahr? Schließlich haben Sie dem Zaren einen Eid geschworen.«

Maks sah ihn starr an. »Fragen Sie Wassili.«

»Gewiss«, antwortete Stalin und machte seinen Männern ein Zeichen.

Hängelid klebte Maks den Mund wieder zu.

Um Atem ringend kämpfte der Russe gegen seine Fesseln an. Dabei kippte der Stuhl um und krachte zu Boden.

Bald darauf war sein Todeskampf zu Ende.

»Ein guter Mann, der seine Frau beschützt«, erklärte Stalin mit einem Blick auf die Leiche. »Man muss ihn bewundern.«

»Werden Sie Ihr Wort halten?«, fragte Hayes unvermittelt.

Stalin sah ihn richtiggehend verletzt an. »Natürlich. Wofür halten Sie mich denn?«

29

6.40 Uhr

Lord hielt im Wald am Rand einer schlammigen Straße an. Die kühle Abenddämmerung war inzwischen zu einer kalten, mondlosen Nacht geworden. Er war nicht scharf auf die Aussicht, einen dreißig Jahre alten Sarg aus der

Erde zu graben, doch ihm blieb keine Wahl. Inzwischen war er überzeugt, dass zwei Romanows aus Jekaterinburg entflohen waren. Ob sie endgültig entkommen konnten und dann auch noch Nachkommen hinterlassen hatten, war eine andere Frage, aber es schien nur eine einzige Möglichkeit zu geben, das herauszufinden.

Wassili Maks hatte ihnen zwei Schaufeln gegeben und eine Taschenlampe, die nur noch schwach leuchtete. Er hatte ihnen eingeschärft, dass der Friedhof tief im Wald lag, gute dreißig Kilometer von Starodug entfernt, und dass sie ihn nur an einer Reihe dicker Pappeln und einer alten Steinkapelle erkennen konnten, die gelegentlich für Begräbnisgottesdienste genutzt wurde.

»Da vorne den Pfad entlang, da müsste der Friedhof liegen«, sagte Lord, als er aus dem Wagen stieg.

Sie hatten noch immer das Auto, das Josif Maks ihnen am Vormittag besorgt hatte. Maks hatte erklärt, er werde nachmittags mit ihrem Wagen zurückkehren. Als er um achtzehn Uhr noch immer nicht eingetroffen war, hatte Wassili ihnen aufgetragen, sich allein auf den Weg zu machen. Er würde es Josif erklären und zusammen mit ihm auf ihre Rückkehr warten. Der alte Mann schien genauso gespannt auf das Geheimnis zu sein, das sein Vater mit ins Grab genommen hatte, wie sie selbst es waren. Wassili machte sie darauf aufmerksam, dass er ihnen noch eine weitere Information geben müsse, aber erst, wenn sie das Geheimnis seines Vaters gelüftet hatten. Das war eine weitere Sicherheitsmaßnahme, die er an seinen Neffen Josif weitergeben wollte, der das Geheimnis hüten sollte, wenn er selbst einmal nicht mehr war.

Lord trug ein Jackett und ein Paar Lederhandschuhe, die er zusammen mit dicken Wollsocken aus Atlanta mitgebracht hatte. Seine Jeans waren die einzige lässige Kleidung, die er für Russland eingepackt hatte. Den Pullover hatte er vor ein paar Wochen in Moskau gekauft. Eigentlich sollte er sich jetzt in einer Welt der Anzüge und Krawatten bewegen, in der lässige Kleidung allenfalls am Sonntagnachmittag angesagt war, aber in den zurückliegenden Tagen hatten die Ereignisse eine dramatische Wendung genommen.

Maks hatte ihn außerdem mit einer Waffe ausgestattet, einem alten Repetiergewehr, das man ohne zu übertreiben als antik bezeichnen konnte. Doch die Waffe war gut geölt, und Maks hatte ihm gezeigt, wie man sie lud und abschoss. Dabei hatte er vor Bären gewarnt, die jetzt, wo es auf den Winterschlaf zuing, nachts durch die Wälder streiften. Lord kannte sich mit Schusswaffen nicht aus und hatte nur in Afghanistan einmal ein paar Übungsschüsse abgegeben. Er fand den Gedanken, bewaffnet zu sein, nicht angenehm, doch die Vorstellung, einem hungrigen Bären zu begegnen, beunruhigte ihn noch stärker. Da überraschte ihn Akilina. Sie legte die Waffe an und gab drei Schüsse auf einen fünfzig Meter entfernten Baum ab. Noch so eine Lektion, die sie von ihrer Großmutter gelernt habe, erzählte sie. Lord war froh darüber. Wenigstens sie wusste, was sie hier tat.

Er schnappte sich Schaufeln und Taschenlampe vom Rücksitz. Auch ihre Kleidersäcke lagen dort. Sobald sie hier fertig waren, würden sie nach einem kurzen Abstecher zu Wassili Maks endgültig aufbrechen. Wohin sie sich wenden würden, war noch unklar, doch Lord hatte beschlos-

sen, südwestwärts nach Kiew zu fahren und einen Flug in die Vereinigten Staaten zu nehmen, falls diese Reise sich als Sackgasse erwies. Taylor Hayes würde er dann von Atlanta aus anrufen, wenn er zu Hause und in Sicherheit war.

»Los«, sagte er. »Bringen wir es hinter uns.«

Rundum erhoben sich schwarze Baumsäulen, und die Zweige raschelten in dem eiskalten Wind, der ihm ins Gesicht blies. Er setzte die Taschenlampe sparsam ein, da sie beim Graben noch Licht brauchten.

Auf einer Lichtung vor ihnen waren nun verschwommen Grabsteine zu erkennen. Wie im alten Europa üblich, waren es hohe Steine, und selbst in der Dunkelheit war unübersehbar, dass die Grabstätten nicht mehr gepflegt wurden. Eine dicke Reifschicht hatte alles weiß überzogen. Der schwarze Himmel ließ weiteren Regen vorausahnen. Kein Zaun umgrenzte den Friedhof, und kein Tor hieß den Besucher willkommen. Der Pfad, der von der Straße herbeiführte, verlor sich einfach hinter der ersten Reihe von Gedenksteinen. Lord konnte sich gut vorstellen, wie ein Leichenzug einem feierlichen, schwarz gekleideten Priester über den Pfad folgte, um einen schlichten Holzsarg geschart, auf den in der schwarzen Erde eine rechteckige Grube wartete.

Ein kurzes Aufblitzen der Taschenlampe verriet, dass alle Gräber mit Gestrüpp überwuchert waren. Hier und dort lagen Steinhaufen, und die meisten Grabsteine waren von Kletterpflanzen und dornigen Ranken überwachsen. Er leuchtete mit der Lampe auf die Inschriften. Einige der Toten lagen schon seit zweihundert Jahren dort.

»Maks sagte, es ist das Grab, das am weitesten vom Weg

entfernt liegt«, erklärte er und führte Akilina tiefer in den Friedhof hinein.

Da es seit dem Nachmittag nahezu ununterbrochen geregnet hatte, war der Friedhof sehr schlammig. Das sollte das Graben erleichtern, dachte Lord.

Sie fanden das Grab.

Er las die Inschrift unter Kolja Maks' Namen:

Wer aber bis ans Ende beharret, der wird selig.

Akilina ließ das Gewehr von der Schulter gleiten.

»Nun, das hier könnte der richtige Weg sein.«

Er reichte ihr eine der beiden Schaufeln. »Das werden wir gleich herausfinden.«

Die Erde ließ sich in weichen Klumpen abstechen, und bald füllte scharfer Torfgeruch die Luft. Wassili hatte erklärt, der Eichensarg läge nicht allzu tief. Die Russen begruben ihre Toten meistens auf diese Weise, und Lord hoffte, dass der alte Mann Recht hatte.

Akilina arbeitete dicht beim Grabstein, während Lord von der anderen Seite her anfieng. Er beschloss, senkrecht nach unten zu graben, um sich ein Bild davon zu machen, wie tief sie die Grube ausheben mussten. In einem Meter Tiefe stieß er auf etwas Hartes. Er räumte den feuchten Dreck beiseite und legte angefaulte, zersplitterte Holzbretter frei.

»Dieser Sarg lässt sich vermutlich nicht mehr rausholen«, meinte Lord.

»Was für die Leiche nichts Gutes erwarten lässt.«

Sie gruben weiter und räumten die Erde Schicht um Schicht beiseite, bis sie zwanzig Minuten später eine rechteckige Grube vor sich hatten.

Er leuchtete mit der Taschenlampe hinunter.

Durch Löcher im Sarg war die Leiche zu sehen. Lord nahm wieder die Schaufel zur Hand, hebelte die morschen Sargbretter ab und legte Kolja Maks' Leiche vollständig frei.

Der Russe trug die Uniform eines Palastwächters. Im schwachen Schein der Lampe leuchteten hier und da Farbreste auf. Gedämpfte Rottöne, dunkles Blau und ein Erdschwarz, das früher einmal Weiß gewesen sein musste. Messingknöpfe und eine goldene Gürtelschnalle waren unversehrt geblieben, doch von der Hose und der Uniformjacke waren nur noch ein paar Fetzen, Lederriemen und ein Gürtel übrig.

Auch an dem Verstorbenen selbst hatte die Zeit ihre Spuren hinterlassen. An Gesicht und Händen war kein Fleisch mehr. Nur die Augenhöhlen, das Nasenbein, die freiliegende Kieferpartie und die im Tod zusammengebissenen Zähne verliehen dem Schädel noch einen gewissen Ausdruck. Genau wie vom Sohn angekündigt, barg der Vater ein Metallkästchen auf den Überresten seiner Brust, aus der die Rippen in merkwürdigen Winkeln herausstachen, während die Armknochen das Kästchen noch immer umfasst hielten.

Lord erwartete den Hauch der Verwesung, doch nur schaler Geruch von feuchter Erde und Flechten stieg zu ihm auf. Mit der Schaufel schob er die Arme auseinander. Der Rest eines Ärmels löste sich ab und zerfiel. Ein paar Regenwürmer flüchteten sich vom Deckel des Kästchens. Akilina holte es heraus und stellte es vorsichtig auf die Erde. Es war schmutzig, aber unversehrt – und aus Bronze,

wohl damit die Feuchtigkeit ihm nichts anhaben konnte. Lord bemerkte ein Vorhängeschloss.

»Das Kästchen ist schwer«, sagte Akilina.

Er kniete sich hin und hob es versuchsweise an. Sie hatte Recht. Vorsichtig schüttelte er es. Im Inneren rutschte etwas hin und her, das ein verhältnismäßig großes Gewicht hatte. Er legte das Kästchen auf den Boden zurück und griff wieder zur Schaufel.

»Tritt zurück.«

Lord ließ die Schaufelspitze auf das Schloss niederkrauchen. Mit drei Hieben hatte er es aufgebrochen. Er wollte gerade die Hand ausstrecken und den Deckel aufklappen, da wirbelten Lichtstreifen über die Baumreihe. Er riss den Kopf herum und sah in der Ferne vier Lichtpunkte – die Scheinwerfer zweier Autos, die sich auf der Straße rasch der Stelle näherten, wo sie geparkt hatten. Ungefähr dort, wo ihr eigener Wagen stand, gingen die Lichter aus.

»Mach die Taschenlampe aus«, flüsterte er. »Und komm.«

Die Schaufeln ließ er liegen und schnappte das Kästchen. Akilina trug das Gewehr. Er verschwand zwischen den Bäumen und schob sich so tief ins Unterholz, dass er vor Blicken geschützt war. Die nassen Blätter durchweichten seine Kleider, und er achtete darauf, das Kästchen nicht zu sehr zu rütteln, da er nicht wusste, ob der Inhalt zerbrechlich war. Langsam bewegte er sich mit Akilina in einem Bogen um den Friedhof herum und auf ihren Wagen zu. Der Wind frischte auf und ließ die Zweige laut und rhythmisch schlagen.

In der Ferne leuchteten zwei Taschenlampen auf.

Gebückt schlich Lord auf die Lichtung zu, blieb dabei aber in der Deckung der Bäume. Vier dunkle Gestalten tauchten auf dem Pfad auf und betraten den Friedhof. Drei gingen hoch aufgerichtet mit festen Schritten. Der Vierte schlurfte vornübergebeugt und bewegte sich langsamer. Der Lichtstrahl einer Taschenlampe streifte Hängelids Züge. Der Schein der anderen Lampe fiel auf das fette Gesicht von Inspektor Felix Oleg. Während sie näher kamen, erkannte Lord den dritten Mann an seiner Silhouette: Cro-Magnon! Als Letzter folgte Wassili Maks.

»Herr Lord«, rief Oleg auf Russisch. »Wir wissen, dass Sie hier sind. Seien Sie vernünftig und erschweren Sie uns unsere Arbeit nicht unnötig.«

»Wer ist das?«, fragte Akilina flüsternd.

»Ein Problem«, hauchte er zurück.

»Der Mann, der die Taschenlampe trägt, war im Zug«, flüsterte sie.

»Beide.« Er warf einen Blick auf das Gewehr in ihrer Hand. »Wenigstens sind wir bewaffnet.«

Durchs Unterholz und die dunklen Baumsäulen hindurch beobachtete Lord, wie die vier Gestalten auf das geöffnete Grab zungen, wobei die Taschenlampen den Weg erhellten.

»Ist das die Stelle, wo Ihr Vater begraben liegt?«, hörte er Olegs Stimme.

Wassili Maks trat auf den steinernen Grabstein zu, der von einer Taschenlampe beleuchtet wurde. Einen Moment lang übertönte der Wind die Stimmen, und Lord konnte nicht hören, ob der alte Mann etwas sagte. Dagegen hörte er, was Oleg gleich darauf auf Russisch brüllte:

»Lord, entweder Sie kommen raus, oder ich töte diesen alten Mann. Sie haben die Wahl.«

Lord wollte Akilina das Gewehr entreißen und sich vorwärts stürzen, doch die drei Männer waren ohne Zweifel ebenfalls bewaffnet und wussten, wie man mit einer Waffe umging. Er dagegen war halb tot vor Angst und hatte keine Ahnung, was er hier eigentlich tat. Tatsächlich setzte er sein Leben gerade auf die Prophezeiung eines alten Scharlatans, der vor hundert Jahren ermordet worden war. Doch bevor er eine Entscheidung treffen konnte, traf Wassili Maks sie für ihn.

»Mach dir keine Sorgen um mich, Rabe. Ich bin bereit.«

Maks rannte plötzlich los, weg vom Grab seines Vaters und auf die parkenden Autos zu. Die anderen drei Gestalten blieben stehen, doch Lord sah, dass Hängelid den Arm hob, und erkannte den Umriss eines Revolvers in seiner Hand.

»Wenn du mich hören kannst, Rabe«, schrie Maks.
»Russenberg.«

Im Dunkeln krachte ein Schuss, und der alte Mann stürzte zu Boden.

Lord stöhnte auf und spürte, wie Akilina an seiner Seite erstarrte. Sie sahen zu, wie Cro-Magnon gelassen herankam, die Leiche des alten Mannes zum Grab schleppte und sie in die Grube warf.

»Wir müssen hier weg«, flüsterte Lord Akilina zu.

Sie widersprach nicht.

Gebückt huschten sie von Baum zu Baum, zurück zu der Stelle, wo die drei Wagen am Straßenrand parkten.

Vom Friedhof her hörte man eilige Schritte näher kommen.

Lord und Akilina duckten sich am matschigen Straßenrand ins Unterholz.

Hängelid tauchte auf, eine Taschenlampe in der Hand. Im Dunkeln klirrten Schlüssel, dann wurde ein Kofferraum geöffnet. Lord zögerte keine Sekunde und stürmte aus dem Gebüsch. Hängelid, der sich über den Kofferraum gebeugt hatte, schien seine Schritte zu hören und richtete sich auf. Lord ließ das Metallkästchen auf seinen Schädel niederkrachen.

Hängelid sank zu Boden.

Lord sah auf ihn hinunter, stellte erleichtert fest, dass er das Bewusstsein verloren hatte, und warf dann einen Blick in den Kofferraum. Im Schein eines Lämpchens blickte er in die starren Augen des toten Josif Maks.

Was hatte Rasputin gesagt? *Zwölf müssen sterben, bevor die Suche vollendet ist.*

Heilige Mutter Gottes. Gerade waren zwei weitere Männer gestorben.

Akilina eilte zu ihm und erblickte die Leiche.

»Oh nein«, murmelte sie. »Alle beide?«

»Dafür haben wir keine Zeit. Steig schon ein.« Er reichte ihr die Schlüssel. »Aber pass auf, dass man die Tür nicht hört. Und lass den Motor erst an, wenn ich es dir sage.« Er reichte ihr das Kästchen und nahm das Gewehr.

Der Friedhof lag gut fünfzig Meter von der Straße entfernt, und der Weg war nass und matschig und im Dunkeln gewiss nicht leicht zu gehen. Cro-Magnon und Oleg durchkämmten im Moment vermutlich den Wald. Hän-

gelid hatten sie zurückgeschickt, um die zweite Leiche zu holen, da man sie wohl nirgendwo besser loswerden konnte als in einem offenen Grab. Lord hatte ihnen ja sogar zwei Schaufeln zurückgelassen. Es würde jedoch nicht mehr lange dauern, bis sie ihren Genossen vermissten.

Lord legte eine Kugel ein, zielte auf den rechten Hinterreifen des einen Fahrzeugs und drückte ab. Schnell lud er nach und zerschoss den Vorderreifen des anderen Autos. Dann rannte er zu seinem Wagen und sprang hinein.

»So. Los jetzt.«

Akilina drehte den Zündschlüssel und legte hastig den ersten Gang ein. Mit durchdrehenden Rädern setzte sie einmal vor und zurück, um auf der engen Straße zu wenden.

Dann trat sie voll aufs Gas, und sie schossen in die Dunkelheit davon.

Sie fanden die Schnellstraße und fuhren südwärts. Länger als eine Stunde schwiegen sie, und je mehr ihre Erregung nachließ, desto stärker wurde ihnen bewusst, dass gerade zwei Männer ums Leben gekommen waren.

Es fing wieder an zu regnen. Selbst der Himmel schien ihre Trauer zu teilen.

»Die ganze Sache ist einfach unglaublich«, sagte Lord, mehr zu sich als zu Akilina gewandt.

»Professor Paschkow hat offensichtlich Recht.«

Nicht gerade das, was Lord jetzt hören wollte. »Fahr an den Straßenrand. Halt hier an.«

Rundum nichts als dunkle Felder und dichter Wald. Seit Stunden hatten sie kein Haus mehr zu Gesicht be-

kommen; es waren ihnen nur drei Autos entgegengekommen.

Akilina hielt am Straßenrand an. »Wozu?«

Er griff nach dem Metallkästchen, das auf dem Rücksitz lag. »Wir schauen nach, ob es sich wenigstens gelohnt hat.« Und er stellte das verdreckte Kästchen auf seinen Schoß. Das Vorhängeschloss war von den Schlägen mit der Schaufel aufgebrochen, und der Boden hatte nach dem Hieb auf Hängelids Schädel eine leichte Delle. Lord schob den Bügel des kaputten Schlosses heraus, klappte den Deckel langsam hoch und leuchtete mit der Taschenlampe ins Innere.

Als Erstes sah er etwas Goldenes schimmern.

Lord holte einen Goldbarren heraus, der die Größe einer Tafel Schokolade hatte. Die dreißig Jahre unter der Erde hatten seinem Glanz keinen Abbruch getan. Oben war eine Zahl eingeprägt und die Initialen N und R, zwischen denen ein doppelköpfiger Adler zu sehen war. Das Siegel Nikolaus' II. Lord hatte es oft genug auf Fotos gesehen. Der Goldbarren war schwer, er wog gewiss zweieinhalb Kilo. Wenn er den Goldpreis richtig im Kopf hatte, dürfte der Barren derzeit um die dreißigtausend Dollar wert sein.

»Der stammt aus der Schatzkammer des Zaren.«

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß es.«

Auf dem Boden des Kästchens lag ein kleiner, halb zerfallener Stoffbeutel. Er befühlte ihn und kam zu dem Schluss, dass er aus Samt gewesen sein musste. Im schwachen Schein der Taschenlampe wirkte er dunkelblau oder

vielleicht auch violett. Er drückte etwas fester. Im Inneren des Beutels fühlte er zwei Gegenstände: etwas Hartes und dann noch etwas Kleineres. Er reichte Akilina die Taschenlampe und streifte den halb zerfallenen Stoff mit beiden Händen zurück.

Zum Vorschein kam eine Goldplatte mit eingraviertem Text und ein Messingschlüssel. Auf dem Schlüssel stand: C. M. B. 716. Der Text auf der Goldplatte war in kyrillischen Buchstaben geschrieben. Lord las ihn laut vor:

Der Goldbarren ist für Sie bestimmt. Möglicherweise brauchen Sie Geld, und Ihr Zar war sich seiner Pflicht bewusst. Auch diese Goldplatte sollten Sie einschmelzen und zu Geld machen. Verwenden Sie den Schlüssel für das nächste Portal. Sie sollten inzwischen wissen, wo es sich befindet. Andernfalls endet Ihr Weg hier, und so soll es sein. Danach kann nur noch die Höllenglocke den Weg weisen. Dem Raben und dem Adler viel Glück und Gottes Segen. Jedem unbefugten Dieb aber sei der Teufel ewiger Gefährte.

»Wir wissen doch gar nicht, wo sich das nächste Portal befindet«, sagte Akilina.

»Vielleicht doch.«

Sie sah ihn erstaunt an.

Noch immer hörte er die Worte, die Wassili Maks vor seinem Tod geschrien hatte.

Russenberg. Nichts anderes also als Russian Hill.

In Gedanken ging er all das durch, was er im Laufe der Jahre gelesen hatte. Während des russischen Bürgerkriegs von 1918 bis 1920 waren die Truppen der Weißen Armee

von Amerikanern, Briten und Japanern mit großen Summen unterstützt worden. Man schätzte die roten Bolschewiken als große Gefahr ein, und so wurden Gold, Munition und andere Güter über die Grenzstadt Wladiwostok an der Pazifikküste nach Russland eingeschleust. Maks hatte ihnen erzählt, dass die beiden Romanowkinder auf der Flucht vor der Roten Armee weit in den Osten gebracht worden waren. Bis nach Wladiwostok. Tausende russischer Flüchtlinge hatten denselben Weg eingeschlagen, manche auf der Flucht vor den Sowjets, manche in der Hoffnung auf einen Neuanfang, andere wiederum einfach aus Abenteuerlust. Die amerikanische Westküste wurde nicht nur zum Magneten für Flüchtlinge, sondern auch zum Zentrum der Finanzhilfen für die bedrängte Weiße Armee, die schließlich von Lenin und den Roten geschlagen wurde.

Noch immer hatte Lord Wassili Maks' Schrei in den Ohren.

North Beach lag im Osten, Nob Hill im Süden. Schöne alte Häuser, Cafés und ausgefallene Geschäfte überall auf dem Hügel. Ein Szeneviertel in einer schicken Stadt. Doch Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hatte man dort eine Gruppe russischer Pelzhändler bestattet. Damals hatten nur die Stämme der Miwok und Ohlone die felsige Küste und die Bergkette dahinter besiedelt; bis Weiße hier die Bevölkerungsmehrheit stellten, sollten noch Jahrzehnte vergehen. Der Legende von den Gräbern verdankte der Berg seinen Namen.

Russian Hill.

San Francisco, Kalifornien.

Amerika.

Dorthin also hatte man die beiden Romanows gebracht.

Er teilte seine Überlegungen Akilina mit. »Das erscheint mir absolut plausibel. Die Vereinigten Staaten sind groß. Kein Problem, dort zwei Halbwüchsige untertauchen zu lassen und ihre Identität geheim zu halten. Die Amerikaner wussten wenig über die russische Zarenfamilie, sie scherten sich einen Dreck um sie. Wenn Jusupow so schlau war, wie es allmählich den Anschein hat, hätte er gewiss auf diese Karte gesetzt.« Lord nahm den Schlüssel in die Hand und betrachtete die eingravierten Zeichen. C. M. B. 716. »Also, ich halte das hier für den Schlüssel eines Bankschließfachs in San Francisco. Wir müssen dort einfach nur herausfinden, um welches es sich handelt, und dann hoffen, dass es noch immer existiert.«

»Ist das denn möglich?«

Lord zuckte die Schultern. »In San Francisco gibt es ein altes Bankenviertel. Dort stehen die Chancen nicht schlecht. Selbst wenn die Bank nicht mehr existieren sollte, kann sie das Schließfach einem Nachfolgeinstitut übergeben haben. Das ist eine gängige Praxis.« Er hielt inne. »Wassili hatte angekündigt, dass er nach unserer Rückkehr vom Friedhof noch eine Information für uns hat. Ich wette, San Francisco ist der nächste Abschnitt unserer Reise.«

»Er sagte aber auch, er wisse nicht, wohin die Kinder gebracht worden seien.«

»Wir können nicht ausschließen, dass er nicht die

Wahrheit sagte. Einfach ein weiteres Hinhaltenmanöver, bis wir das Kästchen gefunden hatten. Jetzt besteht unsere Aufgabe darin, die Höllenglocke zu finden, was auch immer das sein mag.« Er nahm den Goldbarren in die Hand. »Damit können wir leider nichts anfangen. Den kriegen wir nie durch den Zoll. Heutzutage dürfte es nicht allzu viele Menschen geben, die russisches Zarengold mit sich herumtragen. Ich denke, du hast Recht, Akilina. Professor Paschkows Behauptungen stimmen. Jeder russische Bauer hätte etwas derart Kostbares schon längst eingeschmolzen, wenn es ihm in seiner ursprünglichen Form nicht noch wertvoller gewesen wäre. Kolja Maks hat seine Aufgabe offensichtlich ernst genommen. Wie auch Wassili und Josif. Beide sind dafür gestorben.«

Er starrte durch die Windschutzscheibe in die Dunkelheit. Eine plötzliche Woge der Entschlossenheit erfasste ihn. »Weißt du, wo wir uns befinden?«

Sie nickte. »Nahe der ukrainischen Grenze, fast schon außerhalb Russlands. Diese Schnellstraße führt nach Kiew.«

»Wie weit?«

»Vierhundert Kilometer. Allerhöchstens.«

Er erinnerte sich an die Papiere des Außenministeriums, die er vor seinem Aufbruch nach Moskau gelesen hatte und in denen über die fehlenden Grenzkontrollen zwischen Russland und der Ukraine berichtet wurde. Es hatte sich einfach als zu teuer erwiesen, alle Grenzstellen mit Zöllnern zu besetzen, und da in der Ukraine so viele Russen lebten, betrachtete man diese Ausgaben als überflüssig.

Er warf einen Blick durchs Rückfenster. Hinter ihnen lag die Begegnung mit Hängelid, Cro-Magnon und Felix Oleg gerade eine Stunde zurück. Vor ihnen war die Bahn frei.

»Fahren wir. Ich denke, wir können in Kiew einen Flug bekommen.«

30

Moskau

Montag, 18. Oktober

2.00 Uhr

Hayes studierte die Mienen der fünf Menschen, die sich in dem holzgetäfelten Raum versammelt hatten. Es war derselbe Raum, den sie seit sieben Wochen benutzten. Stalin, Lenin, Breschnew und Chruschtschow waren anwesend, ebenso wie der Priester, den Patriarch Adrian als seinen persönlichen Gesandten geschickt hatte. Dieser war ein kleiner Mann mit einem krausen, in seiner Struktur an Stahlwolle erinnernden Bart und wässrig entzündeten, grünen Augen. Der Gesandte war weitblickend genug gewesen, sich in Anzug und Krawatte zu kleiden, so dass ihm die Verbindung zur Kirche nicht anzusehen war. Er hatte wie von selbst den Spitznamen Rasputin erhalten, der dem Priester allerdings gar nicht gefiel.

Alle Männer waren aus tiefem Schlaf gerissen und gebeten worden, innerhalb einer Stunde zu erscheinen. Zu

viel stand auf dem Spiel, um bis zum nächsten Morgen zu warten. Hayes war froh, dass man Essen und Trinken hatte anrichten lassen. Es gab Platten mit Fischfilet und Salami, rote und schwarze Kaviarhäufchen auf hart gekochten Eiern, Kognak, Wodka und Kaffee.

In den letzten Minuten hatte Hayes erklärt, was am Vortag in Starodug vorgefallen war. Zwei tote Maks, aber keine Informationen. Beide hatten sich geweigert, etwas preiszugeben. Josif Maks hatte ihnen nur den Weg zu Wassili verraten, der sie seinerseits zum Grab geführt hatte. Ansonsten hatte er nichts gesagt, bis auf seinen Ruf an den Raben.

»Es war das Grab von Kolja Maks. Wassili Maks war sein Sohn«, erklärte Stalin. »Kolja gehörte zu Nikolaus' Zeit der Palastwache des Zaren an. Während der Revolution wechselte er die Seiten und war zur Zeit der Exekution der Zarenfamilie in Jekaterinburg stationiert. Auf der Liste des Exekutionskommandos taucht er nicht auf, aber angesichts der Lückenhaftigkeit der damaligen Aufzeichnungen hat das nichts zu bedeuten. Er wurde niemals zu einer Aussage aufgefordert. Im Grab trug er eine Uniform, die vermutlich aus seiner Zeit im Dienst des Zaren stammte.«

Breschnew beugte sich vor und richtete eine Frage an Hayes: »Ihr Mr. Lord suchte offensichtlich etwas in dem Grab. Und er hat es gefunden.«

Als die drei Männer mit der Nachricht von ihrem Misserfolg nach Starodug zurückgekehrt waren, waren Hayes und Stalin noch in der Nacht selbst zum Grab gefahren. Dort war jedoch nichts zu finden gewesen, und

man hatte die beiden Maks bei ihrem Vorfahren in der Erde zurückgelassen.

»Wassili Maks hat uns nur zum Grab geführt, um Lord die Botschaft zu übermitteln«, sagte Breschnew. »Einzig aus dem Grund war er zu diesem Gang bereit.«

»Wie kommen Sie denn darauf?«, fragte Lenin.

»Er war ein Mensch, der seine Pflicht offensichtlich ernst nahm. Wenn er das Grab preisgegeben hat, dann mit Sicherheit nur, weil er Lord noch etwas Wichtiges mitzuteilen hatte. Er wusste, dass sein Tod bevorstand, doch er wollte seine Aufgabe zuvor noch zu Ende bringen.« Allmählich ging ihm die Geduld mit seinen russischen Verbündeten aus. »Würden Sie mir jetzt bitte erklären, was hinter dieser ganzen Sache steht? Sie beauftragen mich, hier in Russland einen Mord nach dem anderen zu veranlassen, dabei weiß ich noch nicht einmal, warum. Hinter was sind Lord und die Frau her? Gibt es tatsächlich Romanows, die Jekaterinburg überlebten?«

»Ich schließe mich an«, erklärte Rasputin. »Ich möchte wissen, was hier los ist. Man sagte mir, die Frage des Zarennachfolgers sei unter Kontrolle. Es gäbe keine Probleme. Doch so wirkt die Sache derzeit ganz und gar nicht.«

Breschnew stellte sein Wodkaglas krachend auf einem kleinen Beistelltisch ab. »Seit Jahrzehnten gibt es Gerüchte, einige Angehörige der Zarenfamilie seien der Hinrichtung entgangen. Überall auf der Welt sind immer wieder Prinzessinnen und Zarewitschs aufgetaucht. 1920, nach dem Ende des Bürgerkriegs, wuchs in Lenin die Überzeugung, dass Mitglieder der Zarenfamilie überlebt hatten. Er brachte in Erfahrung, dass Felix Jussupow vermutlich mindestens

einen Romanow hatte untertauchen lassen. Doch er fand keine hundertprozentigen Beweise und erlag seiner Krankheit, bevor er der Sache auf den Grund gehen konnte.«

Hayes war noch immer skeptisch. »Jussupow hat Rasputin ermordet. Dafür hassten ihn Nikolaus und Alexandra. Warum um alles in der Welt sollte er sich so für die Zarenfamilie einsetzen?«

Chruschtschow antwortete: »Jussupow war ein recht ungewöhnlicher Charakter. Er litt unter plötzlichen Eingebungen. Den *Starez* tötete er aus einem Impuls heraus, denn er war überzeugt, die Zarenfamilie dadurch den Klauen eines Teufels zu entreißen. Interessanterweise bestand seine Bestrafung nur in der Verbannung auf eines seiner Güter in Zentralrussland. Dies rettete ihm das Leben, denn während der Februar- und der Oktoberrevolution, die die meisten Romanows und viele andere Adlige das Leben kostete, war er außer Gefahr.«

Hayes interessierte sich für die russische Geschichte, und während eines langen Fluges war ihm das Schicksal der Zarenfamilie einmal eine spannende Lektüre gewesen. Er rief sich in Erinnerung, dass Großfürst Michael, Nikolaus' jüngerer Bruder, sechs Tage vor Jekaterinburg erschossen worden war. Alexandras Schwester, Nikolaus' Vetter Serge und vier weitere Großfürsten waren alle am Tag danach ermordet und in einen Bergwerksschacht im Ural geworfen worden. In den darauf folgenden Monaten waren noch weitere Mitglieder des Königshauses gewaltsam gestorben; um 1919 war von der Romanow-Familie fast niemand mehr am Leben. Nur ganz wenige ihrer Mitglieder konnten in den Westen entkommen.

Chruschtschow fuhr fort: »Rasputin sagte voraus, dass im Falle seiner Ermordung durch Bojaren Blut an den Händen der Missetäter kleben werde. Falls er aber durch einen kaiserlichen Verwandten umkäme, werde kein Mitglied der Zarenfamilie die nächsten zwei Jahre überleben, und sie würden von der Hand des russischen Volkes sterben. Und im August 1918 wurde die Zarenfamilie ausgelöscht.«

Das beeindruckte Hayes nicht weiter: »Wir haben keine Beweise, dass es diese Prophezeiung wirklich gab.«

Breschnew sah ihm direkt in die Augen: »Inzwischen schon. Der eigenhändig von Alexandra geschriebene Brief, den Ihr Mr. Lord fand, bestätigt, dass Rasputin der Zarin diese Prophezeiung zwei Monate vor seinem Tod machte, im Oktober 1916. Der große Gründer dieses Staates« – Breschnews Sarkasmus war unüberhörbar –, »unser geliebter Lenin, hielt die Angelegenheit offensichtlich für sehr ernst. Und Stalin war so beunruhigt, dass er alle diesbezüglichen Unterlagen wegschließen und jeden ermorden ließ, der irgendetwas wusste.«

Erst in diesem Moment wurde Hayes die enorme Bedeutung von Lords Fund klar.

Lenin sagte: »Die provisorische Regierung bot Jussupow im März 1917 nach der Abdankung Nikolaus' und seines Bruders Michael den Thron an. Die Romanows waren am Ende. Daher dachte die Regierung, die Jussupows könnten nun die Zarenwürde übernehmen. Aufgrund des Mordes an Rasputin wurde ihm allgemein großer Respekt gezollt. Das Volk hielt ihn für seinen Retter. Doch er lehnte das Angebot ab. Nachdem die Sowjets die

Macht vollständig in Händen hielten, floh Jussupow aus Russland.«

»Jussupow war in jedem Fall ein Patriot«, merkte Chruschtschow an. »Hitler bot ihm an, Russland nach der Eroberung durch Deutschland als Gouverneur zu regieren, doch er lehnte ab. Die Kommunisten boten ihm mehrmals eine Stelle als Museumskurator an, was er ebenfalls immer ablehnte. Er liebte Mütterchen Russland und verstand offensichtlich erst viel zu spät, dass die Ermordung Rasputins ein Fehler war. Unmöglich konnte die Auslöschung der Zarenfamilie in seiner Absicht gelegen haben. Vermutlich hatte er enorme Schuldgefühle und schmiedete deswegen diesen Plan.«

»Woher wollen Sie das wissen?«, fragte Hayes.

Stalin lächelte. »Seit dem Niedergang des Kommunismus haben die Archive ihre Geheimnisse preisgegeben. Es ist wie mit einer Babuschka-Puppe – unter jeder Schicht kommt eine neue hervor. Niemand von uns wollte, dass dies geschieht, aber wir glaubten, dass die Zeit der Enthüllung jetzt gekommen sei.«

»Sie vermuteten schon die ganze Zeit, dass ein Romanow überlebt hat?«

»Wir vermuteten gar nichts«, erwiderte Breschnew, »fürchteten aber, dass etwas, was vor Jahrzehnten eingefädelt wurde, vielleicht jetzt, mit dem Neubeginn der Zarenherrschaft, ans Licht kommen könnte. Anscheinend hatten wir Recht. Dass Ihr Mr. Lord nun in die Sache verwickelt ist, war nicht beabsichtigt, doch vielleicht ist diese Entwicklung von Vorteil.«

»In unseren Archiven gibt es massenhaft Berichte von

Leuten, die an den Hinrichtungen von Jekaterinburg beteiligt waren«, fügte Stalin hinzu. »Aber Jussupow ging raffiniert vor. Er weihte nur wenige unverzichtbare Mitwisser in seinen Plan ein. Lenins und Stalins Geheimpolizei brachten nur unwichtige Kleinigkeiten in Erfahrung. Eine Bestätigung hat es nie gegeben, bis heute.«

Hayes trank seinen Kaffee und fragte dann: »Soweit ich weiß, führte Jussupow nach seiner Flucht aus Russland ein sehr bescheidenes Leben.«

»Er war dem Beispiel des Zaren gefolgt und hatte den größten Teil seiner Auslandsinvestitionen beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs nach Russland zurückgeführt«, erklärte Breschnew. »Was bedeutete, dass sein ganzes Vermögen hier war. Die Bolschewiken enteigneten alles, was er in Russland besaß, darunter auch die von den Jussupows gesammelten Kunstgegenstände und den Familienschmuck. Aber Väterchen Felix war gewiefter, als es den Anschein hatte. Er besaß noch Gelder in Europa, insbesondere in der Schweiz und in Frankreich. Trotz des bescheidenen Lebensstils, den er zur Schau stellte, verfügte er immer über Vermögen. Einige Dokumente weisen darauf hin, dass er in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts mit amerikanischen Eisenbahnaktien handelte, diese aber noch vor der Depression in Gold tauschte. Die Sowjets suchten nach einem Tresor, in dem er sein Gold versteckt hatte, fanden aber nichts.«

Nun ergriff Lenin das Wort: »Vielleicht hat er auch Auslandsgelder des Zaren verwaltet, die den Bolschewiken entgangen sind. Es gibt die Vermutung, dass Nikolaus II. heimlich Millionen von Rubel in ausländische

Banken schaffte, und bis zu seinem Tod in den späten Sechzigerjahren unternahm Jussupow immer wieder Reisen in die Vereinigten Staaten.«

Hayes war erschöpft, doch in seinen Adern kreiste Adrenalin. »Und was machen wir jetzt?«

»Wir müssen Miles Lord und die Frau finden«, antwortete Chruschtschow. »Ich habe eine Warnung an alle Grenzposten ausgegeben, doch vermutlich ist es schon zu spät. An der ukrainischen Grenze, die für die beiden am nächsten lag, unterhalten wir keine Zollposten mehr. Mr. Hayes, Sie haben die Möglichkeit, jederzeit an jeden beliebigen Ort zu reisen. Sie müssen sich bereit halten. Höchstwahrscheinlich wird Lord Sie kontaktieren. Er hat keinen Grund, Ihnen zu misstrauen. Wenn er sich bei Ihnen meldet, müssen Sie sofort handeln. Ich gehe davon aus, dass Sie den Ernst der Lage verstehen.«

»O ja«, antwortete Hayes. »Ich habe durchaus verstanden.«

31

Atlanta, Georgia

7.15 Uhr

Akilina sah zu, wie Lord die Tür zu seiner Wohnung aufschloss, und folgte ihm nach drinnen.

Samstag hatten sie im Flughafen von Kiew übernachtet und am Sonntagmorgen einen Linienflug der Aeroflot

nach Frankfurt erwischt. Für den Nachmittag und frühen Abend waren schon alle Flüge ausgebucht gewesen, und so hatten sie im Flughafen bis spät in die Nacht auf einen Direktflug der Delta Airlines nach Atlanta gewartet, wo noch zwei Plätze in der Economy-Class frei waren, die Lord mit dem von Semjon Paschkow erhaltenen Geld bezahlte.

Obwohl sie es keineswegs für sicher hielten, hatten sie den Goldbarren am Flughafen Kiew in einem Schließfach zurückgelassen, auch Akilina hatte eingesehen, dass es unmöglich war, den Barren durch den Zoll zu bringen.

Beide hatten im Flugzeug geschlafen, doch die Zeitverschiebung machte ihnen zu schaffen und ihre innere Uhr ging immer noch nach. Im Flughafen von Atlanta reservierte Lord zwei Plätze für einen Nachmittagsflug nach San Francisco. Da sie dringend eine Dusche und frische Kleidung brauchten, fuhren sie mit dem Taxi die zwanzig Minuten bis zu Lords Wohnung.

Akilina war beeindruckt, denn Lords Wohnung war noch schöner als die Semjon Paschkows, aber wie sie dann überlegte, für einen Amerikaner vermutlich Standard. Die Teppiche waren weich und sauber, die Möblierung kam ihr elegant und teuer vor. Es war kühl in den Räumen, bis Lord einen Thermostat verstellte und die Zentralheizung ansprang. Was für ein Luxus! Es war Welten entfernt von den Heizlüftern in ihrer Moskauer Wohnung, die entweder auf voller Stufe liefen oder überhaupt nicht. Ihr fiel auf, wie gepflegt die ganze Wohnung war, doch es überraschte sie nicht. Von Anfang an war Miles Lord ihr wie ein sehr ordentlicher Mensch vorgekommen.

»Im Gästebad sind Handtücher. Nehmen Sie sich einfach welche«, forderte Lord sie auf Russisch auf. »Und in dem Zimmer da drüben können Sie sich umziehen.«

Akilinas Englisch war nicht schlecht, ihr Wortschatz jedoch begrenzt. Am Flughafen hatte sie Verständigungsprobleme gehabt, insbesondere als der Zollbeamte ihr Fragen stellte. Zum Glück hatte ihr Artistinnenvisum ihr eine problemlose Einreise ermöglicht.

»Mein Schlafzimmer hat ein eigenes Bad. Bis gleich also.«

Sie nahm sich Zeit und ließ das warme Wasser besänftigend über ihre müden Muskeln streicheln. Nach ihrem Zeitempfinden war es noch immer mitten in der Nacht. In ihrem Schlafzimmer fand sie einen Bademantel auf dem Bett und hüllte sich darin ein. Lord hatte erklärt, dass sie eine Stunde hatten, bis sie wieder zum Flughafen mussten und einen Flug Richtung Westen nahmen. Sie rubbelte sich das Haar trocken und ließ die wirren Locken lose über ihre Schultern herabfallen. Da im hinteren Schlafzimmer noch Wasser lief, ging sie davon aus, dass Lord noch unter der Dusche stand.

Sie schlenderte ins Arbeitszimmer und betrachtete die Fotos, die an der Wand hingen und auf zwei Holztischen standen. Miles Lord stammte offensichtlich aus einer großen Familie. Es gab mehrere Aufnahmen, die ihn in verschiedenen Lebensabschnitten mit immer denselben jüngeren Männern und Frauen zeigten. Er war augenscheinlich der Älteste; auf einem Foto der ganzen Familie stand er als junger Erwachsener zwischen vier Brüdern und Schwestern, die ihm in geringem Altersabstand folgten.

Einige Schnappschüsse zeigten ihn in einer Sportaus-

rüstung; das Gesicht war von einem Helm mit Gesichtsschutz verdeckt, und seine breit gepolsterten Schultern steckten in einem nummerierten Trikot. Etwas abseits stand ein Bild seines Vaters. Es zeigte einen Mann um die vierzig mit ernsten, tiefbraunen Augen und kurz geschnittenem, schwarzem Haar, das zu seinem dunklen Teint passte. Seine Stirn glänzte von Schweiß, und er stand mit geöffnetem Mund und glänzenden, elfenbeinfarbenen Zähnen hinter einem Rednerpult, den Zeigefinger zum Himmel erhoben. Er trug einen Anzug, der maßgeschneidert wirkte, und an seinem ausgestreckten Arm glitzerten goldene Manschettenknöpfe. In der rechten unteren Ecke stand etwas in schwarzem Filzstift geschrieben. Sie nahm den Rahmen in die Hand und versuchte, es zu entziffern, doch hatte sie einige Mühe mit dem lateinischen Alphabet.

»Dort steht: *Sohn, schließe dich mir an*«, sagte Lord auf Russisch.

Sie drehte sich um.

Lord stand in der offenen Zimmertür, barfuß und in einen kastanienbraunen Morgenmantel gehüllt. In seinem Halsausschnitt sah sie die muskulöse, dunkle Brust, die von gekräuselten, graubraunen Haaren bedeckt war.

»Mit dem Bild versuchte er, mich dazu zu bringen, Geistlicher in seiner Kirche zu werden.«

»Und warum haben Sie das nicht gemacht?«

Er trat näher, und sie roch den Duft von Seife und Shampoo. Ihr fiel auf, dass er sich rasiert hatte, die zwei Tage alten Stoppeln um Kinn und Wangen waren verschwunden. Weder das Alter noch irgendwelche Schick-

salsschläge hatten Spuren auf seiner schokoladenbraunen Haut hinterlassen, während in ihrem Heimatland die Menschen häufig verbraucht aussahen.

»Mein Vater hat meine Mutter betrogen und uns ohne Geld sitzen lassen. Ich hatte keinerlei Bedürfnis, in seine Fußstapfen zu treten.«

Akilina erinnerte sich, wie verbittert Lord am vergangenen Freitagabend bei Semjon Paschkow geklungen hatte. »Und Ihre Mutter?«

»Sie hat ihn geliebt. Und liebt ihn immer noch. Sie will kein schlechtes Wort über ihn hören. Seine Anhänger waren genauso. Für sie war Grover Lord ein Heiliger.«

»Keiner wusste von seinen Eskapaden?«

»Keiner wollte es glauben. Mein Vater hätte dann einfach nur ›Diskriminierung‹ geschrien und vom Rednerpult herabgepoltert, wie schwer man einem erfolgreichen Schwarzen das Leben mache.«

»In der Schule haben wir über amerikanische Rassenurteile gelernt. Dass Schwarze in der weißen Gesellschaft keine Chance hätten. Stimmt das?«

»So war es, und mancher behauptet, das habe sich nicht verändert. Aber ich bin anderer Meinung. Dieses Land ist weit davon entfernt, vollkommen zu sein. Aber es ist ein Land der Möglichkeiten, wenn man seine Chancen nutzt.«

»Haben Sie das getan, Miles Lord?«

Er lächelte. »Warum machen Sie das?«

Sie sah ihn verwundert an.

»Dass Sie Vor- und Nachnamen verwenden.«

»Einfach eine Gewohnheit. Ich wollte Sie nicht kränken.«

»Nennen Sie mich Miles. Und um Ihre Frage zu be-

antworten, ja, ich sehe mich gerne als einen, der jede Chance genutzt hat. Ich habe intensiv studiert, und jeden meiner Erfolge habe ich mir hart erarbeitet.«

32

Moskau, 16.20 Uhr

Hayes betrachtete Stefan Baklanow. Der Thronanwärter saß an einem Tisch mit seidnem Tischtuch den siebzehn Mitgliedern der Zarenkommission gegenüber. Der Große Saal im Facettenpalast war randvoll mit Zuschauern und Presseleuten, und in der Luft hingen Schwaden von blauem Qualm, da die Kommissionsmitglieder ständig rauchten.

Baklanow trug einen dunklen Anzug und ließ sich durch die ausführliche Befragung nicht aus der Fassung bringen. Dies war sein letztes Erscheinen vor der Kommission, bevor am nächsten Vormittag über die drei Endkandidaten abgestimmt wurde. Neun Namen waren ins Rennen geschickt worden, von denen man dreien von vornherein keine Chance eingeräumt hatte. Zwei waren fragwürdig, vier galten jedoch unter Berücksichtigung der Blutsverwandtschaft und der Bestimmungen des Thronfolgegesetzes von 1797 als ernst zu nehmende Konkurrenten. Die Anfangsdebatte hatte sich auf die Heiratspraxis seit 1918 und die Verdünnung von Blutlinien konzentriert, die früher stark gewesen sein mochten. Jedem der neun Kandidaten hatte man ausreichend Zeit eingeräumt,

vor der Kommission seine Sache zu vertreten und Fragen zu beantworten. Hayes hatte dafür gesorgt, dass Baklanow als Letzter vor der Kommission erschien.

»Ich denke oft an meinen Ahnherrn«, sagte Baklanow mit tiefer, aber kräftiger Stimme ins Mikrofon. »In diesem Saal des Facettenpalasts kamen die Bojaren im Januar 1613 zusammen, um einen neuen Zaren zu wählen. Nach einem guten Jahrzehnt ohne Regenten war das Land von Kämpfen zerrissen. Die Gruppe, die damals zusammentrat, stellte konkrete Bedingungen auf, genau wie Sie, meine Herren. Nach langen Diskussionen und vielen verworfenen Vorschlägen wählte man einstimmig einen sechzehnjährigen Edelmann – Michael Romanow. Interessant dabei ist, dass man ihn im Ipatiew-Kloster fand, wo also die Herrschaft der Romanows begann, und dass es – dreihundert Jahre später – ein anderes Ipatiew-Haus war, das ›Haus für Sonderzwecke‹, wo die Herrschaft der Romanows endete.« Baklanow hielt inne. »Zumindest zeitweilig.«

»Aber wurde Michael nicht nur deshalb ausgewählt«, fragte eines der Kommissionsmitglieder, »weil er einverstanden war, sich vor jeder Entscheidung mit den Bojaren zu beraten? So gab er der Duma der Bojaren wesentliche Züge einer Nationalversammlung. Haben Sie ebenfalls diese Absicht?«

Baklanow rutschte auf seinem Stuhl herum, doch sein Gesicht blieb freundlich und offen. »Das war nicht der einzige Grund für die Wahl meines Vorfahren. Vor der Stimmabgabe machte man ein Meinungsbild und stellte fest, dass Michael Romanow allgemeine öffentliche Unterstützung genoss. So ist es auch hier, wert es Mitglied

der Kommission. Alle Meinungsumfragen weisen darauf hin, dass das Volk meine Einsetzung befürwortet. Aber, um nochmals direkt auf Ihre Frage einzugehen, Michael Romanow lebte in einer anderen Zeit.

Inzwischen hat Russland es mit der Demokratie versucht, und Tag für Tag haben wir die Ergebnisse vor Augen. Wir sind als Nation nicht daran gewöhnt, unserer Regierung zu misstrauen. Demokratie bedeutet eine ständige Herausforderung, und darauf hat unsere Geschichte uns nicht vorbereitet. Hier erwartet das Volk, dass die Regierung sich mit dem Leben eines jeden Einzelnen befasst. Im Westen predigt man das Gegenteil.

Seit dem Jahr 1917 hat dieses Land keine Größe mehr gesehen. Wir hatten einmal das größte Reich der Welt, doch inzwischen kann es ohne die Großzügigkeit fremder Nationen nicht mehr überleben. Das widert mich an. Beinahe achtzig Jahre haben wir damit verbracht, Bomben zu bauen und unser Militär aufzurüsten, während unsere Nation zerfiel. Nun ist es Zeit für eine Umorientierung.«

Hayes wusste, dass Baklanow eine Show für die Kameras abzog. Die Sitzungen der Kommission wurden sowohl in Russland als auch weltweit live übertragen; CNN, CNBC, die BBC und Fox waren vor Ort und sendeten für westliche Kanäle. Baklanow hatte äußerst geschickt geantwortet. Er war der eigentlichen Frage ausgewichen und hatte gleichzeitig die Gelegenheit genutzt, global gesehen zu punkten. Dieser Mann hatte vielleicht keine Ahnung vom Regieren, witterte aber jede Schwäche und wusste sie zu nutzen.

Ein weiteres Kommissionsmitglied fragte: »Wenn ich mein Geschichtsbuch richtig im Kopf habe, war Michaels Vater Filaret während des größten Teils der Regierungszeit seines Sohnes der eigentliche Herrscher. Michael war kaum mehr als eine Marionette. Muss die Nation bei Ihnen dasselbe befürchten? Werden andere Ihre Entscheidungen kontrollieren?«

Baklanow schüttelte den Kopf. »Ich versichere Ihnen, dass ich niemanden brauche, der für mich die Entscheidungen fällt. Was nicht heißt, dass ich den Rat und die Weisheit meines Staatsrates nicht nutzen werde. Mir ist vollständig bewusst, dass ein Autokrat sowohl die Unterstützung seiner Regierungsmannschaft als auch die seines Volkes benötigt, wenn er Herrscher bleiben möchte.«

Eine weitere ausgezeichnete Antwort, dachte Hayes.

»Und wie steht es mit Ihren Söhnen? Sind sie auf die verantwortungsvolle Aufgabe vorbereitet?«, fragte dasselbe Kommissionsmitglied weiter.

Der Mann machte Druck. Er war einer der verbliebenen drei, die sich noch nicht endgültig hatten kaufen lassen, da die Verhandlungen um den Preis für ihre Stimme noch nicht abgeschlossen waren. Man hatte Hayes jedoch vor ein paar Stunden versichert, dass bis zum nächsten Tag die Einstimmigkeit garantiert zu erreichen war.

»Meine Söhne stehen bereit. Mein Ältester ist sich seiner Verantwortung bewusst und willens, Zarewitsch zu werden. Dafür habe ich ihn von Geburt an erzogen.«

»Sie gingen davon aus, dass der Thron restauriert wird?«

»Mein Herz hat mir immer gesagt, dass das russische

Volk sich eines Tages die Rückkehr des Zaren wünschen würde. Er wurde dem Volk gewaltsam entrissen, sein Thron geraubt. Eine böse Tat kann nichts Ehrenvolles hervorbringen, denn niemals kommt Gutes aus Bösem. Diese Nation ist auf der Suche nach dem Gestern, und wir können nur hoffen und beten, dass wir aus unseren Misserfolgen lernen. Keiner von uns ist nur für sich selbst geboren. Das gilt besonders für jemanden, der mit einer kaiserlichen Abstammung gesegnet ist. Der Thron dieser Nation gehört den Romanows, und ich bin der nächste noch lebende männliche Verwandte Nikolaus' II. Aus dieser großen Ehre erwächst nicht zuletzt auch eine große Bürde. Doch ich bin bereit, sie für mein Volk zu tragen.«

Baklanow trank einen Schluck Wasser. Kein Kommissionsmitglied unterbrach das feierliche Schweigen. Baklanow stellte das Glas ab und ergriff erneut das Wort: »Michael Romanow ließ sich 1613 nur widerstrebend zum Zaren wählen, doch ich mache kein Geheimnis aus meinem Wunsch, dieses Land zu regieren. Russland ist mein Mutterland. Ich glaube, dass alle Nationen ein Geschlecht besitzen, und Russlands Geschlecht ist zweifellos weiblich. Ebendiese starke Weiblichkeit bedingt unsere Fruchtbarkeit. Am besten hat das einer von Fabergés Biografen ausgedrückt, auch wenn es ein Engländer war: *Man gebe Mütterchen Russland den Anfang, das Samenkorn, und auf ihre ganz eigene Weise zieht sie diesen Samen groß und erreicht damit erstaunliche Ergebnisse.* Es ist mein Schicksal, diese Ernte heranreifen zu sehen. Jedes Samenkorn kennt seine Zeit. Ich kenne die meine. Man kann das Volk zur Angst zwingen, aber nicht zur Liebe. Das verstehe ich. Ich

möchte nicht, dass Russland mich fürchtet. Ich habe weder Großmachtgelüste, noch bin ich auf Weltherrschaft aus. Unsere Größe soll in den nächsten Jahren darin liegen, unserem Volk ein Leben in Wohlstand und Gesundheit zu ermöglichen. Es spielt keine Rolle, dass wir die Welt mehrere tausendmal vernichten können. Für uns soll es darauf ankommen, unser Volk zu ernähren, seine Krankheiten zu heilen, seinen Lebensstandard zu verbessern und für einen Wohlstand zu sorgen, der Generationen währt.«

In diesen Worten schwang eine Emotionalität mit, die sich sowohl akustisch als auch optisch perfekt übertrug. Hayes war noch stärker beeindruckt.

»Ich behaupte nicht, dass Nikolaus II. fehlerlos war. Er war ein eigensinniger Autokrat, der den Sinn seiner Stellung aus den Augen verloren hatte. Wir wissen inzwischen, dass sein Urteilsvermögen durch die Überzeugungen seiner Frau getrübt war und dass die Tragödie seines Sohnes beide verletzlich machte. Alexandra war in vieler Hinsicht eine gesegnete Frau, aber sie war auch töricht. Sie ließ sich von Rasputin beeinflussen, einem Mann, der ansonsten nahezu einhellig als reiner Opportunist verachtet wurde. Die Geschichte ist eine gute Lehrmeisterin, und deshalb sage ich Ihnen: Ich werde diese Fehler nicht wiederholen. Unsere Nation kann sich keine schwache Führung leisten. Unsere Straßen müssen sicher werden, und die Rechtsprechung und die Regierung müssen auf die Wahrheit und das Vertrauen des Volkes bauen. Nur so kann dieses Land vorankommen.«

»Das klingt so, als hätten Sie sich bereits selbst zum Zar

gewählt«, bemerkte das Kommissionsmitglied, das zuvor schon die kritischen Fragen gestellt hatte.

»Meine Geburt hat diese Entscheidung getroffen. Ich habe in dieser Angelegenheit kein Mitspracherecht. Der russische Thron gehört den Romanows. Das ist eine unbestreitbare Tatsache.«

»Aber hat Nikolaus nicht im eigenen Namen und im Namen seines Sohnes Alexej abgedankt?«

»Er selbst gewiss. Doch ich bezweifle, dass er auch im Namen seines Sohnes Alexej abdanken konnte, und hier dürfte die Jurisprudenz mir Recht geben. Als Nikolaus im März 1917 auf den Thron verzichtete, wurde sein Sohn automatisch Alexej II. Sein Vater hatte nicht das Recht, seinem Sohn den Thron wegzunehmen. Der Thron gehört jenen Romanows, die aus derselben Blutlinie wie Nikolaus II. stammen, und ich bin sein nächster lebender männlicher Verwandter.«

Hayes war von Baklanows Darstellung sehr angetan. Der Mann wusste genau, was zu sagen war und wann. Dabei formulierte er seine Ankündigungen so geschickt, dass niemand sich gekränkt fühlen konnte.

Stefan I. würde einen ausgezeichneten Zaren abgeben.

Vorausgesetzt, er befolgte Befehle ebenso gut, wie er sie erteilen wollte.

13.10 Uhr

Lord warf einen Blick auf Akilina. Sie saßen auf der linken Seite einer United Airlines L1011, dreizehntausend Meter über der Wüste Arizonas. Um fünf nach zwölf hatte ihr Flugzeug abgehoben, und nach fünf Stunden Flug und einer dreistündigen Zeitverschiebung würden sie kurz nach 14 Uhr in San Francisco landen. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatte Lord die Erde zu drei Vierteln umrundet, doch er war froh, wieder auf – oder genauer gesagt über – amerikanischem Boden zu sein, selbst wenn er nicht recht wusste, wie sie in Kalifornien vorgehen sollten.

»Sind Sie immer so rastlos?«, fragte Akilina auf Russisch.

»Normalerweise nicht. Aber derzeit ist nichts normal.«

»Ich möchte Ihnen etwas erzählen.«

In ihrer Stimme schwang eine gewisse Schärfe mit.

»Ich war vorhin nicht ganz ehrlich zu Ihnen ... vorhin in Ihrer Wohnung.«

Er war verblüfft.

»Sie fragten, ob es jemand Besonderen in meinem Leben gäbe, und ich verneinte. Doch tatsächlich gab es einmal jemanden.«

In ihr Gesicht trat ein angespannter Zug, und er fühlte sich zu einer beschwichtigenden Bemerkung veranlasst:

»Sie sind mir keine Erklärungen schuldig.«

»Ich möchte aber darüber reden.«

Er lehnte sich in seinem Sitz zurück.

»Er hieß Tusja. Ich lernte ihn in der Artistenschule kennen, auf die ich nach der Mittelschule ging. Keiner dachte je daran, dass ich ein Studium beginnen könnte. Mein Vater war Artist, und man erwartete von mir, dass ich in seine Fußstapfen trat. Tusja war Akrobat. Er war gut, aber nicht gut genug. Nach der Schule wurde er nicht zur Artistenlaufbahn zugelassen. Aber trotzdem wollte er, dass wir heiraten.«

»Was kam dazwischen?«

»Tusjas Familie lebte im Norden, nahe der sibirischen Ebene. Da er kein Moskauer war, wären wir gezwungen gewesen, bei meinen Eltern zu wohnen, bis wir uns eine eigene Wohnungserlaubnis verschaffen konnten. Das bedeutete, dass wir ihre Einwilligung brauchten, damit wir heiraten und zusammen in Moskau wohnen konnten. Meine Mutter lehnte ab.«

Er war überrascht. »Warum denn?«

»Damals war sie schon völlig verbittert. Mein Vater war noch im Arbeitslager. Sie grollte ihm deswegen, aber mehr noch, weil er Russland verlassen wollte. Sie sah das Glück in meinen Augen und zerstörte es, um ihren eigenen Schmerz zu lindern.«

»Warum seid ihr nicht einfach an einen anderen Ort gezogen?«, fragte er.

»Damit war Tusja nicht einverstanden. Er wollte Moskauer sein. Das wollte damals jeder, der nicht in Moskau wohnte. Er ging zur Armee, ohne vorher mit mir darüber zu reden. Er hatte ja nur diese Möglichkeit, wenn er nicht

in irgendeiner Fabrik malochen wollte. Er erklärte mir, sobald er sich das Recht erworben habe, am Ort seiner Wahl zu leben, werde er zurückkommen.«

»Und wie ging es weiter mit ihm?«

Sie zögerte und sagte dann: »Er ist in Tschetschenien gefallen. Völlig sinnlos, denn am Ende war alles genauso wie am Anfang. Ich habe das meiner Mutter nie verzeihen.«

Er hörte die Bitterkeit in ihrer Stimme. »Haben Sie ihn geliebt?«

»Sosehr, wie ein junges Mädchen eben lieben kann. Aber was ist Liebe? Für mich war es eine kurze Zeit der Erholung von der Wirklichkeit. Sie haben mich einmal gefragt, ob ich mir von einer Zarenherrschaft eine Verbesserung erhoffe. Doch wie könnte es denn überhaupt schlimmer werden?«

Er widersprach ihr nicht.

»Sie und ich, wir sind verschieden«, sagte sie.

Er verstand sie nicht.

»Mein Vater und ich, wir sind uns in vieler Hinsicht ähnlich. Uns beiden hat das harte Mutterland Liebe versagt. Sie andererseits hassen Ihren Vater, wussten aber die Chancen zu nutzen, die Ihr Heimatland Ihnen bietet. Das Leben bringt wirklich die interessantesten Extreme hervor.«

Ja, da hatte sie Recht, dachte er.

Der San Francisco International Airport war von Menschen überfüllt. Akilina und Lord hatten nur Handgepäck dabei, jene Schultertaschen, die Semjon Paschkow ihnen gegeben hatte. Falls Lord in den nächsten Tagen nichts he-

rausbekam, würde er nach Atlanta zurückkehren und Taylor Hayes anrufen – dann mochte Paschkow und Rasputin seinetwegen der Teufel holen. Vor dem Aufbruch aus Georgia hätte er fast noch im Büro angerufen, entschloss sich dann aber doch dagegen. Er wollte sich so lange wie möglich an Paschkows Wünsche halten, da er inzwischen zumindest teilweise an diese Prophezeiung glaubte, die er früher für kompletten Unsinn gehalten hatte.

Sie gingen an der Gepäckausgabe vorbei, wo die Fluggäste sich drängten, und schlugen den Weg nach draußen ein. Hinter einer Glaswand leuchtete der sonnige Westküstennachmittag herein.

»Und jetzt?«, fragte Akilina auf Russisch.

Er antwortete nicht. Vielmehr hatte er die Augen auf die gegenüberliegende Wand der überfüllten Ankunfthalle gerichtet.

»Kommen Sie«, sagte er, ergriff Akilinas Hand und führte sie durch die Menschenmenge.

Hinter einem Gepäckausgabeband der American Airlines hing an der hell erleuchteten Wand eines jener zahllosen Plakate, die überall die Wände des Terminals bedeckten. Farbenfroh warben sie für alles und jedes, von Eigentumswohnungen im Wohnpark bis zu Sonderrabatten für Fernsprechgebühren. Er starrte die Aufschrift über dem Foto eines tempelähnlichen Bauwerks an:

CREDIT & MERCANTILE BANK OF SAN FRANCISCO
GEGRÜNDET 1884

Ein Finanzdienstleister mit Tradition

»Was steht da?«, fragte Akilina auf Russisch.

Er erklärte es ihr, fand den Schlüssel in seiner Hosentasche und sah noch einmal auf das in die Messingoberfläche eingeritzte Akronym:

C. M. B.

»Ich glaube, dass unser Schlüssel zu einem Safe der Credit and Mercantile Bank gehört. Die existierte auch schon in der Regierungszeit Nikolaus' II.«

»Wie können Sie sich da so sicher sein?«

»Bin ich gar nicht.«

»Wie kommen wir an das Schließfach?«

»Gute Frage. Wir brauchen eine überzeugende Story. Ich bezweifle sehr, dass die Bank uns einfach mit einem uralten Schlüssel da hineinmarschieren lässt und den Safe für uns aufsperrt. Man wird uns Fragen stellen.« Jetzt erwachte der gewiefte Rechtsanwalt in ihm. »Aber ich glaube, mir fällt da etwas ein.«

Die Taxifahrt vom Flughafen ins Stadtzentrum dauerte eine halbe Stunde. Er hatte ein Marriott-Hotel in einer Nachbarstraße des Bankenviertels gewählt. Das riesige, mit Spiegelglas verkleidete Gebäude sah aus wie eine Jukebox. Dieses Hotel hatte er nicht nur ausgewählt, weil es günstig lag, sondern auch wegen der guten bürotechnischen Ausstattung für Geschäftsreisende.

Nachdem sie die Reisetaschen in ihrem Zimmer abgestellt hatten, führte Lord Akilina nach unten. Auf einem der PCs tippte er eine gerichtliche Verfügung mit dem Briefkopf NACHLASSGERICHT DES BEZIRKS FULTON COUNTY. Während seines letzten Studienjahres

hatte er in der Nachlassabteilung eines Unternehmens gearbeitet und war mit gerichtlichen Nachlassprotokollen vertraut – der amtlichen Verfügung eines Nachlassgerichts, die eine Einzelperson ermächtigte, im Namen eines Verstorbenen zu handeln. Mehrfach hatte er selbst solche Verfügungen veranlasst, doch sicherheitshalber recherchierte er noch einmal im Internet. Dort wimmelte es nur so von Adressen, die im juristischen Bereich alles von aktuellen Präzedenzfallsammlungen bis zu Dokumentenvorlagen anboten, anhand derer sich formvollendete Schreiben für die ausgefallensten Zwecke erstellen ließen. Er selbst benutzte normalerweise die Website der Emory University Atlanta. Dort fand er die amtlichen Wendungen für die Fälschung der Nachlassverfügung.

Als der Drucker das gewünschte Schreiben ausgespuckt hatte, zeigte er es Akilina. »Sie sind die Tochter einer Zaneta Lubmilla. Ihre Mutter ist kürzlich verstorben und hat Ihnen diesen Schlüssel ihres Banksafes hinterlassen. Das Nachlassgericht von Fulton County, Georgia, hat Sie zur Bevollmächtigten ernannt, und ich bin Ihr Anwalt. Da Sie kaum Englisch sprechen, soll ich hier alles für Sie regeln. Als Bevollmächtigte müssen Sie ein Verzeichnis der Hinterlassenschaft Ihrer Mutter erstellen, einschließlich dessen, was sich in diesem Banksafe befindet.«

Sie lächelte. »Genau wie in Russland. Gefälschte Dokumente. Nur so erreicht man etwas.«

Die Credit & Mercantile Bank befand sich nicht – wie das Werbeplakat es erwarten ließ – in einem neoklassizistischen Granitgebäude, sondern in einem der modernen

Stahl-und-Glas-Bauten des Bankenviertels. Lord kannte die Namen der benachbarten Wolkenkratzer: das Embarcadero Center, das Russ Building und der unverwechselbare Transamerica Tower. Die Geschichte des Viertels war Lord vertraut. Die zahlreichen ansässigen Banken und Versicherungsgesellschaften hatten ihm den Namen *Wall Street der Westküste* eingebracht. Doch auch Ölgesellschaften, Telekommunikationsriesen, Baufirmen und Bekleidungskonzerne waren hier in großer Zahl vertreten. Seine Entstehung verdankte dieses Viertel dem kalifornischen Gold, und das Silber Nevadas hatte ihm dann seinen Platz in der amerikanischen Finanzwelt gesichert.

Das Interieur der Credit & Mercantile Bank war eine moderne Kombination aus Schichtholz, Terrazzo und Glas. Die Banksafes lagen im zweiten Stock, und dort warteten drei Angestellte mit sehr blondem Haar an der Rezeption. Er zeigte ihnen den Schlüssel, die gefälschten Dokumente und seine Anwaltszulassung des US-Staates Georgia. Er lächelte freundlich und hoffte, sie würden nicht viele Fragen stellen. Doch der neugierige Blick der Angestellten, die sich seiner annahm, war alles andere als ermutigend.

»Wir haben keinen Safe mit dieser Nummer«, erklärte sie kühl.

Er zeigte auf den Schlüssel in ihrer Hand. »C. M. B. Das ist doch Ihre Bank, oder?«

»Es ist unser Akronym«, war alles, was sie ihm zugestand.

Er beschloss, es mit energischem Auftreten zu versuchen. »Ma'am, Miss Lubmilla möchte die Angelegenheiten

ihrer Mutter schnell regeln. Ihr Tod war sehr schmerzlich für sie. Wir haben Grund zu der Annahme, dass dieser Safe recht alt sein könnte. Ihrer Werbekampagne zufolge besteht Ihr Institut schon seit 1884.«

»Mr. Lord, vielleicht verstehen Sie mich, wenn ich ein wenig langsamer rede.« Ihr Tonfall missfiel ihm immer mehr. »In dieser Bank gibt es keinen Safe mit der Nummer sieben sechzehn. Wir haben ein anderes Nummerierungssystem. Wir verwenden eine alphanumerische Zählung. Und zwar seit jeher.«

Er wandte sich an Akilina und erklärte auf Russisch: »Von ihr erfahren wir nichts. Sie sagt, es gibt in der Bank kein Schließfach mit der Nummer sieben sechzehn.«

»Was sagen Sie da?«, fragte die Frau.

Er drehte sich wieder zu ihr um. »Ich erklärte ihr, dass sie ihren Schmerz noch eine Weile bezähmen muss, weil wir hier keine Antwort finden.«

Er wandte sich wieder Akilina zu. »Machen Sie einmal ein trauriges Gesicht. Vielleicht bringen Sie sogar ein paar Tränen zustande.«

»Ich bin Akrobatin, nicht Schauspielerin.«

Er umfing sanft ihre Hände und warf ihr einen verständnisvollen Blick zu und sagte auf Russisch: »Versuchen Sie es. Das macht es einfacher.«

Akilina warf der Frau einen Blick zu, in dem einen Moment lang Kummer zu lesen war.

»Schauen Sie«, erklärte die Frau, während sie Lord den Schlüssel zurückreichte. »Versuchen Sie es doch einmal in der Commerce & Merchants Bank. Die liegt drei Kreuzungen weiter die Straße runter.«

»Hat es was gebracht?«, fragte Akilina.

»Was sagt sie?«, erkundigte sich die Angestellte.

»Sie bittet mich um eine Übersetzung.« Er wandte sich wieder Akilina zu und sagte auf Russisch: »Vielleicht hat diese Zicke ja doch ein Herz.« Dann wechselte er ins Englische zurück und fragte die Angestellte: »Wissen Sie denn möglicherweise auch, wie alt jene Bank ist?«

»Fast so alt wie wir. Aus den Neunzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts, glaube ich.«

Die Commerce & Merchants Bank war ein mächtiges, monolithisches Gebäude mit einem Granitfundament aus Bossenwerk, Marmorwänden und einem von korinthischen Säulen flankierten Eingangsbereich. Sie bildete einen deutlichen Gegensatz zur Credit & Mercantile Bank und den umliegenden Wolkenkratzern, deren Verkleidung aus verspiegelm Glas in geometrischen Metallgittern von moderneren Zeiten zeugte.

Beim Eintreten war Lord unmittelbar beeindruckt. Optisch und atmosphärisch hatte man hier den Eindruck einer Schalterhalle im alten Stil. Säulen aus falschem Marmor, ein Muster aus Bodenplatten und altmodische, verglaste Schalter – all das Überbleibsel einer Ära, in der verschnörkelte, schmiedeeiserne Absperrungen die Sicherheit boten, die heute durch Überwachungskameras gewährleistet wurde.

Ein uniformierter Wächter schickte sie zu dem Büro, das den Zugang zu den im Untergeschoss liegenden Safes verwaltete.

Ein Schwarzer mittleren Alters mit grau meliertem Haar erwartete sie dort im Büro. Er trug Weste und Kra-

watte, und eine goldene Taschenuhr baumelte wie ein Pendel über seinem beginnenden Schmerbauch. Ihr Gastgeber stellte sich als Randall Maddox James vor, fast so, als wäre er stolz auf seinen dreiteiligen Namen.

Lord zeigte James seine Nachlassvollmachten und den Schlüssel. Abgesehen von ein paar oberflächlichen Erkundigungen kamen keine unangenehmen Bemerkungen oder Fragen, und James führte sie sofort über die Haupthalle in ein beeindruckendes Untergeschoss. Die Bankschließfächer nahmen mehrere große Räume ein, an deren Wänden sich Reihe um Reihe rechteckige Edelstahltüren entlangzogen. Von einem dieser Räume wurden sie zu einer Reihe alter Schließfächer geführt, deren grüne Metallverkleidungen vom Alter angelaufen waren, und deren Schlösser wie schwarze Löcher aussahen.

»Dies sind die ältesten Schließfächer im Besitz der Bank«, erklärte James. »Sie standen schon zur Zeit des Erdbebens von 1906 hier. Heute sind nur noch einige wenige dieser Dinosaurier übrig. Wir fragen uns oft, wann einmal jemand den Inhalt für sich beanspruchen wird.«

»Schauen Sie denn nicht nach einer gewissen Zeitspanne nach?«, fragte Lord.

»Das ist gesetzlich verboten. Solange die jährliche Miete bezahlt wird.«

Lord hielt den Schlüssel hoch: »Wollen Sie damit sagen, dass die Miete für diesen Safe seit den Zwanzigerjahren gezahlt wurde?«

»Richtig. Sonst hätte man es zu einem ruhenden Schließfach erklärt und das Schloss aufgebrochen. Gewiss hat sich die Erblasserin um die Miete gekümmert.«

Lord riss sich zusammen. »Natürlich. Wer sonst?«

James zeigte auf den Safe mit der Nummer 716. Er befand sich auf halber Höhe der Wand. Seine Tür war gut dreißig Zentimeter breit und nicht ganz so hoch.

»Wenn Sie irgendetwas brauchen, Mr. Lord, bin ich in meinem Büro zu finden.«

Lord wartete, bis das Zufallen der Gittertür ihm verriet, dass sie allein waren. Dann schob er den Schlüssel ins Schloss.

Er öffnete das Türchen und erblickte einen weiteren Metallbehälter; diesen – eine Kassette, die ein beträchtliches Gewicht besaß –, nahm er heraus und stellte sie auf einen Tisch aus Walnussholz.

Die Kassette enthielt drei purpurrote Samtbeutel, alle drei in weit besserem Zustand als der Beutel, den Kolja Maks im Tod gehütet hatte. Außerdem lag dort eine zusammengefaltete Zeitung aus dem schweizerischen Bern. Sie trug das Datum des 25. September 1920. Das Papier war brüchig, ansonsten aber unversehrt. Sanft strich er von außen über den längsten Beutel und ertastete kantige Umrisse. Rasch machte er den Beutel auf und holte zwei Goldbarren heraus, die mit den Initialen NR und dem doppelköpfigen Adler versehen waren und beide wie identische Kopien des Barren aussahen, den sie im Schließfach des Flughafens von Kiew zurückgelassen hatten. Dann griff er in den nächsten Beutel, der bauchiger war, nahezu rund. Er löste den Lederriemen.

Beim Anblick des Inhalts hielt er völlig fassungslos inne.

Das Ei war mit Guillochen verziert, die von durchscheinendem rosa Emaille überzogen waren, es wurde

von geschwungenen Füßchen getragen, die sich bei näherem Hinsehen als Blattranken mit rosafarbenen Diamantäderchen erwiesen. Darauf saß eine winzige zweibogige Zarenkrone mit weiteren rosa Diamanten und einem erlesenen Rubin verziert. Das Ei war durch vier diamantenbesetzte Linien der Länge nach geviertelt und mit Lilien aus Perlen und Diamanten sowie weiteren, in durchscheinendem Grün auf Gold aufgetragenen Emailleblättern verziert. Das Kleinod war vom Fuß bis zur Krone etwa fünfzehn Zentimeter hoch.

Er hatte es schon einmal gesehen.

»Das hier ist ein Fabergé«, sagte er. »Ein kaiserliches Osterei.«

»Ich weiß«, antwortete Akilina. »Ich habe solche Schmuckstücke in der Rüstkammer des Kremls gesehen.«

»Dies hier war unter dem Namen Lilien-im-Tal-Ei bekannt. Es wurde der Zarenwitwe Maria Fjodorowna, der Mutter Nikolaus' II. im Jahre 1898 geschenkt. Da gibt es allerdings ein Problem. Dieses Ei gehört derzeit zu einer Privatsammlung. Der Sammler Malcolm Forbes, ein amerikanischer Millionär, hat zwölf der vierundfünfzig bekannten Eier gekauft. Seine Sammlung ist größer als die in der Rüstkammer des Kremls. Exakt dieses Ei habe ich in einer New Yorker Ausstellung gesehen ...«

Man hörte das Scheppern von Metall, als die Gittertür auf der anderen Seite des Raums geöffnet wurde. Lord spähte um eine Reihe von Safes herum und erblickte James, der langsam auf sie zuschlenderte. Rasch bugsierte Lord das Ei in den Beutel zurück und zog die Lederbündel fest. Die Goldbarren ruhten ohnehin noch in ihrem Beutel.

»Alles in Ordnung?«, fragte James ungezwungen.

»Bestens«, antwortete Lord. »Haben Sie vielleicht einen Karton oder eine Tüte, um diese Sachen hier wegzubringen?«

Der Mann warf einen kurzen Blick auf den Tisch. »Selbstverständlich, Mr. Lord. Die Bank steht zu Ihren Diensten.«

Lord wollte auch den restlichen Inhalt des Schließfachs untersuchen, hielt es aber für geraten, zuerst die Bank zu verlassen. Randall Maddox James kam Lord, der derzeit zu einer gewissen Paranoia neigte, ein wenig zu neugierig vor. Doch letztlich waren seine Bedenken nach dem, was er in den letzten Tagen durchgemacht hatte, durchaus verständlich.

Er hatte ihren Fund in einer mit Kordelgriffen versehenen Papiertüte der Commerce & Merchants Bank verstaut und führte Akilina nach draußen, von wo sie mit dem Taxi zur Stadtbibliothek fuhren. Er erinnerte sich noch von einem früheren Besuch an das Gebäude, ein prächtiges dreistöckiges Bauwerk aus dem späten neunzehnten Jahrhundert, das sowohl das Erdbeben von 1906 als auch jenes von 1989 unbeschadet überstanden hatte. Am Informationsschalter schickte man sie zu einem angrenzenden moderneren Anbau. Bevor er seine Aufmerksamkeit wieder dem Inhalt der Tüte zuwandte, suchte Lord noch einige Bücher über Fabergé zusammen, darunter auch eines mit einem Katalog aller bekannten kaiserlichen Ostereier.

Nachdem sie ein Studierzimmer betreten und die Tür

abgeschlossen hatten, breitete Lord den Inhalt des Banksafes auf dem Tisch aus. Dann schlug er eines der Bücher auf und entnahm diesem, dass seit 1885, als Zar Alexander III. Carl Fabergé den Auftrag gab, seiner Frau, Kaiserin Maria ein Ostergeschenk zu fertigen, sechsundfünfzig Ostereier geschaffen worden waren. Ostern war das höchste Fest der russisch-orthodoxen Kirche und wurde traditionell mit dem Austausch von Eiern und drei Küssen begangen. Das Spielzeug wurde so begeistert aufgenommen, dass der Zar von da an jedes Ostern ein neues Ei in Auftrag gab. Nikolaus II. Alexanders Sohn, der den Thron 1894 bestieg, führte diese Tradition fort, ließ von nun an aber zwei Eier anfertigen – eines für seine Frau Alexandra und das andere für seine Mutter.

Jedes dieser Unikate aus emailliertem Gold und Edelsteinen enthielt eine Überraschung – eine winzige Krönungskutsche, ein Modell der kaiserlichen Jacht, einen Zug, Aufziehtierchen oder irgendeine andere Miniatur mit raffiniertem Mechanismus. Siebenundvierzig der ursprünglich sechsundfünfzig Eier waren bekannt, und unter ihren Abbildungen waren ihre derzeitigen Aufbewahrungsorte notiert. Die fehlenden neun Eier galten seit der bolschewistischen Revolution als verschollen.

Lord fand ein ganzseitiges Foto des Lilien-im-Tal-Eis. Darunter stand:

Dieses Kleinod wurde in der Werkstatt Fabergés von Meister Michael Perchin geschaffen. Nikolaus II. schenkte es 1898 seiner Mutter. Die Überraschung besteht in drei Miniaturporträts des Zaren und der Großfürstinnen Olga

und Tatjana, der ersten beiden Kinder des Zaren. Derzeit Teil einer Privatsammlung, New York.

Das Buch zeigte eine beinahe originalgroße Farbaufnahme des Eis. Oben waren wie ein Kleeblatt drei ovale Miniaturporträts aufgeklappt, von der Diamantenkrone mit dem Rubin überragt. Jedes der ovalen Fotos hatte einen vergoldeten Hintergrund und war mit rosafarbenen Diamanten gerahmt. Das mittlere Foto zeigte Nikolaus II. in Uniform. Das bärtige Gesicht, Schultern und Brust waren deutlich zu erkennen. Links davon war ein Foto von Olga, seiner Erstgeborenen, dreijährig und engelhaft mit von blonden Löckchen umrahmtem Gesicht. Rechts konnte man Tatjanas Babygesicht erkennen. Auf der Rückseite der Fotos war das Datum 5. April 1898 eingraviert.

Er hielt das Ei aus dem Banksafe neben die Abbildung im Buch. »Die beiden sind gleich.«

»Aber in unserem Ei sind keine Fotos«, merkte Akilina an.

Erneut warf er einen Blick ins Buch, überflog den Text und entnahm ihm, dass die Bilder durch einen Kurbelmechanismus zum Vorschein gebracht wurden. Dazu musste man eine goldgefasste Perle an der Seite des Eis drehen.

Beim Untersuchen des Eis aus dem Banksafe fand er tatsächlich eine solche goldgefasste Perle. Er stellte das Ei auf seine geschwungenen Beinchen, hielt es mit einer Hand fest und drehte mit der anderen an der winzigen Kurbel. Langsam stieg die diamantenbesetzte Krone nach oben. Darunter kam ein Foto Nikolaus' II. zum Vor-

schein, das mit dem im Buch abgebildeten Foto des Liliensim-Tal-Eis identisch war. Dann klappten zwei weitere winzige ovale Fotos heraus, das linke zeigte das Gesicht eines Jungen, das rechte das eines Mädchens.

Die Kurbel ließ sich nicht weiter drehen und Lord ließ sie los, sah dann die Fotos an und erkannte beide Gesichter. Es waren Alexej und Anastasia. Er griff nach einem der Bücher und blätterte bis zu dem Foto, das 1916 vor der Gefangennahme von den Kindern des Zaren gemacht worden war. Nein, kein Zweifel: Die im Ei verborgenen Fotos zeigten wirklich die beiden Zarenkinder, aber eindeutig älter und beide in unverkennbar westlicher Kleidung, der Zarewitsch in einem Flanellhemd, wie es schien, und Anastasia in einer hellen Bluse. In jedem der Bilderrahmen aus Gold und Diamanten war auf der Rückseite das Datum 5. April 1920 eingraviert.

»Sie sind älter«, sagte Lord. »Sie haben überlebt.«

Lord griff nach der Zeitung und faltete die vergilbten Seiten auseinander. Sein Deutsch reichte für die Lektüre aus, und er bemerkte auf dem unteren Teil der Seite einen Artikel, dessentwegen die Zeitung vermutlich mit in den Banksafe eingeschlossen worden war. Die Überschrift lautete: GOLDSCHMIED FABERGÉ VERSTORBEN. Der Artikel berichtete, dass Carl Fabergé am Vortag im Hotel Bellevue in Lausanne verstorben sei. Er war dort erst kurz zuvor aus Deutschland eingetroffen, wohin er nach der bolschewistischen Machtübernahme im Oktober 1917 geflüchtet war. Der Artikel führte weiter aus, dass die Werkstatt Fabergé, der Carl Fabergé siebenundvierzig Jahre lang vorgestanden hatte, mit dem Tod der Zarenfamilie

ebenfalls ihr Ende fand. Die Sowjets hatten alles enteignet und die Werkstatt geschlossen, wenngleich man eine Zeit lang versucht hatte, den Betrieb unter dem politisch korrekteren Namen »Komitee der Angestellten der Fabergé-Gesellschaft« weiterzuführen. Der Schreiber merkte an, dass die verlorene kaiserliche Unterstützung nicht der einzige Grund für den Niedergang der Werkstatt war. Der Erste Weltkrieg hatte den Wohlstand der reichen Klientel, für die Fabergé gearbeitet hatte, deutlich vermindert. Der Artikel schloss mit der Feststellung, dass die Zeit des privilegierten russischen Adels endgültig vorüber zu sein schien. Das Foto, mit dem der Artikel bebildert war, zeigte Fabergé als einen gebrochenen Mann.

»Diese Zeitung soll die Echtheit beweisen«, erklärte Lord, drehte das Ei um und fand das Goldschmiedezeichen des Meisters, der es gefertigt hatte: HW Dann blätterte er eines der Bücher bis zu einem Kapitel durch, das sich mit den verschiedenen Meistern aus Fabergés Werkstatt beschäftigte. Er wusste, dass Fabergé selbst tatsächlich weder etwas entworfen noch irgendetwas selbst gefertigt hatte. Monsieur Fabergé war Vorsitzender und Seele eines Unternehmens gewesen, das in seinen besten Zeiten einige der schönsten Schmuckstücke schuf, die je gefertigt wurden, aber der eigentliche Entwurf und die Ausführung dieser Kunstwerke lagen in der Verantwortung des jeweiligen Meisters. In dem Buch stand, dass Michael Perchin, der Hauptmeister der Werkstatt, der das Lilien-im-Tal-Ei schuf, im Jahre 1903 starb. Der Text führte weiter aus, dass dann Henrik Wigström bis zum Ende des Hauses die Geschäfte führte, der 1923 starb, ein Jahr vor

Fabergé. In dem Band war auch ein Foto von Wigströms Goldschmiedezeichen zu sehen – HW –, und Lord verglich das Foto mit den in den Boden des Eis eingestempelten Initialen.

Sie sahen genau gleich aus.

Er sah, dass Akilina den Inhalt des dritten Samtbeutels in der Hand hielt – eine weitere Goldplatte mit einem in kyrillischen Lettern eingravierten Text. Lord beugte sich über die Platte und konnte den Text mit Mühe lesen und übersetzen:

An den Raben und den Adler: Dieses Land hat sich als der sichere Zufluchtsort erwiesen, der es zu sein behauptet. Das Blut des Zaren ist in Sicherheit und erwartet eure Ankunft. Der Zar herrscht, regiert aber nicht. Dem müsst ihr abhelfen. Die rechtmäßigen Erben werden schweigen, bis ihr ihren Geist auf die richtige Weise erweckt. Was ich den Despoten wünsche, die unsere Nation vernichteten, hat vor hundert Jahren Radischschew am besten ausgedrückt: »Nein, ihr sollt nicht vergessen sein. Verdammt für Jahrhunderte. Blut in eurer Wiege, Hymnen und Schlachtgebrüll. Blutdurchtränkt sehe ich euch ins Grab taumeln.« Sorgt dafür.

F. J.

»Das war's?«, fragte er. »Das bringt uns kein bisschen weiter. Was ist mit der Höllenglocke? Die Inschrift, die wir in Maks' Grab fanden, besagte, dass nur die Höllenglocke uns den Weg zum nächsten Portal weisen könne. Von ei-

ner Höllenglocke steht hier aber gar nichts.« Er nahm das Ei in die Hand und schüttelte es. Es war solide. In seinem Inneren raschelte und klapperte nichts. Aufmerksam betrachtete er das Äußere und bemerkte weder Ritzen noch Öffnungen. »Offensichtlich sollten wir an diesem Punkt mehr wissen, als tatsächlich der Fall ist. Paschkow sagte, Teile des Geheimnisses seien im Laufe der Zeit verloren gegangen. Vielleicht haben wir einen Schritt ausgelassen, bei dem wir erfahren hätten, was mit der Höllenglocke gemeint ist.« Lord hielt sich das Ei dichter vor die Augen und betrachtete die drei kleinen Fotos, die oben herausragten. »Alexej und Anastasia haben überlebt. Sie waren hier, in diesem Land. Beide sind längst tot, aber ihre Nachkommen vielleicht nicht. Wir sind ihnen dicht auf den Fersen, doch im Moment haben wir nur ein paar Goldbarren und ein Ei, das ein Vermögen wert ist.« Er schüttelte den Kopf. »Jussupow hat sich ganz schön ins Zeug gelegt. Er hat sogar Fabergé oder einen seiner letzten Meister mit einbezogen, um dieses Ei hier zu fertigen.«

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Akilina.

Ihr Begleiter lehnte sich zurück und dachte nach. Er wollte etwas Hoffnungsvolles sagen, eine gute Antwort finden, aber schließlich sagte er die Wahrheit:

»Ich habe nicht die geringste Ahnung.«

Moskau

Dienstag, 19. Oktober

7.00 Uhr

Hayes ging rasch zum Telefon, das neben seinem Bett stand und läutete. Er hatte sich gerade geduscht und rasiert, in Vorbereitung auf einen weiteren Tagungstag der Kommission – einen wichtigen Tag, an dem die Entscheidung über die drei Kandidaten der Endabstimmung anstand. Es gab keinen Zweifel, dass Baklanow mit zu diesen dreien gehören würde, und auch der Ausgang der Wahl war jetzt sicher, da die Geheimkanzlei ihm am Vorabend bestätigt hatte, dass alle siebzehn Kommissionsmitglieder sich schlussendlich hatten kaufen lassen. Selbst der verdammte Drecksack, der Baklanow bei seinem letzten Auftritt gelöchert hatte, hatte inzwischen seinen Preis genannt.

Hayes nahm den Hörer beim vierten Läuten ab und erkannte sofort Chruschtschows Stimme.

»Vor etwa einer halben Stunde haben wir einen Anruf des russischen Konsulats in San Francisco, Kalifornien, erhalten. Ihr Mr. Lord ist dort, zusammen mit Fräulein Petrowa.«

Hayes war bestürzt. »Was macht er denn da?«

»Er kam dort mit dem Schlüssel eines Bankschließfaches in eine Bank. Der Schlüssel ist offensichtlich das, was er in Kolja Maks' Grab gefunden hat. Die Commerce &

Merchants Bank ist eines von weltweit mehreren Bankinstituten, die von den Sowjets jahrzehntelang überwacht wurden. Der KGB war besessen von der Vorstellung, die Reichtümer der Zaren zu finden. Sie waren überzeugt, dass Goldbarren vor der Revolution in Sicherheit gebracht worden waren und nun in Bankgewölben lagerten. Daran ist auch tatsächlich etwas Wahres, denn nach 1917 wurden Millionen auf Auslandskonten gefunden.«

»Wollen Sie mir sagen, dass Ihr Volk noch immer Banken überwacht, um Geld zu finden, das beinahe hundert Jahre alt ist? Kein Wunder, dass Ihre Regierung pleite ist. Sie müssen damit aufhören und in die Zukunft blicken.«

»So? Schauen Sie doch, was passiert. Vielleicht sind wir ja gar nicht so dumm, wie Sie meinen. Natürlich haben Sie teilweise Recht. Nach dem Sturz der Kommunisten war man der Meinung, sich solche Bemühungen nicht mehr leisten zu können. Aber ich hatte die Weitsicht, bei der Gründung unseres Geheimbündnisses frühere Kontakte zu erneuern. Unser Konsulat in San Francisco hält seit Jahrzehnten unauffällig Verbindung mit zwei dort ansässigen Banken. Beide wurden vor der Revolution von Bevollmächtigten des Zaren als Hinterlegungsstellen genutzt. Glücklicherweise hat einer unserer Informanten gemeldet, dass jemand sich Zugang zu einem Bankschließfach verschaffte, das wir schon seit langem für ein Depot des Zaren halten.«

»Wie das?«

»Lord und Fräulein Petrowa verschafften sich unter dem Vorwand Zugang, Nachlassbevollmächtigte einer Verstorbenen zu sein. Der Bankangestellte dachte sich

nichts dabei, bis sie den Schlüssel für eines der ältesten Schließfächer hervorholten, die noch von der Bank unterhalten werden. Es ist eines der Schließfächer, das wir beobachten ließen. Lord verließ die Bank mit drei Samtbeuteln unbekannten Inhalts.«

»Wissen wir, wo die beiden sich jetzt aufhalten?«

»Mr. Lord trug sich bei der Bank ein, bevor er Zugang zum Banksafe erhielt, und hinterließ die Adresse eines Hotels vor Ort. Wir haben uns vergewissert, dass er und Fräulein Petrowa tatsächlich dort sind. Offensichtlich fühlt er sich daheim in Amerika sicher.«

Hayes' Gedanken rasten. Er sah auf die Uhr. In Moskau war es Dienstagmorgen kurz nach sieben, das hieß, dass es in Kalifornien jetzt noch Montagabend war, zwanzig Uhr. Zwölf Stunden, bevor Lord den nächsten Tag in Angriff nahm.

»Ich habe eine Idee«, erklärte er Chruschtschow.

»Das hatte ich fast erwartet.«

Lord und Akilina traten in der Lobby des Marriott aus dem Lift, nachdem sie den Inhalt des Banksafes im Etagensafe eingeschlossen hatten. Die städtische Bibliothek machte um neun Uhr auf, und er wollte zunächst einmal dort weiterrecherchieren, um herauszufinden, welche Informationen ihnen fehlten, oder um zumindest die Richtung zu finden, in der die Antwort liegen mochte.

Diese Suche, die ihm zunächst nur als Gelegenheit erschienen war, aus Moskau herauszukommen, erwies sich allmählich als interessant. Ursprünglich hatte er vorgehabt, sich in Starodug nur umzuschauen und dann den

erstmöglichen Flug nach Georgia zu nehmen. Doch nach der Ermordung der beiden Maks' und den Funden, die er in Starodug und in der Bank gemacht hatte, war ihm klar, dass hier mehr im Spiel war als zunächst angenommen. Inzwischen war er entschlossen, am Ball zu bleiben. Wohin ihn das führen würde, wusste er nicht, aber die Nachforschungen gewannen durch die Gefühle, die sich derzeit zwischen ihm und Akilina entwickelten, zusätzlich an Interesse.

Sie hatten im Marriott ein Doppelzimmer genommen. Zwar hatten sie getrennt geschlafen, doch ihre Gespräche am Abend waren so vertraut und persönlich gewesen, wie er es schon lange mit niemandem mehr erlebt hatte. Sie hatten einen Film angeschaut, eine romantische Komödie, und er hatte die Dialoge für sie übersetzt. Mit seinen Kommentaren hatte der Film ihr Spaß gemacht, und auch für Lord war es schön gewesen, ihn so mit ihr zu teilen.

In seinem Leben hatte es bisher nur eine einzige ernsthaftere Beziehung gegeben, eine Kommilitonin an der University of Virginia, die sich, wie er schließlich feststellte, weit mehr für ihre Karriere als für die Liebe interessierte. Sie hatte ihn unmittelbar nach dem Examen verlassen, um in ein Rechtsanwaltsbüro in Washington, D.C. einzutreten, wo sie sich vermutlich noch immer die Hierarchiestufen zur vollen Partnerschaft hinaufkämpfte. Er hingegen war nach Georgia gezogen, um für Pridgen & Woodworth zu arbeiten. Zwar war er hin und wieder mit Frauen ausgegangen, aber es war niemals ernst geworden, und keine war so interessant gewesen wie Akilina Petrova. Er hatte niemals an das Schicksal geglaubt – diese

Vorstellung war ihm immer als etwas erschienen, das besser zu den treuen Schafen seines Vaters passte –, doch das Vorgefallene ließ sich nicht leugnen, weder die abenteuerliche Suche, die sie gemeinsam auf sich genommen hatten, noch die gegenseitige Anziehung.

»Mr. Lord.«

Dass ihn hier jemand quer durch die teure Hotellobby bei seinem Namen rief, überraschte ihn. Eigentlich sollte ihn in San Francisco niemand kennen.

Akilina und er blieben stehen und drehten sich um.

Ein munter wirkender, zwergenhafter Mann mit schwarzem Haar und Schnurrbart kam auf sie zu, in einem europäisch geschnittenen Zweireiher mit breitem Revers. Er ging mit Hilfe eines Stockes und beschleunigte seine Schritte auch beim Näherkommen nicht.

»Ich bin Filip Witenka vom russischen Konsulat«, erklärte der Mann auf Englisch.

Lord richtete sich steif auf. »Woher wussten Sie, wo ich zu finden bin?«

»Könnten wir uns irgendwo setzen? Ich muss ein paar Dinge mit Ihnen besprechen.«

Lord hatte nicht die Absicht, mit diesem Mann irgendwo hinzugehen, und so zeigte er auf eine Sesselgruppe, die in der Nähe stand.

Als sie sich gesetzt hatten, begann Witenka: »Ich weiß von dem Vorfall vergangenen Freitag auf dem Roten Platz ...«

»Würden Sie bitte Russisch sprechen, damit Fräulein Petrowa folgen kann? Das Englisch der Dame ist bei weitem nicht so gut wie das Ihre.«

»Natürlich«, antwortete Witenka auf Russisch und lächelnte Akilina an. »Wie schon gesagt, ich weiß, was vergangenen Freitag auf dem Roten Platz vorgefallen ist. Ein Polizist kam dabei ums Leben. Sie werden von der Moskauer Polizei gesucht. Man möchte Sie dort befragen.«

Nun machte er sich allmählich Sorgen.

»Ich weiß auch von Ihrer Begegnung mit einem gewissen Inspektor Felix Oleg. Mir ist bewusst, Mr. Lord, dass Sie mit den Schuldigen des Vorfalls am Roten Platz nicht unter einer Decke stecken. Vielmehr ist ein Verdacht auf Inspektor Oleg gefallen. Man hat mich angewiesen, den Kontakt zu Ihnen herzustellen und Sie um Ihre Mithilfe zu bitten.«

Das überzeugte Lord nicht. »Sie haben noch immer nicht gesagt, wie Sie uns gefunden haben.«

»Unser Konsulat behält seit Jahren zwei Finanzinstitute dieser Stadt im Auge. Beide wurden schon zur Zeit der Zaren gegründet, und Bevollmächtigte des letzten Zaren nutzten sie als Depots für Wertgegenstände. Man nimmt an, dass Nikolaus II. vor der Revolution Gold aus Russland herausschaffen ließ. Als Sie gestern in beiden Bankinstituten auftauchten und Zugang zu einem Banksafe wünschten, den wir schon lange mit dem Zarenhaus in Verbindung bringen, hat man uns sofort benachrichtigt.«

»Das ist eindeutig gesetzeswidrig«, erklärte Lord. »Wir sind hier nicht in Russland. In diesem Lande gibt es ein Bankgeheimnis.«

Der Diplomat wirkte nicht weiter beunruhigt. »Ich kenne Ihre Gesetze. Vielleicht beziehen diese sich ja auch auf die Verwendung gefälschter Gerichtsurkunden, mit

denen Sie sich Zugang zu einem Bankschließfach verschafft haben, das Ihnen nicht gehört?«

Er verstand die Botschaft. »Was wollen Sie?«

»Inspektor Oleg wird seit einiger Zeit von uns beobachtet. Er hat Kontakte zu einer bestimmten Organisation, die beabsichtigt, die Entscheidung der Zarenkommission zu beeinflussen. Artemy Bely, der junge Rechtsanwalt, der erschossen worden ist, musste sterben, weil er Fragen zu Oleg und seinen Kontakten stellte. Unglücklicherweise waren Sie damals vor Ort. Die Täter, die Bely ermordeten, dachten, er habe sich vielleicht Ihnen anvertraut, was ihr Interesse an Ihnen erklärt. Ich weiß, dass es dann in Moskau und am Roten Platz zu einer Verfolgungsjagd kam ...«

»Und außerdem in einem Zug von St. Petersburg nach Moskau.«

»Darüber weiß ich nichts.«

»Was für eine Organisation ist das denn, die die Kommission zu beeinflussen versucht?«

»Wir hofften, dass Sie das vielleicht wissen. Meiner Regierung ist lediglich bekannt, dass bestimmte Individuen zusammenarbeiten, und dass große Geldsummen den Besitzer gewechselt haben. Oleg steht mit ihnen in Verbindung. Der Gründungszweck dieser Organisation scheint darin zu bestehen, die Wahl Stefan Baklanows zum Zar durchzusetzen.«

Was der Russe da sagte, machte Sinn, aber Lord hatte trotzdem noch Fragen: »Verdächtigt man vielleicht auch amerikanische Geschäftsleute, in die Sache involviert zu sein? Meine Anwaltskanzlei vertritt eine große Zahl dieser Unternehmen.«

»Wir halten das für wahrscheinlich. Vermutlich ist das sogar die Finanzierungsquelle. Auch hier hoffen wir auf Ihre Hilfe.«

»Haben Sie schon mit meinem Chef Taylor Hayes gesprochen?«

Witenka schüttelte den Kopf. »Meine Regierung war bemüht, alle Nachforschungen in Grenzen zu halten, damit keiner merkt, dass sie informiert ist. Es wird bald zu Festnahmen kommen, aber man hat mich gebeten, Sie daraufhin zu befragen, ob Sie der Sache noch etwas hinzufügen können. Außerdem würde ein Gesandter aus Moskau sich gerne einmal mit Ihnen unterhalten.«

Nun machte Lord sich wirklich große Sorgen. Der Gedanke, dass jemand aus Moskau wusste, wo er sich aufhielt, gefiel ihm ganz und gar nicht.

Seine Befürchtungen mussten in seinem Gesicht zu lesen sein. Witenka sagte: »Sie haben nichts zu befürchten, Mr. Lord. Das Gespräch wird per Telefon stattfinden. Ich versichere Ihnen, dass ich eine Regierung vertrete, die an all dem, was in den letzten Tagen vorgefallen ist, großes Interesse hat. Wir brauchen Ihre Mithilfe. In zwei Tagen wird die Kommission die endgültige Entscheidung treffen. Falls die Entscheidungsfindung korrumpiert wurde, müssen wir das wissen.«

Lord erwiderte nichts.

»Wir können mit den alten Methoden kein neues Russland aufbauen. Wenn Kommissionsmitglieder bestochen wurden, hat man vielleicht auch Stefan Baklanow kompromittiert. Das können wir nicht zulassen.«

Lord sah schnell zu Akilina hinüber; diese hielt seinen

Blick fest, um ihre Sorge zu signalisieren. Da Lord nun schon mit einem Angehörigen des Konsulats redete, wollte er auch einiges in Erfahrung bringen. »Warum ist Ihre Regierung eigentlich immer noch hinter dem Gold der Zaren her? Das erscheint mir lächerlich. Es ist doch schon so lange her.«

Witenka lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »In der Zeit vor 1917 besaß Nikolaus II. Gold im Wert von Millionen. Die Sowjets hielten es für ihre Pflicht, auch die letzten Reste dieses Vermögens aufzuspüren. San Francisco wurde zum Mittelpunkt der alliierten Unterstützung für die Weiße Armee. Beträchtliche Mengen des Zarengoldes wurden hier für all jene Londoner und New Yorker Banken hinterlegt, die Waffen- und Munitionskäufe finanzierten. Russische Emigranten folgten dem Gold nach San Francisco. Viele waren einfach nur Flüchtlinge, aber einige kamen auch mit einer bestimmten Absicht.« Der Gesandte saß kerzengerade auf dem Stuhl, und sein stocksteifer Rücken spiegelte seine pedantische Persönlichkeit. »Der damalige russische Generalkonsul erklärte sich offiziell zum Gegner der Bolschewisten und engagierte sich aktiv für ein amerikanisches Eingreifen in den russischen Bürgerkrieg. Dieser Mann bereicherte sich auch persönlich an den zahlreichen Gold-gegen-Waffen-Geschäften, die über die Banken San Franciscos getätigt wurden. Die Sowjets gelangten zu der Überzeugung, dass große Goldmengen, die sie als *ihr* Eigentum betrachteten, noch immer hier waren. Dann war da noch diese Angelegenheit mit Oberst Nikolas F. Romanow.«

Seinem Tonfall hörte man an, dass jetzt etwas Wichti-

ges kam. Witenka griff in die Tasche seines Jacketts, holte ein zusammengelegtes Blatt Papier heraus und reichte es Lord. Es war die Kopie eines Zeitungsartikels aus dem *San Francisco Examiner*, der das Datum 16. Oktober 1919 trug. Der Artikel berichtete von der Ankunft eines Obersts, der denselben Nachnamen wie das entthronte Kaisergeschlecht trug. Angeblich befand er sich auf dem Weg nach Washington, um dort für die Unterstützung Amerikas für die Weiße Armee zu werben.

»Sein Eintreffen erregte einiges Aufsehen. Das hiesige Konsulat ließ ihn überwachen. Die Überwachungsprotokolle liegen noch bei uns. Niemand weiß, ob dieser Oberst nun ein echter Romanow war oder nicht. Wahrscheinlich war er keiner, und der Name sollte nur das öffentliche Interesse wecken. Es gelang ihm, die Überwacher abzuschütteln, und so haben wir tatsächlich nicht die geringste Ahnung, was er während seines Aufenthalts hier unternahm oder wohin er verschwand. Wir wissen allerdings, dass damals mehrere Konten eröffnet wurden, eines davon bei der Commerce & Merchants Bank, und dass außerdem vier Bankschließfächer angemietet wurden. Eines der vier ist ebenjene Nummer sieben sechzehn, zu der Sie sich gestern Zugang verschafften.«

Allmählich wurde Lord klar, worauf das Interesse seines Gesprächspartners abzielte. Es passte zu viel zusammen, es konnte kein Zufall mehr sein.

»Möchten Sie mir erzählen, was Sie in dem Banksafe gefunden haben, Mr. Lord?«

Lord traute dem Gesandten nicht genug, um ihm diese Information zu geben. »Noch nicht.«

»Vielleicht sagen Sie es ja dem Moskauer Beauftragten?«

Auch da war Lord sich nicht sicher, und so erwiderte er gar nichts. Witenka schien sein Zögern zu spüren. »Mr. Lord, ich habe offen mit Ihnen gesprochen. Sie haben keinen Grund, meine ehrlichen Absichten anzuzweifeln. Gewiss verstehen Sie doch, dass meine Regierung ein großes Interesse daran hat zu erfahren, was vorgefallen ist.«

»Und Sie verstehen doch gewiss, warum ich vorsichtig bin. In den letzten Tagen musste ich immer wieder unter Lebensgefahr flüchten. Außerdem haben Sie mir, nebenbei bemerkt, auch nicht erklärt, wie Sie uns finden konnten.«

»Als Sie das Formular der Bank ausfüllten, haben Sie dieses Hotel hier als Adresse angegeben.«

Gute Antwort, dachte Lord.

Witenka griff in seine Tasche und zog eine Visitenkarte hervor. »Ich verstehe Ihr Zögern, Mr. Lord. Unter dieser Adresse können Sie mich jederzeit kontaktieren. Jeder Taxifahrer kennt den Weg zum Russischen Konsulat. Der Moskauer Beauftragte wird heute um vierzehn Uhr dreißig hiesiger Zeit anrufen. Wenn Sie mit ihm reden wollen, kommen Sie bitte in mein Büro. Andernfalls lassen wir Sie in Ruhe, und Sie werden nichts mehr von uns hören.«

Lord nahm die Visitenkarte entgegen und sah dem Gesandten aufmerksam ins Gesicht, noch immer unschlüssig, was er tun würde.

Akilina beobachtete Lord, der im Hotelzimmer auf und ab marschierte. Vormittags hatten sie alte Zeitungen in der öffentlichen Bibliothek gelesen und auch tatsächlich einige Artikel über den Besuch gefunden, den Oberst Nikolas F.

Romanow im Herbst 1919 in San Francisco gemacht hatte. Viel war es nicht, und das wenige entstammte eher den Klatschspalten. Akilina spürte Lords wachsende Enttäuschung. Sie hatten sich außerdem vergewissert, dass das Lilien-im-Tal-Ei noch immer zu der New Yorker Privatsammlung gehörte, was allerdings nicht erklärte, wieso sie ein Duplikat besaßen, das dem Original – abgesehen von den Fotos – ganz genau glich.

Nach einem leichten Mittagessen in einem der Straßencafés waren sie auf ihr Zimmer zurückgekehrt. Lord hatte Akilina noch nicht auf Filip Witenkas Vorschlag angesprochen, ihn am Nachmittag im russischen Konsulat zu besuchen. Sie hatte den Gesandten während seines Gesprächs mit Lord aufmerksam beobachtet und versucht, sich ein Bild von seiner Aufrichtigkeit zu machen, war aber zu keinem eindeutigen Ergebnis gelangt.

Sie musterte Lord: ein gut aussehender Mann. Dass er »farbig« war, wie man das nannte, störte sie nicht. Er wirkte wie ein offener, ehrlicher Mensch, der in eine außergewöhnliche Lage geraten war. Bisher hatten sie fünf Nächte im selben Zimmer verbracht, und in dieser Zeit hatte er noch kein einziges Mal etwas Unschickliches versucht. Das war in ihren Augen ungewöhnlich, da die Männer im Zirkus und die wenigen Männer, mit denen sie außerhalb ihrer Arbeit zu tun hatte, sehr sexfixiert wirkten.

»Akilina.«

Ihr Name rief sie in die Realität zurück. Sie blickte Lord an.

»Was denkst du?«, fragte er.

Sie wollte ihm nicht sagen, was ihr eben wirklich durch den Kopf gegangen war, und so bemerkte sie stattdessen: »Filip Witenka wirkte aufrichtig.«

»Das stimmt. Aber das hat möglicherweise nichts zu bedeuten.«

Lord saß auf der Bettkante. Er hatte das Fabergé-Ei in der Hand. »Irgendwas muss uns entgangen sein. Ein Teil des Geheimnisses ist verloren gegangen. Wir stecken eindeutig in einer Sackgasse.«

Sie wusste, was er damit sagen wollte. »Du gehst zum Konsulat?«

Er sah sie an. »Mir bleibt wohl keine andere Wahl. Wenn irgendjemand versucht, die Kommission zu manipulieren, muss ich helfen, wo ich kann.«

»Aber du weißt doch gar nichts.«

»Ich bin neugierig auf das, was ich von dem Moskauer Beauftragten erfahren werde. Vielleicht erweist diese Information sich als wichtig für meinen Arbeitgeber. Vergiss nicht, ursprünglich sollte ich dafür sorgen, dass nichts Stefan Baklanows Wahl gefährdet. Ich muss meine Arbeit tun.«

»Dann gehen wir zusammen hin.«

»Nein. Ich gehe vielleicht ein Risiko ein, aber dumm werde ich mich nicht verhalten. Ich möchte, dass du diese Sachen hier nimmst und in ein anderes Hotel ziehst. Verschwinde durch die Tiefgarage. Meide den Vordereingang und die Lobby. Möglicherweise werden wir beobachtet. Es könnte sein, dass man dir folgt, daher solltest du zum neuen Hotel einen Umweg einschlagen. Nimm die U-Bahn, den Bus und vielleicht auch ein Taxi. Fahr ein paar Stun-

den auf verschiedene Weise in der Stadt herum. Ich gehe um vierzehn Uhr dreißig ins Konsulat. Ruf mich um fünfzehn Uhr dreißig an. Benutze ein Münz- oder Kartentelefon. Wenn ich mich nicht melde oder man dort sagt, dass ich nicht zu sprechen oder schon gegangen bin, gehst du in Deckung. Verhalte dich unauffällig.«

»Das gefällt mir gar nicht.«

Lord stand auf und ging zum Tisch an der Wand, auf dem der Samtbeutel lag. Er schob das Ei hinein. »Mir auch nicht, Akilina. Aber uns bleibt keine andere Wahl. Falls es noch direkte Nachfahren der Romanows gibt, muss die russische Regierung das wissen. Wir können unser Leben nicht danach ausrichten, was Rasputin vor Jahrzehnten gesagt hat.«

»Aber wir haben doch keine Ahnung, wo wir suchen sollen.«

»Vielleicht melden sich die Nachfahren Alexejs und Anastasias ja, wenn man die Sache öffentlich macht. Mit DNA-Tests lassen sich echte und unechte Ansprüche mühelos unterscheiden.«

»Wir haben den Auftrag, die Sache allein durchzuführen.«

»Wir sind der Adler und der Rabe, oder? Also können wir die Regeln selber machen.«

»Das glaube ich nicht. Ich glaube, dass wir die Erben des Zaren so finden müssen, wie der *Starez* es vorhergesagt hat.«

Lord lehnte sich gegen den Tisch. »Das russische Volk muss die Wahrheit wissen. Warum sind Offenheit und Ehrlichkeit euch Russen so fremd? Ich bin der Ansicht,

dass eure Regierung und das Außenministerium der Vereinigten Staaten diese Angelegenheit untereinander regeln sollten. Ich werde dem Mann aus Moskau alles berichten.«

Sie empfand Unbehagen angesichts von Lords Vorhaben, weil sie die Anonymität und den Schutz vorzog, den eine Stadt mit Hunderttausenden von Bewohnern bot. Aber vielleicht hatte er ja Recht. Vielleicht ließen die zuständigen Behörden sich ja warnen und konnten noch etwas unternehmen, bevor die Zarenkommission Stefan Baklanow oder einen anderen Anwärter zum nächsten Zaren Russlands wählte.

»Mein Auftrag lautete, alles aufzuspüren, was Auswirkungen auf Baklanows Anspruch haben könnte. Ich denke, die derzeitigen Umstände fallen eindeutig unter diese Anweisung. Der Mann, für den ich arbeite, muss erfahren, was wir wissen. Hier steht eine Menge auf dem Spiel, Akilina.«

»Vielleicht deine Karriere?«

Lord schwieg einen Moment. »Vielleicht.«

Gerne hätte sie weiter nachgefragt, entschied sich aber dagegen. Er war offensichtlich zu einem Entschluss gekommen und wirkte nicht wie ein Mensch, der sich leicht umstimmen ließ. Sie würde eben darauf vertrauen müssen, dass er wusste, was er tat.

»Wie findest du mich, wenn du aus dem Konsulat kommst?«, fragte sie.

Er nahm eine Broschüre aus einem kleinen Infostapel für Hotelgäste. Es war ein farbenprächtiges Werbeblatt, auf dem vorn die Fotos eines Zebras und eines Tigers abgebildet waren.

»Der Zoo ist bis neunzehn Uhr geöffnet. Dort treffen wir uns. Im Löwenhaus. Du kannst genug Englisch, um hinzufinden. Wenn ich dort nicht bis achtzehn Uhr auftauche, gehst du zur Polizei und erzählst ihnen alles. Bitte sie, einen Vertreter des US-Außenministeriums hinzuzurufen. Der Mann, für den ich arbeite, heißt Taylor Hayes. Er wohnt derzeit in Moskau der Tagung der Zarenkommission bei. Du musst veranlassen, dass ein US-Beauftragter Kontakt mit ihm aufnimmt. Erkläre ihnen alles. Wenn ich um fünfzehn Uhr dreißig bei deinem Anruf nicht selbst ans Telefon komme, glaub kein Wort von dem, was man dir sagt. Nimm das Schlimmste an und tu, was ich dir gesagt habe. Einverstanden?«

Akilina sagte Lord, dass ihr das alles nicht gefiel.

»Das verstehe ich«, erwiderte Lord. »Witenka wirkte so, als wäre er in Ordnung. Und wir befinden uns hier in San Francisco, nicht in Moskau. Aber wir müssen realistisch bleiben. Falls es hier um mehr geht, als man uns gesagt hat, bezweifle ich, dass wir uns jemals Wiedersehen.«

35

14.30 Uhr

Das russische Konsulat befand sich in einer vornehmen Straße westlich des Bankenviertels, nicht weit von Chinatown und dem Reichenviertel Nob Hill. Das Konsulat, ein zweigeschossiger, rötlich brauner Sandsteinbau mit Türm-

chen, lag an einer belebten Kreuzung. Das obere Stockwerk wies Balkone mit verschnörkelten Metallbalustraden auf; das Dach war von einem schmiedeeisernen First gekrönt.

Lord ließ sich von seinem Taxi vor dem Gebäude absetzen. Ein kühler Nebel wehte vom Ozean landeinwärts und jagte ihm einen Schauer über den Rücken. Er bezahlte den Fahrer und folgte einem mit Backsteinen gepflasterten Weg zu einem Treppenvorbau aus Granit. Der Eingang wurde von zwei Marmorlöwen bewacht. Auf einem Bronzeschild an der steinernen Mauer stand: KONSULAT DER RUSSISCHEN FÖDERATION.

Er betrat ein Foyer mit goldbrauner Eichenholztäfelung, eleganten Skulpturen und Mosaikboden. Ein uniformierter Wächter schickte ihn ins Obergeschoss, wo Filip Witenka ihn erwartete.

Witenka schüttelte ihm die Hand und bot ihm einen mit Brokat bezogenen Lehnstuhl an. »Ich freue mich sehr, dass Sie sich zur Zusammenarbeit mit uns entschlossen haben, Mr. Lord. Meine Regierung wird sehr angetan sein.«

»Ich muss sagen, Mr. Witenka, dass allein schon der Gedanke, hier zu sein, mir Unbehagen bereitet. Aber ich dachte, dass ich tun sollte, was ich tun kann.«

»Ich erwähnte Ihr Widerstreben gegenüber meinen Vorgesetzten in Moskau, die enttäuscht reagierten, mir aber versicherten, dass nichts unternommen werden sollte, um Ihre Mithilfe zu erzwingen. Man versteht dort voll und ganz, was Sie durchgemacht haben, und bedauert die unglückseligen Ereignisse während Ihres Aufenthaltes in Russland.«

Witenka griff nach einem Päckchen Zigaretten, die ohne Zweifel die Ursache des eigentümlichen Geruchs waren, der im Raum hing. Er bot Lord eine Zigarette an, doch dieser lehnte ab.

»Mir wäre es auch lieber, wenn ich nicht so von diesem Genuss abhängig wäre.« Witenka hatte das Filterstück in einen langen, silbernen Zigarettenhalter gesteckt und zündete die Zigarette an. Dicke Rauchkräusel stiegen auf.

»Mit wem werde ich denn sprechen?«, fragte Lord.

»Mit einem Regierungsvertreter im Justizministerium. Er kannte Artemy Bely. Derzeit werden für Felix Oleg und einige andere Verdächtige Haftbefehle vorbereitet. Der Mann, mit dem Sie sprechen werden, ist die Speerspitze dieser Aktion. Weitere Fakten könnten jedoch helfen, das Vorgehen gegen diese Kriminellen hieb- und stichfest zu machen.«

»Wurde die Zarenkommission gewarnt?«

»Ihr Vorsitzender weiß Bescheid über die Vorgänge, aber wie Sie gewiss verstehen werden, wurde die Öffentlichkeit bisher nicht informiert. Das würde die Untersuchung gefährden. Politisch scheint unsere Lage derzeit äußerst krisenanfällig zu sein, und die Kommission ist mit ihren Überlegungen in die entscheidende Phase eingetreten.«

Allmählich entspannte Lord sich ein wenig. Die Situation kam ihm nicht länger bedrohlich vor, auch bemerkte er nichts Verdächtiges in Witenkas Worten und seinem Verhalten.

Mit einem schrillen Läuten erwachte das Telefon auf dem Schreibtisch zum Leben. Witenka nahm den Anruf

auf Russisch entgegen und gab Anweisungen, das Gespräch durchzustellen. Dann legte er den Hörer auf und drückte eine Taste. Nun ertönte eine Stimme aus dem Lautsprecher.

»Mr. Lord, mein Name ist Maxim Zubarew. Ich arbeite im Moskauer Justizministerium. Ich hoffe, Sie hatten einen angenehmen Tag.«

Lord fragte sich, woher der Anrufer wusste, dass er Russisch sprach, nahm aber an, Witenka habe diese Information an ihn weitergegeben. »Bisher ja, Herr Zubarew. Sie sind noch spät auf den Beinen.«

Im Lautsprecher war ein Glucksen zu hören. »Hier in Moskau ist es jetzt mitten in der Nacht. Aber diese Angelegenheit ist extrem wichtig. Wir waren äußerst erleichtert, als Sie in San Francisco auftauchten. Wir hatten schon befürchtet, Ihre Verfolger hätten Erfolg gehabt.«

»Wie ich hörte, waren die Typen eigentlich hinter Artemy Bely her.«

»Ja, Bely hat in meinem Auftrag unauffällig Nachforschungen angestellt. Ich mache mir Vorwürfe wegen seines Todes. Aber er wollte uns helfen. Zu spät habe ich bemerkt, wie weit die Verbindungen der Verräter reichen, und mein Herz schmerzt wegen dieses Versagens.«

Lord beschloss, so viel wie nur möglich in Erfahrung zu bringen. »Hat die Kommission ihre Unabhängigkeit verloren?«

»Wir haben noch keine endgültigen Beweise. Aber wir vermuten es. Wir hoffen allerdings, dass die Korruption begrenzt war und sich schnell bekämpfen lässt. Ursprünglich wurde angenommen, die Vorgabe der Einstimmig-

keit würde einen solchen Missbrauch verhindern, aber ich fürchte, dass diese Bedingung das Ausmaß der Bestechungen doch eher vergrößert hat.«

»Ich arbeite für Taylor Hayes. Er ist ein amerikanischer Rechtsanwalt mit engen Beziehungen zu ausländischen Investoren in Russland.«

»Ich kenne Mr. Hayes.«

»Könnten Sie ihn anrufen und ihm mitteilen, wo ich mich aufhalte?«

»Selbstverständlich. Aber könnten Sie mir bitte sagen, warum Sie in San Francisco sind und sich Zugang zum Banksafe der Commerce & Merchants Bank verschafft haben?«

Lord lehnte sich hinten an. »Ich bin mir nicht sicher, ob Sie mir glauben, wenn ich es Ihnen sage.«

»Dann machen wir doch die Probe aufs Exempel.«

»Ich suche nach Alexej und Anastasia Romanow.«

Auf der anderen Seite der Leitung kam es zu einer langen Pause. Witenka warf ihm einen erstaunten Blick zu.

»Könnten Sie mir das erklären, Mr. Lord?«, kam die Stimme aus dem Lautsprecher.

»Anscheinend konnten diese beiden Romanow-Kinder aus Jekaterinburg entkommen und wurden von Felix Jusupow hierher in die Vereinigten Staaten gebracht. Er erfüllte eine Prophezeiung, die Rasputin im Jahre 1916 ausgesprochen hatte. Dafür fand ich Belege in den Moskauer Archiven.«

»Womit wollen Sie das beweisen?«

Bevor er noch antworten konnte, war von draußen das Heulen eines Notfallwagens zu hören, der unten auf der

Straße vorbeifuhr. Normalerweise hätte er dem keine Aufmerksamkeit geschenkt, aber dasselbe Heulen ertönte auch aus dem Lautsprecher.

Lord war sofort klar, was das zu bedeuten hatte.

Er sprang auf die Beine und schoss aus dem Raum.

Witenka rief seinen Namen.

Lord riss die Tür auf und sah in Hängelids Grinsegesicht. Hinter ihm stand Felix Oleg. Hängelid schlug Lord die Faust ins Gesicht. Er taumelte rückwärts und stieß gegen Witenkas Tisch. Aus seiner Nase strömte Blut. Sein Blick flimmerte, das Zimmer verschwand – und war wieder da.

Oleg stürmte vor und schlug auf ihn ein.

Lord ging zu Boden. Jemand sagte etwas, aber er konnte die Wörter nicht mehr auseinander halten.

Obwohl er dagegen ankämpfte, umfing ihn Dunkelheit.

36

Lord wachte auf. Er war auf denselben Stuhl gefesselt, auf dem er während seines Gesprächs mit Witenka gesessen hatte, die Arme und Beine mit Isolierband fixiert und den Mund zugeklebt. Seine Nase tat weh, und Pullover und Jeans waren mit Blut befleckt. Er konnte zwar noch sehen, doch sein rechtes Auge war zugeschwollen, und die drei Männer, die vor ihm standen, wirkten verschwommen.

»Aufwachen, Mr. Lord.«

Er konzentrierte sich auf den Sprecher. Oleg. Er sprach Russisch.

»Sie können mich gewiss verstehen. Ich schlage vor, Sie geben zu erkennen, ob Sie mich hören oder nicht.«

Er schüttelte leicht den Kopf.

»Gut. Wie schön, Sie hier in Amerika, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, wiederzusehen. Ein wunderbares Land, nicht wahr?«

Hängelid trat vor und rammte Lord die Faust zwischen die Beine. Der Schmerz fuhr Lord wie ein Stromstoß durchs Rückgrat und trieb ihm die Tränen in die Augen. Das Band über seinem Mund erstickte seinen Schrei. Sein Atem ging pfeifend vom verzweifelten Bemühen, durch die schmerzende Nase genug Luft zu bekommen.

»Verdammter *Tschorni*«, knurrte Hängelid.

Er holte erneut zum Schlag aus, doch Oleg packte seine Faust. »Genug. Sonst wird er wertlos für uns.« Oleg schob Hängelid zum Schreibtisch zurück und trat dann näher an Lord heran. »Mr. Lord, dieser Herr hier mag Sie nicht. Sie haben ihm Spray in die Augen gesprüht und ihn auf den Kopf geschlagen. Er würde Sie nur zu gerne umbringen, und dagegen hätte ich auch gar nichts einzuwenden, aber die Leute, für die ich arbeite, brauchen ein paar Informationen von Ihnen. Sie haben mir die Vollmacht erteilt, Ihnen im Tausch für Ihre Kooperation das Leben zu schenken.«

Lord glaubte ihm keine Sekunde. Offensichtlich verrieten seine Augen dieses Misstrauen.

»Sie glauben mir nicht. Ausgezeichnet. Nun, es ist in der Tat eine Lüge. Sie werden sterben, das ist sicher. Aber

Ihre Kooperationsbereitschaft wird die Art Ihres Todes beeinflussen.« Oleg hatte sich dicht über ihn gebeugt, und sein Gestank nach billigem Fusel vermischte sich mit dem Geruch von Lords Blut. »Es gibt zwei Möglichkeiten. Eine Kugel in den Kopf, was schnell und schmerzlos ist, oder das hier.« Oleg zeigte ihm ein Stück Isolierband, das von seinem ausgestreckten Zeigefinger herabbaumelte, riss es los und drückte es über Lords gebrochener Nase fest.

Der Schmerz ließ ihm erneut die Tränen in die Augen schießen, doch wirklich alarmierend war das plötzliche Ausbleiben des Atems. Jetzt, wo Nase und Mund verschlossen waren, war der Sauerstoffrest in seiner Lunge bald verbraucht. Dabei war nicht nur das Einatmen, sondern auch das Ausatmen unmöglich, und der hochschießende Kohlendioxidpegel führte dazu, dass er langsam das Bewusstsein verlor. Kurz bevor die Dunkelheit ihn überwältigte, riss Oleg ihm das Band von der Nase.

Keuchend sog Lord seine Lunge mit Luft voll.

Mit jedem Atemzug rann ihm Blut in die Kehle. Er konnte es nicht ausspucken und schluckte es daher hinunter, sog weiter die Luft durch die Nase ein und kostete nun seinen Atem, den er bisher für selbstverständlich gehalten hatte, aufs Letzte aus.

»Die zweite Option ist nicht besonders angenehm, nicht wahr?«, fragte Oleg.

Wenn er gekonnt hätte, hätte er Felix Oleg mit bloßen Händen erwürgt. Ohne das geringste Zögern und ohne einen Hauch von schlechtem Gewissen. Wieder verrieten ihn seine Augen.

»Was für ein Hass. Sie würden mich jetzt am liebsten

umbringen, nicht wahr? So ein Pech, dass Sie niemals Gelegenheit dazu bekommen werden. Wie schon gesagt, Sie werden sterben. Die einzige Frage ist, ob es schnell geht oder lange dauert. Und ob Akilina Petrowa Ihnen Gesellschaft leisten wird.«

Als Akilinas Name fiel, verhakte Lords Blick sich in Olegs Augen.

»Dachte ich mir doch, dass das Ihre Aufmerksamkeit wecken würde.«

Filip Witenka trat hinter Oleg. »Das geht aber jetzt zu weit! Als ich die Information an Moskau weitergab, war von Mord nicht die Rede.«

Oleg wandte sich zu ihm um. »Setz dich und halt die Klappe.«

»Was denken Sie eigentlich, mit wem Sie hier reden?«, blaffte Witenka ihn an. »Ich bin der Generalkonsul dieses Konsulats. Keiner von der Moskauer *Milizija* erteilt mir Befehle.«

»Der hier schon.« Oleg machte Hängelid ein Zeichen. »Schaff mir diesen Idioten aus dem Weg.«

Witenka wurde zurückgestoßen. Der Konsul befreite sich rasch aus Hängelids Griff und sagte: »Ich rufe Moskau an. Ich halte das hier für gänzlich unnötig. Irgendetwas stimmt hier nicht.«

Die Tür zum Büro ging auf, und ein älterer Herr mit einem länglichen, zernarbten Gesicht und runzligen Augen in der Farbe glänzend polierter Pennystücke trat ein. Er trug einen dunklen Geschäftsanzug.

»Konsul Witenka, keiner wird Moskau anrufen. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?«

Witenka zögerte einen Moment, während er diese Worte verarbeitete. Lord erkannte die Stimme. Er hatte sie eben im Lautsprecher des Telefons gehört. Witenka zog sich in einen Winkel des Büros zurück.

Der neue Mann trat vor. »Ich bin Maxim Zubarew. Wir haben uns eben unterhalten. Offensichtlich ist unsere kleine Finte schief gelaufen.«

Oleg trat zurück. Anscheinend hatte dieser ältere Herr hier das Kommando.

»Der Inspektor hat Ihnen ganz richtig gesagt, dass Sie sterben werden. Ich bedaure das, habe aber keine andere Wahl. Ich kann Ihnen aber versprechen, dass wir Fräulein Petrowa verschonen werden. Wir haben keinen Grund, sie mit in diese Sache hineinzuziehen, solange sie keine relevanten Informationen besitzt. Natürlich haben wir bisher nicht erfahren, was Sie eigentlich wissen. Ich werde jetzt veranlassen, dass Inspektor Oleg ihnen den Klebestreifen vom Mund nimmt.« Der ältere Herr machte Hängelid ein Zeichen, der sofort die Tür zum Gang schloss. »Sie können sich die Mühe sparen, gleich um Hilfe zu rufen. Dieser Raum ist schallisoliert. Aber vielleicht können wir uns ja gesittet unterhalten. Wenn ich überzeugt bin, dass Sie die Wahrheit sagen, werden wir Fräulein Petrowa in Ruhe lassen.«

Zubarew trat zurück, und Oleg riss Lord den Klebestreifen vom Mund. Lord bewegte die Kinnladen, um sie wieder beweglich zu machen.

»Besser, Mr. Lord?«, fragte Zubarew.

Lord erwiderte nichts.

Zubarew zog einen Stuhl heran und setzte sich Lord gegenüber. »Jetzt sagen Sie mir, was Sie am Telefon sagen

wollten, bevor Sie das Gespräch abbrachen. Welche Beweise haben Sie für Ihre Überzeugung, dass Alexej und Anastasia Romanow die Machtergreifung der Bolschewiken überlebten?»

»Sie haben Baklanow gekauft, nicht wahr?»

Der Ältere seufzte. »Ich sehe nicht, inwiefern das von Bedeutung sein sollte, aber in der Hoffnung auf Ihre Kooperation will ich es Ihnen sagen. Ja. Derzeit könnte nur noch eines seine Krönung verhindern, nämlich das Auftauchen direkter Nachfahren Nikolaus II.«

»Was bezwecken Sie eigentlich damit?»

Zubarew lachte. »Es geht um Stabilität, Mr. Lord. Die Wiedereinsetzung eines Zaren könnte nicht nur meine Interessen massiv berühren, sondern auch die Interessen zahlreicher anderer Personen. Waren Sie denn nicht aus diesem Grunde in Moskau?»

»Ich hatte keine Ahnung, dass Baklanow eine Marionette ist.«

»Er ist eine willige Marionette, und wir sind geschickte Marionettenspieler. Russland wird unter seiner Herrschaft gedeihen, und wir nicht minder.«

Zubarew untersuchte beiläufig die Fingernägel seiner rechten Hand und sah dann Lord an. »Wir wissen, dass Fräulein Petrowa sich hier in San Francisco aufhält. Sie befindet sich allerdings nicht länger in ihrem Hotel. Ich habe inzwischen Männer auf die Suche nach ihr geschickt. Falls ich sie finde, bevor Sie mir sagen, was Sie wissen, wird es keine Gnade geben. Die Männer werden es dann nach Herzenslust mit ihr treiben und tun, wonach ihnen der Sinn steht.«

»Wir sind hier nicht in Russland«, bemerkte Lord.

»Richtig. Aber genau dort wird sie sich befinden, wenn es so weit kommt. Im Flughafen wartet schon ein Flugzeug darauf, sie zurückzubringen. Sie ist zum Verhör vorgeladen, was wir bereits mit Ihren Grenzbehörden abgeklärt haben. Ihr FBI hat sogar Hilfe angeboten, um Sie und Fräulein Petrowa aufzuspüren. Internationale Kooperation ist doch etwas Wunderbares, nicht wahr?«

Lord wusste, was er zu tun hatte. Er konnte nur hoffen, dass Akilina die Stadt verließ, wenn er selbst nicht wie versprochen in den Zoo kam. Und so hoffte er bei Gott, dass sie klug genug war, den Flughafen zu meiden. Es machte ihn traurig, dass er sie niemals Wiedersehen würde. »Ich werde Ihnen einen Scheißdreck sagen.«

Zubarew stand auf. »Wie Sie wollen.«

Als Zubarew den Raum verließ, klebte Oleg Lord erneut den Mund mit einem Streifen Isolierband zu.

Hängelid trat näher, grinsend.

Lord hoffte auf ein rasches Ende, wusste aber, dass es nicht so kommen würde.

Hayes blickte vom Lautsprecher auf, als Maxim Zubarew den Raum betrat. Über ein Zimmermikrofon hatte er den gesamten Wortwechsel mit Lord verfolgt.

Er selbst, Chruschtschow, Hängelid und Oleg waren in der vergangenen Nacht wenige Stunden nach dem Anruf, der ihnen von Lords Auftauchen berichtete, aus Moskau abgeflogen. Die elf Stunden Zeitdifferenz ermöglichten es ihnen, die neuntausend Meilen rechtzeitig zurückzulegen, sodass sie in San Francisco eintrafen, als Lord dort gerade

zu Mittag aß. Dank Zubarews Regierungsverbindungen ließen sich Polizeivisa für Oleg und Hängelid arrangieren. Was Chruschtschow Lord gerade gesagt hatte, entsprach der Wahrheit. Mit einem Telefongespräch hatte man sich der Hilfe des FBI und der Grenzkontrollen versichert, um Lord und Akilina Petrowa gegebenenfalls abzufangen, wobei Hayes allerdings alle weitergehenden Angebote der US-Behörden abgelehnt hatte, da er hoffte, die Situation im Griff zu haben. Unter Vorwand eines russischen Haftbefehls wegen Mordes hatte man mit dem US-Außenministerium für Lord und Petrowa eine ungehinderte Rückführung von Kalifornien nach Russland arrangiert, um dafür zu sorgen, dass die Grenzbeamten am Flughafen von San Francisco keine Fragen stellten. Auf diese Weise wollte man eine Enthüllung vereiteln und Lords weiteren Aktivitäten einen Riegel vorschieben. Das Problem bestand allerdings darin, dass man, abgesehen von der unglaublichen Behauptung, in den Vereinigten Staaten lebe ein unmittelbarer Nachfahre Nikolaus' II. noch immer nicht wirklich wusste, hinter was Lord eigentlich her war.

»Ihr Mr. Lord ist ein Dickschädel«, maulte Chruschtschow, als er die Tür zumachte.

»Aber warum?«

Chruschtschow setzte sich. »Das ist die Frage des Tages. Als ich das Zimmer verließ, legte Oleg gerade zwei Drähte einer Lampe frei. Wenn ein paar Stromstöße durch Lords Körper fließen, löst ihm das vielleicht die Zunge, bevor wir ihn liquidieren.«

Durch den Lautsprecher hörte Hayes Hängelids Stimme, der Oleg aufforderte, den Stecker wieder in die Dose

zu stecken. Dann füllte ein vom Lautsprecher verstärkter fünfzehn Sekunden langer Schrei den Raum.

»Vielleicht überlegen Sie es sich ja noch einmal und erzählen uns, was wir wissen wollen«, vernahm man Olegs Stimme.

Keine Antwort.

Ein weiterer Schrei. Diesmal länger.

Chruschtschow streckte die Hand nach einem Teller Pralinen aus und ertastete eine Schokoladenkugel. Er wickelte sie aus ihrer Goldfolie und steckte die Leckerei in den Mund. »Die beiden werden die Stromstöße verstärken, bis sein Herz schlappmacht. Ein schmerzhafter Tod erwartet ihn.«

Chruschtschows Stimme klang kühl, doch Hayes hatte wenig Mitleid mit Lord. Der Dummkopf hatte ihn in eine schwierige Lage gebracht, und sein irrationales Verhalten gefährdeten eine langwierige Planung und Millionen von Dollar. Jetzt war er genauso erpicht auf Informationen wie die Russen.

Ein weiterer Schrei erschütterte den Lautsprecher.

Das Telefon auf dem Schreibtisch läutete, und Hayes nahm ab. Eine Stimme am anderen Ende der Leitung informierte ihn, dass die Zentrale einen Anruf für Miles Lord empfangen habe. Die Rezeptionistin hielt ihn für wichtig und wollte nachfragen, ob Lord den Anruf entgegennehmen könne.

»Nein«, erklärte Hayes. »Mr. Lord ist gerade in einer Besprechung. Stellen Sie den Anruf hierher durch.« Er legte die Hand auf das Mundstück. »Stellt diesen Lautsprecher aus.«

Ein Klicken im Ohr und im Hörer war eine Frauenstimme zu hören: »Miles? Ist alles in Ordnung?« Sie sprach Russisch.

»Mr. Lord ist derzeit nicht zu sprechen. Er hat mich gebeten, Ihren Anruf entgegenzunehmen«, antwortete Hayes.

»Wo ist Miles? Und wer sind Sie?«

»Sie müssen Akilina Petrowa sein.«

»Woher wissen Sie das?«

»Fräulein Petrowa. Es ist wichtig, dass wir uns miteinander unterhalten.«

»Ich habe nichts zu sagen.«

Hayes machte ein Zeichen, den Lautsprecher wieder einzuschalten. Sofort erschallte ein von statischem Knistern umrauschter Schrei.

»Haben Sie das gehört, Fräulein Petrowa? Das war Miles Lord. Er wird im Moment von einem entschlossenen Angehörigen der Moskauer *Milizija* verhört. Sie können seinen Schmerzen ein Ende machen, wenn Sie uns mitteilen, wo Sie sich derzeit aufhalten, und dort auf uns warten.«

Schweigen am anderen Ende der Leitung.

Wieder ein Schrei.

»Er wird mit Stromströßen traktiert. Ich habe meine Zweifel, ob sein Herz noch lange durchhält.«

Ein Klicken im Telefon. Dann Stille.

Er starrte den Hörer an.

Der Schrei verstummte.

»Die Schlampe hat aufgelegt.« Hayes sah Chruschtschow an. »Ganz schön entschlossen, die beiden, nicht wahr?«

»Allerdings. Wir müssen in Erfahrung bringen, was sie wissen. Ihre Idee mit der Falle für Lord war gut, ist aber leider fehlgeschlagen.«

»Ich wette, diese beiden sind besser aufeinander abgestimmt, als wir denken. Lord hat klug daran getan, sie im Hintergrund zu lassen. Aber da die beiden ja hofften, dies hier wäre möglicherweise keine Falle, müssen sie einen Treffpunkt vereinbart haben.«

Zubarew seufzte. »Leider gibt es keine Möglichkeit, die Petrowa zu finden.«

Hayes lächelte. »Oh, sagen Sie das nicht.«

37

16.30 Uhr

Akilina drängte die Tränen zurück. Sie stand vor einem Münztelefon, und auf dem Bürgersteig eilten Passanten vorüber. Noch meinte sie Lords Schrei im Ohr zu haben. Was sollte sie tun? Lord hatte ihr ausdrücklich verboten, sich an die Polizei zu wenden, und ihr eingeschärft, nicht zum russischen Konsulat zu kommen. Vielmehr sollte sie ein neues Hotel beziehen und um achtzehn Uhr im Zoo auf ihn warten. Nur wenn er dort nicht auftauchte, sollte sie sich mit den amerikanischen Behörden in Verbindung setzen, und zwar vorrangig mit jemandem vom Außenministerium.

Sie war zutiefst aufgewühlt. Was hatte der Mann am

Telefon gesagt? »Er wird mit Stromstößen traktiert. Ich habe meine Zweifel, ob sein Herz noch lange durchhält.« Er hatte das so gesagt, als hätte er keinerlei Skrupel zu morden. Sein Russisch war gut, doch sie bemerkte darin einen amerikanischen Akzent, was ihr sonderbar vorkam. Waren die amerikanischen Behörden ebenfalls korrupt? Arbeiteten sie vielleicht mit eben den Russen zusammen, die hinter Lord und ihr selbst her waren?

Den Blick zu Boden gerichtet, hielt sie den Hörer umklammert und nahm niemanden wahr, bis sie eine Hand auf der rechten Schulter spürte. Sie drehte sich um, und eine ältere Frau sagte etwas zu ihr. Sie konnte nur die Worte *Sie* und *fertig* verstehen. Jetzt strömten ihr Tränen aus den Augen. Die Frau bemerkte, dass sie weinte, und ihr Gesicht wurde weicher. Akilina riss sich zusammen, wischte sich schnell die Tränen aus den Augen und flüsterte *spasibo* in der Hoffnung, dass die Frau das russische Wort für »Danke« verstand.

Dann mischte sie sich in den Passantenstrom. Mit dem Geld, das Lord ihr gegeben hatte, hatte sie bereits ein Zimmer in einem neuen Hotel bezogen. Das Ei, die Goldbarren und die Zeitung hatte sie jedoch nicht, wie von Lord empfohlen, im Hotelsafe zurückgelassen. Stattdessen trug sie diese Gegenstände bei sich in einer Schultertasche, in der Lord bisher seine Toilettenartikel und Ersatzkleidung verstaut hatte. Sie wollte sie nichts und niemandem anvertrauen.

In den letzten zwei Stunden war sie zu Fuß herumgelaufen, in Cafés und Läden geschlüpft und wieder davongehuscht. Immer wieder hatte sie sich vergewissert, dass

niemand ihr folgte. Sie war sich ziemlich sicher, unbeobachtet zu sein. Aber wo befand sie sich? Eindeutig westlich der Commerce & Merchants Bank jenseits des Bankenviertels der Stadt. Hier gab es zahlreiche Antiquitätengeschäfte, Kunstgalerien, Juweliere, Geschenkboutiquen, Buchhandlungen und Restaurants. Sie war ziellos umhergewandert. Das einzig Wichtige war, den Rückweg zu ihrem neuen Hotel zu wissen, doch sie hatte eines der Hotelwerbeblätter mitgenommen und konnte es jederzeit einem Taxifahrer zeigen.

Zu dieser Stelle der Stadt hatte sie ein Glockenturm gelockt, den sie aus einigen Blocks Entfernung bemerkt hatte. Die Architektur mit den vergoldeten Kreuzen und der Kuppel war unverkennbar russisch. Die Bauweise erinnerte Akilina an ihre Heimat, doch der Türgiebel, die mit Bossenwerk versehenen Steinmauern und eine Balustrade verwiesen deutlich auf fremde Einflüsse. Dank einer kyrillischen Transkription unter dem englischen Schild konnte sie den Namen lesen – *Holy Trinity Cathedral* – und kam zu dem Schluss, dass es sich um eine russisch-orthodoxe Kirche handeln musste. Es war ihr, als würde sie in dem Gebäude Sicherheit finden, und rasch überquerte sie die Straße und trat ein.

Das Innere hatte die traditionelle Kreuzform, und der Altar war nach Osten ausgerichtet. Sie sah hoch zur Kuppel, von deren Mitte ein schwerer Messingkronleuchter herabhing. Von Messingleuchtern, die mit dicken, im gedämpften Licht flackernden Kerzen bestückt waren, wehte ein Hauch von Bienenwachs herüber und überlagerte den in der Luft hängenden Weihrauchgeruch. Von über-

all blickten ihr Ikonen entgegen – von den Wänden, den Buntglasscheiben der Fenster und von der Ikonostase, die Altarraum und Gemeinde trennte. In der Kirche ihrer Jugend war diese Absperrung offener gewesen und hatte freie Sicht auf die Priester dahinter geboten. Dies hier war jedoch eine feste Zwischenwand, mit rotgoldenen Bildern von Jesus und der Jungfrau Maria bemalt, und nur die offenen Türen gestatteten einen Blick in den Raum dahinter. Kirchenbänke oder -stühle waren nicht zu sehen. Offensichtlich begingen die Menschen hier, wie auch in Russland, den Gottesdienst stehend.

In der Hoffnung, dass Gott ihr in ihrer Notlage beistehen würde, trat sie vor einen Seitenaltar und begann zu weinen. Eigentlich hatte sie nicht nah ans Wasser gebaut, aber der Gedanke, dass Miles Lord gefoltert und vielleicht zu Tode gequält wurde, war einfach zu viel für sie. Sie sollte zur Polizei gehen, aber irgendetwas mahnte sie zur Vorsicht, als sei das nicht der richtige Weg. Bei den Behörden konnte man nicht unbedingt auf Rettung hoffen. Das war eine Lektion, die ihre Großmutter ihr eingetrichtert hatte.

Sie bekreuzigte sich und begann zu beten, murmelte Gebete, die man sie als Kind gelehrt hatte.

»Gibt es ein Problem, mein Kind?«, fragte hinter ihr eine Männerstimme auf Russisch.

Sie drehte sich um und blickte einem Priester mittleren Alters ins Gesicht, der in die schwarze Robe der orthodoxen Kirche gehüllt war. Er trug nicht den für russische Priester üblichen Kopfschmuck, doch ein Silberkreuz hing von seinem Hals, ein Symbol, das sie lebhaft an ihre

Kindheit erinnerte. Rasch wischte sie sich die Augen trocken und versuchte, sich wieder in die Gewalt zu bekommen.

»Sie sprechen Russisch«, bemerkte sie.

»Ich bin in Russland zur Welt gekommen. Ich habe Ihr Gebet gehört. Man hört hier nur selten jemanden so gut in unserer Muttersprache sprechen. Sind Sie zu Besuch hier?«

Nicken.

»Was bereitet Ihnen Kummer?« Die gelassene Stimme des Mannes war beruhigend.

»Es geht um einen Freund. Er befindet sich in Gefahr.«

»Können Sie ihm helfen?«

»Ich weiß nicht wie.«

»Nun, Sie sind zum rechten Ort gekommen, um Führung zu suchen.« Der Priester zeigte auf die Bilderwand.
»Es gibt keinen besseren Ratgeber als unseren Herrn.«

Akilinas Großmutter war eine fromme orthodoxe Christin gewesen und hatte sich bemüht, ihrer Enkelin Vertrauen in den Himmel zu vermitteln. Doch bis zu diesem Moment hatte sie Gott niemals wirklich *gebraucht*. Ihr war klar, dass der Priester letztlich nicht verstehen würde, was vor sich ging, und wollte nichts von sich preisgeben. Daher fragte sie: »Haben Sie die Vorgänge in Russland verfolgt, Vater?«

»Mit großem Interesse. Ich hätte selbst für die Restauration gestimmt. Für Russland ist es das Beste.«

»Warum sagen Sie das?«

»Viele Jahrzehnte lang war es in unserem Heimatland verboten, von der Seele zu reden. Die Kirche wurde beinahe ausgelöscht. Vielleicht können die Russen jetzt in

ihren Schutz zurückkehren. Die Sowjets hatten entsetzliche Angst vor Gott.«

Das war eine sonderbare Feststellung, doch Akilina fand sie zutreffend. Alles, was die Gestalt einer Opposition hätte annehmen können, war als Bedrohung angesehen worden. Mutter Kirche, einige Gedichte, eine alte Frau.

Der Priester erklärte: »Ich lebe hier schon viele Jahre. Dieses Land ist nicht der Ort des Grauens, als der es uns geschildert wurde. Die Amerikaner wählen ihren Präsidenten alle vier Jahre mit großem Trara. Aber gleichzeitig rufen sie ihm immer wieder in Erinnerung, dass er ein Mensch ist und dass Menschen fehlbar sind. Ich habe gelernt, dass eine Regierung umso achtenswerter ist, je weniger sie sich glorifiziert. Unser neuer Zar sollte sich daran ein Beispiel nehmen.«

Sie nickte. War das eine Botschaft?

»Liegt Ihnen Ihr Freund, der in Schwierigkeiten steckt, sehr am Herzen?«, fragte der Priester.

Diese Frage weckte ihre ganze Aufmerksamkeit, und sie antwortete ehrlich: »Ja. Er ist ein guter Mensch.«

»Sie lieben ihn?«

»Wir kennen uns erst seit kurzem.«

Der Priester zeigte auf ihre Schultertasche. »Sind Sie unterwegs? Auf der Flucht?«

Ihr war klar, dass dieser Geistliche nichts verstand und nicht verstehen konnte. Lord hatte ihr aufgetragen, sich erst jemandem anzuvertrauen, wenn er bis achtzehn Uhr nicht aufgetaucht war, und sie war fest entschlossen, seine Anweisung zu befolgen. »Ich kann nirgendwohin fliehen, Vater. Meine Probleme sind hier.«

»Leider verstehe ich Ihre Lage nicht. Und in der Schrift steht, dass die Blinden nicht die Blinden führen sollen, sonst landen beide im Graben.«

Akilina lächelte. »Ich verstehe es auch nicht richtig. Aber ich muss eine Verpflichtung erfüllen. Und die quält mich in diesem Moment.«

»Sie hat mit diesem Mann zu tun, den Sie vielleicht – oder vielleicht nicht – lieben?«

Nicken.

»Möchten Sie, dass wir für ihn beten?«

Das konnte gewiss nichts schaden. »Ja, das ist vielleicht eine Hilfe, Vater. Und können Sie mir danach den Weg zum Zoo beschreiben?«

38

Lord öffnete die Augen und erwartete, einen weiteren Stromstoß zu erhalten oder einen Streifen Isolierband über die Nase gedrückt zu bekommen. Er wusste nicht, was schlimmer war. Doch dann merkte er, dass er nicht mehr auf den Stuhl gefesselt war. Er lag lang ausgestreckt auf dem Parkett und seine aufgeschnittenen Fesseln baumelten von Beinen und Armlehnen des Stuhls herunter. Keiner seiner Folterer war anwesend, das Büro nur von drei Lampen und dem bleichen Sonnenlicht erhellt, das durch halb durchlässige Vorhänge von den raumhohen Fenstern hereinfiel.

Als die Stromstöße völlig ungehindert durch seinen

Körper schossen, war der Schmerz immer unerträglicher geworden. Oleg hatte sich ein Vergnügen daraus gemacht, die Kontakte zu verschieben, von der Stirn zur Brust und schließlich in den Schritt, sodass seine Leiste jetzt von Hängelids Schlägen und den Stromstößen schmerzte, die durch seine Genitalien geschossen waren. Es war, als hätte man kaltes Wasser auf einen schmerzenden Zahn gegossen, ein so intensiver Schmerz, dass er fast das Bewusstsein verlor. Doch er versuchte durchzuhalten, wach und aufmerksam zu bleiben. Er durfte nicht in einen halb bewussten Zustand gleiten, in dem er vielleicht etwas über Akilina preisgeben würde. Über die Wichtigkeit irgendeines legendären Erben der Romanows ließ sich streiten. Über Akilinas Bedeutung dagegen nicht.

Er versuchte mühsam, sich aufzurichten, doch seine rechte Wade war taub, und er konnte kaum stehen. Die Ziffern auf seiner Uhr schienen verschwommen zu flackern. Schließlich konnte er siebzehn Uhr fünfzehn erkennen. In spätestens fünfundvierzig Minuten musste er sich mit Akilina treffen.

Er hoffte, dass man sie nicht gefunden hatte. Aus der Tatsache, dass er noch lebte, konnte er vielleicht schließen, dass seine Folterer in diesem Punkt gescheitert waren. Als sie um fünfzehn Uhr dreißig im Konsulat angerufen hatte und nicht mit ihm sprechen konnte, war sie gewiss seinen Anweisungen gefolgt.

Wie dumm er gewesen war, Filip Witenka in der Annahme zu vertrauen, dass die Tausende von Meilen zwischen ihm und Moskau ein ausreichender Sicherheitsabstand seien. Offensichtlich hatten die Personen, die sich

für ihn interessierten, ausreichend gute Beziehungen, um einen Zugriff über internationale Grenzen hinweg durchzusetzen, was bedeutete, dass die Regierungsmaschinerie auf hoher oder höchster Ebene involviert war. Lord beschloss, diesen Fehler kein zweites Mal zu begehen. Von jetzt an würde er nichts und niemandem mehr vertrauen. Außer Akilina und Taylor Hayes. Auch sein Chef hatte Beziehungen. Vielleicht waren diese gut genug, um das, was derzeit geschah, zu unterbinden.

Aber eins nach dem anderen. Erst einmal musste er hier rauskommen.

Oleg und Hängelid waren bestimmt in der Nähe, vermutlich unmittelbar vor der Tür. Er versuchte, sich in Erinnerung zu rufen, was geschehen war, bevor er das Bewusstsein verlor, doch er konnte sich nur an immer stärkere Stromstöße erinnern, die durch seinen Körper schossen, so stark, dass sein Herz geflattert hatte. Er hatte direkt in Olegs schwarze Augen gestarrt und darin Freude gesehen. Das Letzte, woran er sich vor seiner Ohnmacht erinnern konnte, war, dass Hängelid den Inspektor beiseite geschoben und gesagt hatte, jetzt sei er einmal an der Reihe.

Lord versuchte ein weiteres Mal, sich aufzurichten, doch augenblicklich wurde er von einem Schwindel erfasst.

Die Bürotür flog auf. Hängelid und Oleg kamen hereingeschlendert.

»Gut, Mr. Lord. Sie sind wach«, sagte Oleg auf Russisch.

Die beiden Russen rissen ihn vom Boden hoch. Sofort drehte sich der Raum im Kreis, und ihm wurde speiübel. Er verdrehte die Augen und glaubte schon, gleich wieder

ohnmächtig zu werden, als ein kalter Schwall Wasser ihm plötzlich ins Gesicht klatschte. Es kam so überraschend wie ein Stromstoß, doch während der Strom ihn versengt hatte, wirkte das Wasser beruhigend, und der Schwindel legte sich allmählich.

Er fasste die beiden Männer ins Auge.

Hängelig hielt ihn von hinten aufrecht. Oleg stand vor ihm, einen leeren Eimer in der Hand.

»Immer noch durstig?«, fragte der Inspektor sarkastisch.

»Fick dich ins Knie«, brachte er heraus.

Oleg verpasste ihm mit dem Handrücken einen kräftigen Schlag auf die Kinnlade. Der Schmerz belebte ihn. Er schmeckte Blut im Mundwinkel und wollte sich befreien, um auf das Dreckschwein loszugehen.

»Unglücklicherweise«, bemerkte Oleg, »möchte der Konsul nicht, dass hier vor Ort ein Mord geschieht. Daher haben wir eine kleine Reise für Sie arrangiert. Wie ich hörte, gibt es hier ganz in der Nähe eine Wüste. Der perfekte Ort, um eine Leiche zu begraben. Ich komme aus einem kalten Land. Ein wenig warme, trockene Luft wäre zur Abwechslung ganz hübsch.« Oleg trat dicht an Lord heran. »Auf der Rückseite des Konsulats wartet ein Wagen auf uns. Sie werden keinen Laut von sich geben. Es ist keiner da, der Ihre Hilferufe hören könnte, und falls Sie draußen auch nur einen Muckser machen, schneide ich Ihnen die Kehle durch. Ich persönlich würde Sie lieber hier umbringen. Jetzt an Ort und Stelle. Aber Befehl ist Befehl, da geben Sie mir doch Recht?«

Plötzlich hatte Oleg ein langes, gebogenes Messer in

der Hand, dessen Klinge deutlich anzusehen war, dass sie vor kurzem geschliffen worden war. Der Polizist reichte das Messer an Hängelid weiter, der Lord die flache Seite der Klinge an die Kehle drückte.

»Ich schlage vor, dass Sie langsam und ruhig losgehen«, sagte Oleg.

Diese Ermahnung berührte Lord nicht sonderlich. Er war nach der Folter noch immer benommen und besaß kaum genug Kraft, sich auf den Beinen zu halten. Doch er versuchte, Kraft zu sammeln, um sofort reagieren zu können, wenn sich irgendeine Chance bot.

Hängelid schob ihn aus dem Büro in eine Abteilung für Schreibkräfte, in der sich jetzt niemand mehr aufhielt. Sie gingen die Treppe hinunter und an einer Reihe von Büroräumen vorbei, die alle leer und dunkel dalagen. Die flüchtigen Blicke, die er durch die Fenster werfen konnte, zeigten ihm, dass der Tag schon in die Nacht überging.

Oleg ging voran und blieb vor einer schönen, hölzernen Kassettentür stehen, die er entriegelte und dann aufstieß. Dahinter hörte man das Brummen eines laufenden Automotors, und Lord blickte auf die geöffnete Hintertür eines schwarzen Sedan, dessen Auspuffgas in einer grauen Wolke aufstieg und über das Wagendach davonstob. Der Inspektor gab Hängelid ein Zeichen, den Gefangenen zum Auto zu führen.

»*Stoi*«, ertönte eine Stimme von hinten. Halt.

Lord sah, dass Oleg sich umdrehte. Filip Witenka fegte an Lord vorbei und marschierte direkt auf Oleg zu. »Ich hatte Ihnen gesagt, Inspektor, dass Sie diesen Mann in Ruhe lassen sollen.«

»Und ich hatte Ihnen gesagt, Konsul, dass diese Angelegenheit Sie nichts angeht.«

»Ihr Herr Zubarew ist abgereist. Hier habe ich zu bestimmen. Ich habe mit Moskau telefoniert, und man hat mir aufgetragen, nach meinem Ermessen zu handeln.«

Oleg packte das Jackett des Diplomaten mit beiden Händen und rammte ihn gegen die Wand.

»Xaver«, schrie Witenka.

Lord hörte, wie jemand durch den Korridor gerannt kam, und gleich darauf stürzte sich ein untersetzter Mann auf Oleg. Diesen Moment des Aufruhrs nutzte Lord, um Hängelid den Ellbogen in den Magen zu rammen. Dem Waschbrettbauch seines Gegners konnte das nichts anhaben, doch gelang es Lord, das Sonnengeflecht zwischen den Rippenbögen zu treffen und von dort nach oben zu drücken.

Hängelid atmete keuchend aus.

Lord schob die Hand, die das Messer hielt, beiseite. Der kräftige Mann, der sich Oleg vorgenommen hatte, bemerkte den Angriff, lenkte seine Aufmerksamkeit auf Hängelid und stürzte sich auf den Russen.

Als Lord nach draußen stürzte, behinderte Witenka einen Moment lang Oleg, was es Lord ermöglichte, unter das Vordach zu springen, unter dem das Fahrzeug mit laufendem Motor bereitstand. Im Wagen war niemand. Lord ließ sich eilig auf den Fahrersitz gleiten. Er rammte den Gang rein und drückte das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Der Wagen sprang mit einem Ruck nach vorn und die Hintertür schlug krachend zu.

Vor ihm stand ein Stahltor offen.

Er raste hindurch.

Dann bog er nach rechts in die Straße ein und schoss mit röhrendem Motor davon.

»Genug«, sagte Hayes.

Hängelid, Oleg, Witenka und der Helfer stellten ihr Gerangel ein.

Alle standen vom Boden auf.

Maxim Zubarew stellte sich neben Hayes. »Gute Show, meine Herren.«

»Und jetzt«, erklärte Hayes, »nehmen wir die Spur dieses Arschlochs auf und finden heraus, worum es hier eigentlich geht.«

39

Lord schoss mit dem Wagen um eine weitere Straßenecke und verlangsamte dann die Fahrt. Im Rückspiegel entdeckte er keine Verfolger, und die Aufmerksamkeit der Polizei wollte er im Moment wirklich nicht auf sich lenken. Die Uhr am Armaturenbrett zeigte siebzehn Uhr dreißig, also hatte er noch immer eine halbe Stunde bis zu seiner Verabredung mit Akilina. Er versuchte, sich den Stadtplan zu vergegenwärtigen. Der Zoo lag südlich des Zentrums in Meeresnähe, nicht weit von der San Francisco State University und dem Merced-See. Bei einem früheren Besuch hatte er dort einmal Forellen geangelt.

Es kam ihm vor, als läge das eine Ewigkeit zurück. Das war damals gewesen, als er einfach nur Mitarbeiter eines riesigen Rechtsanwaltsbüros war und keiner außer seiner Sekretärin und seinem Vorgesetzten sich darum kümmerte, was er so trieb. Kaum zu glauben, dass das alles gerade einmal vor einer Woche nach einem ganz normalen Essen in einem Moskauer Restaurant angefangen hatte. Artemy Bely hatte darauf bestanden, die Rechnung zu begleichen, und gesagt, dass Lord ihn ja beim nächsten Mal einladen könne. Obwohl Lord wusste, dass ein russischer Anwalt in einem ganzen Jahr weniger verdiente als er selbst in drei Monaten, hatte er diese freundliche Geste dennoch zugelassen. Er hatte Bely, einen gebildeten und unkompliziert wirkenden jungen Mann, sympathisch gefunden. Doch jetzt konnte er sich nur noch an Belys von Kugeln durchsiebte Leiche erinnern, die auf dem Bürgersteig gelegen hatte, während Oleg ihm erklärte, dass es zu viele Leichen gäbe, um sich die Mühe zu machen, sie zuzudecken.

Der Dreckskerl.

An der nächsten Kreuzung bog er Richtung Süden ab, weg von der Golden Gate Bridge und hin zur Küstenseite der Halbinsel. Die Orientierung wurde leichter, als die ersten Hinweisschilder zum Zoo auftauchten, und er folgte ihnen durch den abendlichen Stoßverkehr. Bald ließ er jedoch den Stau des Geschäftszentrums hinter sich und fuhr durch die ruhigen, baumbestandenen Hügel von St. Francis Wood, wo die Villen abseits der Straße hinter schmiedeeisernen Toren und Springbrunnen lagen.

Er war überrascht, dass er überhaupt fahren konnte, doch der Adrenalinschub, den seine Flucht ihm versetzt hatte, hatte seine Sinne belebt. Noch immer schmerzten seine Muskeln von den Stromstößen, die er erhalten hatte, und nachdem er mehrmals fast erstickt war, hatte er ein Gefühl der Atemlosigkeit, aber dennoch fühlte er sich allmählich wieder lebendiger.

»Mach einfach, dass Akilina da ist und auf mich wartet«, flüsterte er.

Lord fand den Zoo und fuhr auf einen beleuchteten Parkplatz. Die Schlüssel ließ er im Sedan zurück und eilte zum Haupttor, wo er den Eintritt bezahlte und vom Aufseher darauf aufmerksam gemacht wurde, dass der Zoo in einer Stunde schließen würde.

Der Pullover war nass vom Wasser, mit dem Oleg ihn überschüttet hatte, und die blutbefleckte grüne Wolle fühlte sich in der kühlen Abendluft wie ein feuchtes Handtuch an. Sein Gesicht schmerzte von den Schlägen und war vermutlich geschwollen. Wahrscheinlich bot er einen ziemlich schrecklichen Anblick.

Er eilte den Betonweg entlang, der von bernsteingelb leuchtenden Lampen erhellt wurde. Einige Besucher schlenderten ziellos umher, während andere schon auf dem Rückweg zum Ausgang waren. Am Primatenzentrum und dem Elefantengehege vorüber folgte er den Hinweisschildern zum Löwenhaus.

Seine Uhr zeigte Punkt sechs.

Allmählich wurde es dunkel. Nur die von dicken Wänden gedämpften Laute der Tiere störten die friedliche

Szene. Es roch nach Tierfell und Futter. Er betrat das Löwenhaus durch ein Paar doppelter Glastüren.

Akilina stand vor einem Tiger, der pausenlos hin und her ging. Lord hatte Mitgefühl mit dem gefangenen Tier – es war so eingesperrt, wie er es den ganzen Nachmittag gewesen war.

Ihr Gesicht spiegelte Erleichterung und Freude. Sie eilte auf ihn zu, und sie fielen einander in die Arme; Akilina presste ihn verzweifelt an sich. Er hielt die Zitternde fest.

»Ich wollte gerade gehen«, sagte sie. Sie fuhr ihm sanft mit der Hand über die geschwollene Kieferpartie und das blau geschlagene Auge. »Was ist passiert?«

»Oleg und einer der Männer, die hinter mir her waren, sind hier.«

»Ich hab dich durchs Telefon schreien hören.« Sie erzählte ihm von ihrem Anruf und dem Mann, mit dem sie geredet hatte.

»Der Russe, der die Befehle gab, nannte sich Zubarew. Außer Witenka muss es im Konsulat noch andere geben, die ihnen helfen. Aber ich glaube nicht, dass Witenka wirklich mit dazu gehört. Ohne ihn wäre ich gar nicht hier.« Er erzählte ihr, was vor wenigen Minuten vorgefallen war. »Ich habe mich immer wieder nach Verfolgern umgeschaut, aber es war keiner hinter mir her.« Er bemerkte die Schultertasche, die sie umgehängt hatte. »Was ist das?«

»Ich wollte diese Sachen nicht dem Hotel anvertrauen. Lieber trage ich alles bei mir.«

Er beschloss, sie nicht zu kritisieren für diese Dummheit. »Wir machen, dass wir hier wegkommen. Sobald wir

in Sicherheit sind, rufe ich Taylor Hayes an, damit er uns hilft. Die Sache ist völlig außer Kontrolle geraten.«

»Ich bin froh, dass dir nichts passiert ist.«

Plötzlich merkte er, dass sie einander immer noch in den Armen lagen, und trat zurück, um sie anzusehen.

»Nur zu«, sagte sie leise.

»Was meinst du?«

»Du darfst mich küssen.«

»Woher weißt du denn, dass ich das will?«

»Das weiß ich eben.«

Er berührte ihre Lippen mit den seinen und trat wieder zurück. »Das ist wirklich eigenartig.«

Eine der Raubkatzen im Käfig gegenüber brüllte plötzlich los.

»Meinst du, sie sind einverstanden?«, fragte er mit einem leisen Lächeln.

»Was meinst du?«, fragte sie zurück.

»Sehr sogar. Aber wir müssen hier weg. Ich bin mit einem ihrer Autos zum Zoo gefahren. Wahrscheinlich wäre es nicht gerade klug, den Wagen weiter zu fahren. Vielleicht melden sie ihn als gestohlen, und dann haben wir die Polizei auf dem Hals. Wir nehmen ein Taxi. Vorhin, beim Herkommen, habe ich einige Taxis am Zooeingang gesehen. Wir gehen in das Hotel, in dem du ein Zimmer genommen hast, und morgen besorgen wir uns einen Leihwagen. Ich denke, wir sollten den Flughafen und die hiesigen Busbahnhöfe möglichst umgehen.«

Er nahm Akilina die Schultertasche ab, hängte sie sich selber um und spürte, wie schwer die beiden Goldbarren wogen. Dann nahm er sie beim Arm, ging an ein paar Ju-

gendlichen vorbei, die einen letzten Blick auf die Tiere werfen wollten, und verließ das Löwenhaus.

Hundert Meter weiter erhaschte er unter einer der Lampen, die den Weg beleuchteten, einen Blick auf Oleg und Hängelid, die auf ihn zustürmten.

Heilige Maria Mutter Gottes! Wie hatten sie ihn gefunden?

Er packte Akilina und sie flohen in die entgegengesetzte Richtung, am Löwenhaus vorbei und auf ein hell erleuchtetes Gebäude zu, das den Namen PRIMATEN-ERLEBNISZENTRUM trug. Affen kreischten in ihren Außengehegen. Lord und Akilina folgten dem gepflasterten Pfad tiefer in das Gelände hinein und bogen dann scharf nach links ab. Vor ihnen lag eine hell erleuchtete, naturalistische Szenerie aus Bäumen und Felsen, die durch einen tiefen Graben und eine Betonmauer von den Zoobesuchern abgetrennt war. Dort bewegten sich Gorillas schwerfällig durch eine waldähnliche Landschaft. Die Gruppe bestand aus zwei erwachsenen Affen und drei kleinen Affenkindern.

Ohne im Laufen innezuhalten, bemerkte Lord sofort, dass der Pfad sich vor ihnen zu einem Rundweg gabelte, der dort anfang und endete, wo sie sich befanden. Ein hoher Zaun begrenzte das Gelände zu ihrer Linken, während rechts von ihnen eine offene Grasfläche lag, die laut Hinweisschild ein Gelände für Moschusochsen war. Etwa zehn Zoogäste beobachteten aufmerksam, wie die Gorillas von einem riesigen Futterberg fraßen, der in der Mitte des Gorillageheges aufgetürmt war.

»Wir können nirgendwohin«, sagte er verzweifelt.

Trotzdem musste er irgendetwas unternehmen!

Dann erblickte er auf der anderen Seite des Gorillaländes eine offene Gittertür in der künstlichen Felswand. Er fasste die Tiere und die Tür ins Auge. Dort mochte das Nachtlager der Gorillas sein. Vielleicht konnten Akilina und er dorthin gelangen und die Tür hinter sich zumachen, bevor sie das Interesse der Gorillas erregten.

Die Alternative war so schrecklich, dass alles andere besser war. Oleg und Hängelid kamen immer näher. Er wusste, wozu das sadistische Paar fähig war, und beschloss, es auf einen Versuch mit den Affen ankommen zu lassen. Durch den offenen Eingang in der Felswand erspähte er Lichter und eine Tür. Drinnen bewegte sich etwas. Vielleicht ein Zoowärter.

Und vielleicht gab es von dort einen Weg nach draußen.

Er schleuderte die Reisetasche durch die Luft zum Affengelände hinüber. Das Bündel landete neben einem Obstberg. Die Gorillas reagierten mit Schreckensrufen auf den überraschenden Wurf, näherten sich dann aber neugierig, um die Tasche zu untersuchen.

»Los.«

Er sprang auf die Betonmauer. Die anderen Besucher beobachteten ihn verwundert. Akilina folgte ihm. Der Graben war etwa drei Meter breit. Die Breite der Mauer selbst betrug etwa dreißig Zentimeter. Er nahm Schwung, sprang los, flog durch die Luft und betete, dass er es bis zur anderen Seite schaffen würde.

Das gelang ihm auch, doch beim Aufprall schoss ihm ein stechender Schmerz durch die wunden Beine. Er roll-

te sich ab und blickte sich genau in dem Moment nach Akilina um, in dem sie auf den Füßen landete.

Hinter der Betonmauer tauchten Hängelid und Oleg auf.

Lord rechnete damit, dass sie ihm angesichts der vielen Zeugen weder folgen noch ihre Waffen einsetzen würden. Mehrere Zoobesucher stießen Schreckensschreie aus, und jemand rief nach der Polizei.

Hängelid sprang auf die Mauer. Er wollte gerade über den Graben setzen, als einer der erwachsenen Gorillas nach vorn raste. Das Tier erhob sich auf die Hinterbeine und brüllte. Hängelid zog sich zurück.

Lord rappelte sich auf und machte Akilina ein Zeichen, zur Gittertür zu rennen. Ein anderer Gorilla kam schwerfällig auf ihn zu. Das gewaltige Tier ging auf allen vieren und stieß sich mit Fußsohlen und Handknöcheln vom harten Boden ab. Nach Größe und Verhalten zu schließen war es ein Männchen. Das Fell schimmerte in einem satinweichen Braungrau, die Haut auf der Brust, den Handflächen und im Gesicht war kohlschwarz, während ein silbriger Sattel sich über seinen Rücken zog. Das Tier stand aufrecht, mit bebenden Nasenflügeln da, hatte die breite Brust vorgewölbt und schwenkte drohend die mächtigen Arme. Der Affe brüllte, und Lord verharrte vollkommen bewegungslos.

Der kleinere Gorilla, der eher rötlich braun und offensichtlich ein Weibchen war, näherte sich herausfordernd Akilina. Lord hätte ihr gerne geholfen, hatte aber mit seinem eigenen Problem zu kämpfen. Er hoffte, dass das, was er in Tierfilmen über Gorillas gesehen hatte, stimmte.

Demnach bellten sie eher, als dass sie bissen, und die Zurschaustellung von Kraft diene vor allem dazu, dem Gegner Furcht einzuflößen und ihn womöglich in die Flucht zu schlagen oder zumindest abzulenken.

Aus den Augenwinkeln sah Lord, dass Oleg und Hängelid sie beobachteten, sich dann aber zurückzogen. Vielleicht hatten sie schon zu viel Aufmerksamkeit erregt.

Nicht nur wollte Lord seinen russischen Verfolgern nicht mehr begegnen, er wollte auch nicht der Polizei erklären müssen, was hier vorging – zumindest vorläufig nicht –, und die Polizei hatte man inzwischen gewiss gerufen.

Er musste es zum offenen Türgitter schaffen, doch das große Männchen stand nun vor ihm und trommelte sich gegen die Brust.

Das Weibchen, das sich mit Akilina beschäftigt hatte, zog sich langsam zurück, und Akilina nutzte die Gelegenheit, um sich ganz vorsichtig auf Lord zuzubewegen. Plötzlich jedoch stürzte das Weibchen vor und Akilina reagierte, indem sie nach dem ausgestreckten Ast eines der Bäume sprang, die auf dem Gelände wuchsen. Eilig zog sie sich mit einer Schwungrolle auf den Ast hinauf, und ihr akrobatisches Geschick war unübersehbar, als sie von dort zu einem noch höheren Ast hinaufsprang. Das Gorillaweibchen schien überrascht von Akilinas Verhalten und kletterte ihr nach. Lord bemerkte, dass das Gesicht des Weibchens entspannter geworden war. Beinahe kam es ihm so vor, als hielte die Affendame das Ganze für ein Spiel. Die Bäume auf dem Gelände waren überall miteinander verflochten, vermutlich, um den Tieren einen

natürlicheren Lebensraum zu bieten, und jetzt boten sie Akilina eine Möglichkeit, ihrer Verfolgerin zu entkommen.

Das Männchen, das Lord gegenüberstand, hörte mit dem Brustgetrommel auf und ging auf alle viere nieder.

Hinter sich hörte Lord das Flüstern einer Frauenstimme: »Wer immer Sie sein mögen, ich bin die Wärterin dieses Affengeheges. Ich würde Ihnen unbedingt raten, vollkommen ruhig stehen zu bleiben.«

»Ich versichere Ihnen, dass ich kein Glied rühre«, erwiderte er ebenso leise.

Der Gorilla fixierte ihn unverwandt, den Kopf neugierig schief gelegt.

»Ich bin hinter der Felswand. Jenseits der offenen Tür«, fuhr die körperlose Stimme fort. »Hier schlafen die Gorillas nachts. Aber die Tiere werden sich erst zurückziehen, wenn sie alles aufgefressen haben. Sie haben hier King Arthur vor sich. Er ist nicht besonders freundlich. Ich versuche, ihn abzulenken, während Sie hier hereinschlüpfen.«

»Meine Freundin hier draußen hat auch Probleme«, wandte er ein.

»Das sehe ich. Aber eins nach dem anderen.«

King Arthur zog sich langsam zurück und bewegte sich auf die Reisetasche zu. Lord konnte nicht ohne die Tasche aufbrechen, also schob er sich langsam in dieselbe Richtung. Der Gorilla stürzte sich kreischend vor, als wollte er ihm befehlen, stehen zu bleiben.

Lord gehorchte.

»Fordern Sie ihn nicht heraus«, sagte die Stimme.

Der Gorilla entblößte seine stattlichen Eckzähne. Lord hegte keinerlei Bedürfnis, ihre Schärfe zu testen. Er sah zu, wie Akilina und das Gorillaweibchen um die Wette durch die Äste kletterten. Akilina schien nicht in Gefahr zu sein. Sie hielt sich außer Reichweite des Tiers, kletterte immer höher, rutschte dann aber über einen dicken Ast nach unten und landete wieder auf dem Boden. Das Weibchen versuchte, sie nachzuahmen, schoss aber aufgrund seines viel größeren Gewichts in einem Bogen nach unten und krachte auf den Boden. Diesen Moment nutzte Akilina und flüchtete durch die Tür.

Jetzt war er an der Reihe.

King Arthur riss die Reisetasche hoch und versuchte, mit neugierigem Befingern an den Inhalt zu kommen. Lord bewegte sich auf ihn zu und hoffte, die Tasche so schnell schnappen zu können, dass er es vor dem Gorilla durch die Tür schaffte. Doch King Arthur war schneller. Mit einem raschen Vorschwingen seines Affenarms packte er Lord am Pullover. Nun hatte der Gorilla ihn im Griff, und Lord versuchte, rückwärts zu entkommen. Der Affe ließ jedoch nicht los, und der Pullover ging langsam in Fetzen. Jetzt stand King Arthur mit der Tasche in der einen und dem Pullover in der anderen Hand da.

Lord rührte sich nicht.

Der Gorilla warf den Pullover beiseite und nahm sich wieder die Tasche vor.

»Sie müssen herkommen«, forderte die Frau Lord auf.

»Nicht ohne die Tasche.«

Der Affe zog und zerrte an den Nähten herum und riss mehrmals mit seinen kräftigen Zähnen an der Hülle. Der

feste, grüne Stoff gab jedoch nicht nach, und offensichtlich enttäuscht schleuderte der Gorilla die Tasche kräftig gegen die Felswand. Dann stürmte er wieder heran und schmetterte das Bündel nochmals gegen den Fels.

Lord zuckte zusammen.

Eine solche Misshandlung hielt das Fabergé-Ei gewiss nicht aus. Ohne nachzudenken, sprang Lord vor, als die Tasche nach einem dritten Wurf zu Boden fiel. King Arthur kam ebenfalls, doch Lord erwischte die Tasche als Erster. Das Weibchen schoss herbei, drängte sich vor das Männchen und griff selbst nach der Tasche, doch King Arthur zog sie am Nackenhaar, was den kleineren Gorilla zu einem grollenden Grunzen veranlasste. Das Männchen zerrte das Weibchen beiseite, und Lord nutzte die Gelegenheit, um sich zu der offenen Tür zu stürzen.

Doch nur einige wenige Schritte vor der sicheren Zuflucht schnitt King Arthur ihm den Weg ab.

Der riesige Affe stand keine anderthalb Meter von Lord entfernt und seine widerliche Ausdünstung umfing Lord von allen Seiten. Leise grollend starrte das Tier ihm unverwandt in die Augen, dann zog es die Oberlippe zurück und entblößte fingerlange Schneidezähne. Der Gorilla streckte gemächlich die Hand aus, befühlte die Reisetasche und streichelte ihren Stoff.

Lord stand ganz still.

Der Affe stieß Lord den rechten Zeigefinger gegen die Brust. Nicht so fest, dass es wehtat, sondern einfach nur so, als wollte er ein Gefühl für den Körper unter dem Hemd bekommen. Es war eine beinahe menschlich wirkende Geste, und für einen Moment legte sich Lords

Angst. Er sah dem Tier tief in die glimmenden Augen und meinte, irgendeine Reaktion zu spüren, eine Wachsamkeit und etwas wie das Eingeständnis, dass Lord nichts zu fürchten habe.

King Arthur nahm die Hand weg und trat zurück.

Auch das Weibchen hatte sich nach der Zurechtweisung durch das Männchen entfernt.

Der große Gorilla zog sich weiter Schritt um Schritt zurück, bis der Weg zur Tür frei war. Lord schlüpfte hinein, und das Gitter wurde hinter ihm geschlossen.

»So eine Reaktion habe ich bei King Arthur noch nie gesehen«, meinte die Frau, die das Türgitter geschlossen und verriegelt hatte. »Er ist ein aggressiver Affe.«

Lord sah durch die Stäbe auf den Gorilla, der ihn weiter beobachtete, jetzt erneut mit dem Pullover in der Hand. Schließlich verlor das Tier das Interesse und begab sich wieder zum Futterhaufen.

»Würden Sie mir jetzt bitte sagen, was Sie da drinnen zu schaffen hatten?«, fragte die Frau.

»Gibt es einen Weg nach draußen?«

»Nicht so schnell. Wir warten hier auf die Polizei.«

Das musste unbedingt verhindert werden! Es war unmöglich zu sagen, wie weit die Beziehungen seiner Verfolger reichen mochten. Lord entdeckte eine geschlossene Ausgangstür, hinter deren drahtverstärktem Glas ein Korridor zu sehen war. Er packte Akilina bei der Hand und machte sich auf den Weg zum Ausgang.

Die uniformierte Wärterin trat dazwischen. »Ich sagte, wir warten hier auf die Polizei.«

»Schauen Sie. Ich hatte einen harten Tag. Drei Männer

haben versucht, uns umzubringen, und ich habe gerade einen drei Zentner schweren Gorilla niedergestarrt. Ich bin nicht in der Stimmung für eine Diskussion, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Nach einem Moment des Zögerns trat die Wärterin beiseite.

»Kluge Entscheidung. Und wo ist jetzt der Schlüssel für diese Tür?«

Die Frau griff in ihre Hosentasche und warf ihm einen Schlüsselring zu, an dem nur ein einziger Schlüssel hing. Lord und Akilina verließen schnell den Raum, und er schloss die Tür hinter sich ab.

Gleich darauf fanden sie einen Ausgang, der jenseits des der Öffentlichkeit zugänglichen Bereichs auf zwei große Werkzeugschuppen zuführte. Dahinter lag ein leerer Parkplatz, der für die Mitarbeiter des Zoos reserviert war. Lord wusste, dass sie nicht zum Haupteingang zurückkehren konnten, und so schlug er die Richtung zur Küste und der Küstenstraße ein. Er wollte die Gegend so rasch wie möglich hinter sich lassen und war erleichtert, als ein Taxi auftauchte. Sie winkten es heran und stiegen ein; zehn Minuten später stiegen sie am Golden Gate Park wieder aus.

Zusammen mit Akilina betrat er den Park.

Ein Fußballfeld lag vor ihnen in der Dunkelheit und rechts davon ein kleiner Teich. Das Gelände dehnte sich meilenweit in alle Richtungen aus, doch die Bäume und Wiesen waren im Dunkeln nur noch als verschwommene Schemen zu sehen. Bei einer Bank blieben Lord und Akilina stehen und setzten sich hin. Lord war mit den Nerven am Ende und fragte sich, wie viel er noch ertragen

konnte. Akilina legte den Arm um ihn und lehnte den Kopf an seine Schulter.

»Das hat mich umgehauen, was du da mit der Äffin veranstaltet hast«, sagte er. »Du kletterst ja wie der Teufel.«

»Ich glaube nicht, dass das Tier mir etwas getan hätte.«

»Ich weiß, was du meinst. Das Männchen hätte mich angreifen können, hat es aber sein lassen. Und sogar das Weibchen am Angreifen gehindert.«

Er dachte daran, wie die Reisetasche gegen den Felsen gekracht war. Er hob sie aus dem feuchten Gras. Über ihm verbreitete eine Straßenlaterne einen orangegelben Schein. Weit und breit war niemand zu sehen. Die Luft war kühl, und er wünschte, er hätte noch seinen Pullover an.

Lord öffnete den Reißverschluss der Tasche.

»Als King Arthur die Tasche fortschleuderte, musste ich immer an das Ei denken.« Er zog den Samtbeutel hervor und ließ das Ei herausgleiten. Drei der Beinchen waren abgebrochen und viele Diamanten hatten sich gelöst. Akilina legte rasch die Hände zu einer Schale zusammen und fing die kostbaren Trümmer darin auf. Das Ei hatte einen Riss, der es bis zur Mitte offen legte wie eine Grapefruit.

»Es ist kaputt«, murmelte Lord. »Und es war von unschätzbarem Wert. Ganz zu schweigen davon, dass das vielleicht das Ende unserer Suche bedeutet.«

Mit einem Gefühl, als drehe sich ihm der Magen um, betrachtete er den in dem Meisterwerk klaffenden Spalt. Er ließ den Samtbeutel fallen und untersuchte mit dem Finger ganz vorsichtig das Innere des Eis.

Etwas Weißes, Fasriges. Wie ein Verpackungsmaterial. Er fingerte so lange daran herum, bis ein Zipfel freilag,

und stellte fest, dass es Baumwolle war, so dicht gestopft, dass selbst das Herausziehen der Stoffprobe Schwierigkeiten bereitete. In der Erwartung, den Mechanismus zu finden, der für das Aufsteigen der drei winzigen Porträts sorgte, ging er der Sache weiter auf den Grund, stieß aber auf etwas Unerwartetes. Entschlossen schob er die Fingerspitze noch tiefer hinein.

Eindeutig etwas Hartes.

Und glatt.

Lord rückte näher unter die Parklaterne mit ihrem verschwommenen Licht und stocherte weiter mit dem Finger herum.

Endlich erhaschte er einen Blick auf etwas Schimmerndes, offenbar Goldenes, in das etwas eingraviert war.

Etwas Geschriebenes.

Er packte das Ei mit beiden Händen und brach die dünne Goldhülle an dem Riss in zwei Teile, so als hätte er einen Granatapfel vor sich.

DRITTER TEIL

Hayes beobachtete Oleg und Hängelid, als sie aus dem Haupttor des Zoos traten und zum Wagen eilten. Er selbst und Chruschtschow hatten die letzten zehn Minuten geduldig auf dem Parkplatz gewartet. Der Sender, den Hayes an Lord angebracht hatte, ein winziges, kaum erb-sengroßes Teil, hatte funktioniert. Das Konsulat besaß noch einiges an derartiger technischer Ausrüstung, Über-reste des Kalten Krieges, als San Francisco dem sowjeti-schen Geheimdienst, der sich auf die strategisch wichtige kalifornische Region mit ihren bedeutenden Computer-firmen konzentriert hatte, eine Basis bot.

Sie hatten Lord entkommen lassen, um mit seiner Hilfe Akilina Petrowa zu finden, die nach Hayes' Meinung im Be-sitz jener geheimnisvollen Dinge war, die Lord in Kolja Maks' Grab und im Bankschließfach gefunden haben muss-te. Da sie den Flüchtigen nun ungesehen verfolgen konnten, hatten sie einen unverdächtigen Abstand gehalten, als Lord sich durch den abendlichen Stoßverkehr quälte. Der Treff-punkt erschien Hayes merkwürdig, doch er kam zu dem Schluss, dass Lord ganz bewusst einen öffentlichen Ort ge-wählt hatte. Das Letzte, was Hayes gebrauchen konnte, war nämlich öffentliche Aufmerksamkeit.

»Das gefällt mir nicht, wie die aus der Wäsche schau-en«, bemerkte Chruschtschow.

Hayes gefiel es ebenso wenig, aber er sagte nichts. Er fühlte sich durch die Tatsache beruhigt, dass es auf der LCD-Anzeige des Empfängers vor ihnen blinkte, was hieß, dass sie Lord noch immer im Visier hatten. Er betätigte einen Schalter, und das Rückfenster des Lincoln öffnete sich summend. Oleg und Hängelid blieben draußen stehen. – »Er ist ins Gorillagehege hinuntergesprungen«, berichtete Oleg. »Wir wollten ihm nach, aber eines dieser verdammten Riesenviecher hat uns aufgehalten. Ich nahm an, dass Sie lieber kein Aufsehen erregen wollten, und so kamen wir raus. Wir nehmen die Fährte halt wieder neu auf.«

»Das war klug«, stimmte Hayes ihm zu. »Wir haben hier noch immer ein starkes Signal.« Er wandte sich an Zubarew. »Gehen wir?« Er öffnete die Tür, und sie traten in die Nacht hinaus. Oleg schnappte sich den tragbaren Empfänger und sie marschierten zu viert los. Aus der Ferne hörte man das lauter werdende Jaulen von Polizeisirenen.

»Jemand hat die Polizei gerufen, deshalb müssen wir das schnell zu Ende bringen«, sagte Hayes. »Wir sind hier nicht in Moskau. Hier stellt die Polizei eine Menge Fragen.«

Das Haupttor des Zoos war gerade unbewacht, und sie schlüpfen rasch hinein. Vor dem Gorillagehege hatte sich eine Menschenmenge versammelt. Der Empfänger, den Oleg trug, zeigte noch immer an, dass Lord sich ganz in der Nähe aufhielt. »Steck das Ding unter die Jacke«, wies Hayes Oleg an, da er neugierige Fragen vermeiden wollte.

Sie näherten sich dem Primatenzentrum, und Hayes

erkundigte sich, was vorgefallen sei. Eine Frau berichtete, ein Schwarzer und eine Weiße seien über den Graben gesprungen, worauf die Gorillas sie verfolgt hätten. Schließlich seien die beiden Eindringlinge durch eine offene Tür in der Felswand geschlüpft und verschwunden. Hayes trat wieder zu Oleg und stellte fest, dass das Signal noch immer blinkte. Doch als er den Blick auf das erleuchtete Affengehege richtete, erkannte er sofort, was einer der Gorillas, ein großes Silberrückenmännchen, in der Pfote hielt.

Einen dunkelgrünen Pullover.

Denselben Pullover, in den er den Sender hatte einnähen lassen! Kopfschüttelnd fiel ihm plötzlich ein, was Rasputin Alexandra vorhergesagt hatte: *Tiere in ihrer Unschuld werden den Weg hüten und weisen. Ihr Urteilsspruch wird über den Erfolg entscheiden.*

»Der Affe hat den Pullover«, sagte Zubarew, der zur Betonmauer getreten war und es nun ebenfalls sah.

Der Ausdruck im Gesicht des drahtigen Russen ließ deutlich erkennen, dass auch er an die Vorhersage des Starez dachte. »Das Tier hat zweifellos den Weg gehütet. Ich frage mich, ob es ihn auch gewiesen hat.«

»Gute Frage«, gab Hayes zurück.

Lord drückte die Ränder der goldenen Hülle auseinander. Diamanten sprangen heraus wie Saftspritzer, wenn man das Innere einer Orange spaltet. Ein kleiner Goldbrocken fiel ins feuchte Gras. Akilina bückte sich und hob das kleine Objekt auf.

Ein Glöckchen.

Das Äußere glänzte hell im Licht der Parklampe, und es war gewiss das erste Mal seit Jahrzehnten, dass das Gold mit frischer Luft in Berührung kam. Akilina trat näher ins Licht, noch immer die Trümmer des Eis in der Hand, und Lord erspähte winzige Worte, die außen in die Glocke eingraviert waren.

»Es sind kyrillische Buchstaben«, sagte sie und hielt sich die Glocke dicht vor die Augen.

»Kannst du es lesen?«

»Dort, wo der Blauglockenbaum wächst und Genesis, dort wartet ein Dorn. Verwendet die Worte, die euch herführten. Spricht man eure Namen und erhält die Glocke ihre eigentliche Gestalt, wird es gelingen.«

Er hatte die Rätselspiele satt. »Was bedeutet das?«

Neugierig nahm er die Glocke in die Hand und betrachtete sie genau. Sie war vielleicht sieben Zentimeter hoch und vier Zentimeter breit; ein Klöppel fehlte. Das Gewicht der Glocke ließ auf reines Gold schließen. Außer den außen eingravierten Buchstaben waren keine weiteren Worte oder Symbole zu finden. Offensichtlich war dies Jussupows letzte Botschaft.

Lord ging zur Bank zurück und setzte sich.

Akilina folgte.

Lange betrachtete Lord das zerstörte Fabergé-Ei. Nachfahren Nikolaus' II. mussten die Katastrophe im zwanzigsten Jahrhundert überstanden haben und bis zum heutigen Tage leben. Während in Russland kommunistische Ministerpräsidenten das Volk regierten, lebten Erben des Romanow-Throns im Verborgenen weiter, *dort, wo der Blauglockenbaum wächst* – wo auch immer das sein mochte. Er

wollte diese Nachfahren finden. Tatsächlich musste er sie sogar finden. Stefan Baklanow war nicht der rechtmäßige Erbe des russischen Throns, und vielleicht würde das Auftauchen eines direkten Nachfahren der Romanows dem russischen Volk mehr als alles andere zu einer Aufbruchsstimmung verhelfen. Doch im Moment war er zu müde, noch irgendetwas zu tun. Ursprünglich hatte er vorgehabt, San Francisco noch am selben Abend zu verlassen, doch nun entschied er sich dagegen. »Gehen wir in das Hotel, das du uns gesucht hast, und schlafen wir erst einmal. Vielleicht sehen wir die Dinge morgen klarer.«

»Können wir unterwegs etwas zu essen besorgen? Ich hab seit dem Frühstück nichts mehr gegessen.«

Er sah sie an, streckte die Hand aus und strich ihr sanft über die Wange. »Du hast deine Sache heute gut gemacht«, sagte er auf Russisch.

»Du auch. Ich hatte Angst, dass ich dich niemals Wiedersehen würde.«

»Da warst du nicht die Einzige.«

Sie hob die Hand und legte sie auf die seine. »Der Gedanke gefiel mir gar nicht.«

Ihm ebenso wenig.

Lord küsste sie sanft auf den Mund und nahm sie in die Arme. Ein paar Minuten saßen sie so im Dunkeln und genossen ihre Zweisamkeit. Dann steckte Lord die Überreste des Eis zusammen mit dem Glöckchen in den Samtbeutel zurück. Er schulterte die Reisetasche, und sie verließen den Park.

Zehn Minuten später hielt ein Taxi, und er nannte dem Fahrer den Namen des Hotels. Auf der Fahrt in die Stadt

saßen sie nebeneinander auf dem Rücksitz. Lord dachte über die Inschrift auf der Höllenglocke nach.

Dort, wo der Blauglockenbaum wächst und Genesis, dort wartet ein Dorn. Verwendet die Worte, die euch herführten. Spricht man eure Namen und erhält die Glocke ihre eigentliche Gestalt, wird es gelingen.

Offensichtlich noch so eine kryptische Anweisung – sie reichte als Hinweis aus, wenn man wusste, wonach man suchen musste, genügte aber nicht als Wünschelrute für Eindringlinge. Das Problem war nur, dass er nicht wusste, wonach er suchte. Diese Worte waren irgendwann zwischen 1918, dem Zeitpunkt des Mordes an der Zarenfamilie, und 1924, dem Todesjahr Fabergés, eingraviert worden. Vielleicht war ihre Bedeutung damals klarer gewesen, und die Zeit hatte die einst eindeutige Botschaft verschleiert. Durch das schmutzige Taxifenster betrachtete er die zahlreichen Cafés und Restaurants, an denen sie vorbeirollten. Ihm fiel wieder ein, dass Akilina etwas zu essen brauchte, und obgleich er sich nicht gerne in der Öffentlichkeit sehen lassen wollte, war auch er hungrig.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke.

Mit wenigen Worten erklärte er dem Fahrer, was er suchte. Dieser nickte und hielt ein paar Minuten später vor einem Lokal.

Lord führte Akilina in ein Gebäude mit der Aufschrift INTERNETCAFÉ, einem der vielen Lokale, wo man sowohl Zugang zum Internet hatte als auch Essen und Getränke bekam. Im Moment brauchte Lord beides.

Im Inneren herrschte mäßiger Betrieb. Das Interieur bestand aus glänzenden Edelstahlwänden mit Milchglas-

scheiben, in die dekorative Szenen aus San Francisco eingraviert waren. In der einen Ecke stand ein Breitwandfernseher, vor dem mehrere Zuschauer versammelt waren. Große Krüge mit Fassbier und dick belegte Sandwiches schienen hier die Spezialität zu sein.

Rasch schlüpfte er in die Toilette, klatschte sich kaltes Wasser auf Stirn und Wangen und versuchte, sich so herzurichten, dass sein zerschlagenes Gesicht nicht mehr ganz so erschreckend aussah.

Dann belegten er und Akilina eine Nische mit einem PC und bestellten, nachdem die Kellnerin ihnen die notwendigen Informationen und ein Passwort gegeben hatte. Während sie auf das Essen warteten, öffnete Lord eine Suchmaschine und tippte *Blauglockenbaum* ein. Die Seite zeigte dreitausend Einträge an. Einige bezogen sich auf eine Schmuckkollektion, die den gesuchten Namen trug. Andere hatten mit dem Regenwald, Forstwirtschaft, Gartenkultur und medizinischen Kräutern zu tun. Eine Seite erregte jedoch sofort seine Aufmerksamkeit mit der Zusammenfassung:

Paulownia Tomentosa – Chinesischer Blauglockenbaum, Princess Tree. Duftende lavendelblaue Blüten. Aug./Sept.

Er klickte die Seite an, und auf dem Bildschirm erschien ein Text, in dem erklärt wurde, der Blauglockenbaum stamme ursprünglich aus dem Fernen Osten, sei aber in den Dreißigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts nach Amerika gelangt. Da die Chinesen seine Samenhüllen als Verpackungsmaterial in Transportkisten verwendeten,

habe der Baum sich an der Ostküste der Vereinigten Staaten ausgebreitet. Das Holz sei leicht, aber wasserfest, und es werde von den Japanern für Reisschalen, Gebrauchsgegenstände und Särge verwendet. Der Baum sei schnellwüchsig – in fünf bis sieben Jahren ausgewachsen – und seine leicht duftenden, großen, lavendelblauen Blüten ausgesprochen schön. Eine Anmerkung verwies auf Möglichkeiten der Verwendung dieses Baumes in der Bauholz- und Papierindustrie, da er aufgrund des schnellen Wachstums eine kostengünstige Alternative darstelle. Besonders häufig treffe man ihn im westlichen North Carolina an, wo es seit langem immer wieder Bemühungen gegeben habe, ihn industriell zu nutzen. Es war jedoch die Erklärung des Namens, die Lords Aufmerksamkeit auf sich zog. Nach den Ausführungen war der Baum nach Prinzessin Anna Paulownia benannt worden, der Tochter des Zaren Paul I. der Russland von 1797 bis 1801 regiert hatte. Paul I. war Nikolaus' II. Urgroßvater.

Lord berichtete Akilina von seiner Lektüre.

Sie war verblüfft: »So viel hast du in so kurzer Zeit in Erfahrung gebracht.«

Der gewiefte Anwalt musste sich in Erinnerung rufen, dass der Zugang zum Internet in Russland noch immer in den Kinderschuhen steckte. Einige der Klienten von Pridgen & Woodworth bemühten sich fieberhaft darum, das Land besser an das World Wide Web anzubinden. Das Problem bestand allerdings darin, dass ein Computer mehr kostete als zwei durchschnittliche Jahresgehälter eines Russen.

Er scrollte nach unten und sah sich noch ein paar weitere Seiten an, denen jedoch nichts Wissenswertes mehr

zu entnehmen war. Die Kellnerin kam mit dem Essen und zwei Gläsern Pepsi-Cola. Sie aßen, und ein paar Minuten lang dachte er nicht mehr an ihre Lage. Als er gerade die letzte Fritte in den Mund steckte, kam ihm ein neuer Gedanke. Er ging wieder zur Suchmaschine zurück, gab das Suchwort *North Carolina* ein und fand eine Seite mit einer detaillierten Karte des Staates. Dann klickte er den bergigen Westen des Staates an und rief einen vergrößerten Ausschnitt auf.

»Was ist das?«, fragte Akilina fasziniert.

»Mir ist eine Idee gekommen«, antwortete er, ohne den Bildschirm aus den Augen zu lassen.

Im Mittelpunkt des Ausschnitts lag Asheville, wo sich zwei rote Linien kreuzten: die Interstate 40 und die Interstate 26. Im Norden lagen Städte wie Boone, Green Mountain und Bald Creek. Hinter Hendersonville im Süden begegneten sich die Nachbarstaaten South Carolina und Georgia. Maggie Valley und Tennessee begrenzten das Gebiet im Westen und ganz im Osten des Ausschnitts tauchte die Stadt Charlotte auf. Er betrachtete den Blue Ridge Parkway, der sich von Asheville aus nordöstlich bis hinein nach Virginia schlängelte. Die Städtchen an dieser Straße hatten interessante Namen. Sioux, Bay Book, Chimney Rock, Cedar Mountain. Dann, unmittelbar nördlich von Asheville und südlich von Boone, nahe Grandfather Mountain, fand er es.

Genesis. Ein Städtchen an der State Route 81.

Dort, wo der Blauglockenbaum wächst und Genesis, dort wartet ein Dorn.

Lächelnd drehte er sich zu Akilina um.

Mittwoch, 20. Oktober

Lord und Akilina standen früh auf und verließen das Hotel. In den letzten Tagen hatte er zum ersten Mal seit Jahren sein Bett mit einer Frau geteilt. Sie hatten keinen Sex gehabt, da beide zu erschöpft und verängstigt waren, aber sie hatten einander in den Armen gehalten, wobei er mehrmals eingesnickt, aber immer wieder aufgewacht war, da er jeden Moment erwartete, Hängelid und Oleg ins Zimmer stürmen zu sehen.

Sie waren unmittelbar nach Sonnenaufgang aufgewacht und hatten sich zu einer Avis-Mietwagenagentur im Bankenviertel begeben. Dann waren sie in der Hoffnung, dort am Flughafen nicht überwacht zu werden, die neunzig Meilen nach Sacramento gefahren. Nachdem sie den Wagen abgegeben hatten, nahmen sie einen Direktflug der American Airlines nach Dallas. Im Flugzeug hatte Lord Zeit, die Zeitung *USA Today* zu lesen. Auf der Titelseite berichtete ein Artikel, dass die Zarenkommission ihre Arbeit inzwischen nahezu abgeschlossen habe. Gegen alle Erwartungen habe die Kommission ihre Befragungen beendet und das Feld auf drei Endkandidaten eingeeengt, von denen einer Stefan Baklanow sei. Die ursprünglich auf den nächsten Tag angesetzte Entscheidungswahl habe wegen eines Todesfalles in der Familie eines Kommissionsmitglieds auf Freitag verschoben werden müssen. Da die abschließende Wahl einstimmig erfolgen müsse, sei

die Verschiebung um einen Tag unvermeidlich gewesen. Analysten sagten bereits Baklanows Wahl voraus und priesen diese Entscheidung als den besten Weg für Russland an. Ein Historiker wurde mit dem Satz zitiert: »Er ist der nächste Verwandte, den wir von Nikolaus II. haben. Der Romanow, der unter den Romanows am meisten Romanow ist.«

Lord starrte das Telefon an, dessen Hörer in die Kopflehne des Vordersitzes eingeklinkt war. Sollte er einen Mitarbeiter des Außenministeriums oder Taylor Hayes anrufen und ihnen sagen, was er wusste? Die Information, die derzeit nur er und Akilina besaßen, würde den Ausgang der Kommissionsabstimmung mit Sicherheit beeinflussen. Zumindest aber würde man die Endabstimmung vertagen, bis man überprüft hatte, was von der Neuigkeit zu halten war. Doch die Prophezeiung verlangte, dass er und Akilina die Aufgabe allein durchführten. Noch vor drei Tagen hätte er sie als das Phantasiegespinnst eines machthungrigen trunkenen Bauern abgetan, der sich in Russlands Zarenfamilie eingeschmeichelt hatte. Aber da war der Affe. *Das Tier*. Das Tier hatte das Ei zerschmettert. Und außerdem Hängelid daran gehindert, über den Graben zu springen.

Tiere in ihrer Unschuld werden den Weg hüten und weisen. Ihr Urteilsspruch wird über den Erfolg entscheiden.

Wie hatte Rasputin wissen können, dass etwas Derartiges geschehen würde? War das Zufall? Falls ja, war das allerdings ein im höchsten Maße unwahrscheinlicher, ein geradezu unglaublicher Zufall. Lebte der russische Thronerbe bei bester Gesundheit ganz friedlich in

Amerika? Genesis, North Carolina, 6356 Einwohner, wie der im Flughafen gekaufte Atlas festhielt. Sitz der Bezirksverwaltung von Dillsboro County. Ein winziges Städtchen in einem winzigen Bezirk, der sich in eine Gebirgsfalte der Appalachen schmiegte. Falls der Thronerbe oder die Thronerbin wirklich dort lebten, mochte das den Lauf der Geschichte ändern. Er fragte sich, was das russische Volk wohl denken würde, wenn es erfuhr, dass zwei Thronerben aus Jekaterinburg entkommen waren und in Amerika lebten, einem Land also, gegen das man in Russland seit Jahrzehnten Misstrauen schürte. Außerdem fragte er sich, wie dieser Erbe wohl sein würde – ein Kind oder Enkel Alexejs oder Anastasias, aber in Amerika aufgewachsen. Was für eine Beziehung würde er oder sie zu dem Mutterland haben, das sie nun nach Hause zurückrief, um ein vollkommen destabilisiertes Land zu regieren?

Die Sache schien unglaublich. Er aber war ein Teil davon, ein unverzichtbarer Bestandteil des Ganzen. Der Rabe, während Akilina der Adler war. Seine Aufgabe war eindeutig. Die Suche beenden und diesen Dorn finden, was auch immer es sein mochte. Aber nach diesem Dorn suchten auch noch andere. Menschen, die alles daran setzten, die Entscheidung der Kommission zu beeinflussen. Leute, die Geld und Macht dazu missbraucht hatten, einen Prozess zu beeinflussen, der neutral bleiben musste. Oder waren diese Bestechungsvorwürfe nur ein Vorwand, mit dem die Drahtzieher, die hinter Filip Witenka standen, ihn ins russische Konsulat hatten locken wollen? Das erschien ihm unwahrscheinlich. Maxim Zubarew hatte eine Mitleidlosigkeit an den Tag gelegt, die seine Worte

glaubhaft machte. Stefan Baklanow war korrumpiert worden. Er war einfach nur eine *willige Marionette*. Und seine Hintermänner waren, wie Zubarew es ausgedrückt hatte, *intelligente Marionettenspieler*. Was hatte Zubarew sonst noch gesagt? *Das Einzige, was eine Wahl Stefan Baklanows jetzt noch verhindern könnte, wäre das Auftauchen eines direkten Nachfahren Nikolaus' II.* Aber wer waren diese Marionettenspieler? Und war es ihnen wirklich gelungen, die Kommissionsmitglieder zu kaufen? Allerdings war Stefan Baklanow doch der Mann, zu dessen Unterstützung Lord die Reise nach Moskau unternommen hatte. Spielten diese Korruptionsvorwürfe da überhaupt eine Rolle? Genau dieses Ergebnis wollten seine Klienten doch. Taylor Hayes wünschte sich genau das. Es wäre für alle das Beste.

Tatsächlich?

Offensichtlich kontrollierten exakt jene politischen und verbrecherischen Gruppierungen, die Russland zugrunde gewirtschaftet hatten, nun auch den voraussichtlichen absoluten Monarchen. Hier aber handelte es sich nicht um einen Regenten des achtzehnten Jahrhunderts, der nur über Gewehre und Kanonen verfügte. Dieser Autokrat würde vielmehr Zugang zu Nuklearwaffen haben, von denen manche so klein waren, dass sie in einen Koffer passten. Keine Einzelperson sollte jemals über eine solche Herrschaftsmacht verfügen, aber mit weniger würden die Russen sich niemals arrangieren. In ihren Augen war der Zar heilig, ein Verbindungsglied zu Gott und einer glorreichen Vergangenheit, die ihnen ein Jahrhundert lang vorenthalten worden war. Sie wollten eine

Rückkehr zu dieser Zeit, und diese Rückkehr würden sie bekommen. Aber würde das ihre Lage verbessern? Oder trieben sie nur den Teufel mit Beelzebub aus? Plötzlich fiel ihm noch etwas ein, was Rasputin vorhergesagt hatte.

Zwölf müssen sterben, bevor die Erneuerung vollendet ist.

Im Geist zählte er die Toten nach. Vier am ersten Tag, einschließlich Artemy Bely. Der Wächter am Roten Platz. Paschkows Mitverschworener. Josif und Wassili Maks. Bisher war alles, was der *Starez* vorhergesagt hatte, eingetreten.

Würden drei weitere Menschen sterben?

Hayes beobachtete, wie Chruschtschow unruhig auf seinem Stuhl herumrutschte. Der ehemalige Kommunist und langjährige Regierungsminister, dieser bedeutende Mann mit Beziehungen in die allerhöchsten Ebenen, war nervös. Hayes fiel auf, dass die Russen kein Hehl aus ihren Gefühlen machten. Wenn sie glücklich waren, konnte ihr Überschwang einem manchmal geradezu Angst machen. Waren sie traurig, ging die Verzweiflung tief. Das Schwanken zwischen den Extremen gehörte zu ihrer Natur, nur selten richteten sie sich in der Mitte ein, und nachdem er seit beinahe zwei Jahrzehnten Erfahrung im Umgang mit ihnen sammelte, hatte er begriffen, dass Vertrauen und Loyalität ihnen äußerst wichtig waren. Das Problem dabei war, dass es Jahre dauern konnte, bevor ein Russe einem anderen Russen tatsächlich vertraute; und bis er einen Fremden wirklich akzeptiert hatte, dauerte es noch viel länger.

Chruschtschow verhielt sich im Moment typisch rus-

sisch. Um dieselbe Zeit des Vortags war er in der Annahme, Lord bald in Händen zu haben, optimistisch und selbstbewusst gewesen. Heute dagegen wirkte er still und distanziert, und seit dem vergangenen Abend im Zoo, als ihm klar wurde, dass sie die Fährte der Verfolgten verloren hatten und er den anderen Mitgliedern der Geheimkanzlei nun erklären musste, dass er dem Vorschlag, Lord entkommen zu lassen, zugestimmt hatte, hatte er kaum ein Wort gesagt.

Sie befanden sich hinter verschlossener Tür in Witenkas Büro im Obergeschoss des Konsulats. Am anderen Ende der Leitung waren die Mitglieder der Geheimkanzlei, die sich alle an ihrem üblichen Moskauer Treffpunkt versammelt hatten. Keiner war glücklich über die missliche Entwicklung, aber keiner kritisierte Hayes' und Chruschtschows Vorgehen offen.

»Es ist kein Problem«, ertönte Lenins Stimme aus dem Lautsprecher der Telefonanlage. »Wer hätte auch das Eingreifen eines Gorillas vorhersehen können?«

»Rasputin«, sagte Hayes.

»Ach, Mr. Lincoln, jetzt verstehen Sie unsere Sorge also allmählich«, bemerkte Breschnew.

»Ich bin inzwischen überzeugt, dass Lord hinter einem Nachfahren der entkommenen Romanows her ist. Er will *den* russischen Thronerben finden.«

»Offensichtlich«, merkte Stalin an, »sind unsere schlimmsten Befürchtungen wahr geworden.«

»Hat jemand eine Idee, wohin er sich wenden könnte?«, fragte Lenin.

Genau über diese Frage hatte Hayes in den letzten

Stunden nachgedacht. »Ich lasse seine Wohnung in Atlanta von einer Privatdetektei beobachten, ebenso wie seinen Wagen, den man am Flughafen von Atlanta gefunden hat. Wenn er dorthin zurückkehrt, haben wir ihn, und diesmal lassen wir ihn nicht entkommen.«

»Das ist ja alles schön und gut«, wandte Breschnew ein. »Aber was, wenn er sich auf direktem Wege dorthin begibt, wo dieser vermutete Thronerbe ihn erwartet?«

Das war die andere Möglichkeit, über die Hayes nachgedacht hatte. Er hatte Beziehungen zu den unterschiedlichsten Kontrollbehörden der Exekutive. Dem FBI, dem Grenzschutz und der Drogenermittlungsbehörde. Mittels dieser Kontakte wäre es möglich, Lord ausfindig zu machen, vor allem wenn er seine Reise mit Hilfe von Kreditkarten finanzierte. Diese Behörden verfügten über Informationszugänge, an die Hayes sonst nicht herankam. Aber wenn er sie ins Spiel brachte, mischten plötzlich Leute mit, die er gerne so weit wie möglich auf Abstand halten wollte. Seine Millionen hatte er sicher unter der Gebirgslandschaft des Schweizer Bankgeheimnisses versteckt, und er hatte vor, diese Dollars – und mehrere Millionen, die er noch dazugewinnen wollte – in den kommenden Jahren zu genießen. Ja, er würde sich aus der Kanzlei zurückziehen und die siebenstellige Abfindung mitnehmen, die ihm laut Partnerschaftsvertrag zustand. Die anderen Seniorpartner würden ihn gewiss bitten, noch eine Funktion in der Kanzlei beizubehalten, irgendetwas, damit sein Name weiter mit auf dem Briefkopf prangte und jene Klienten bei der Stange hielt, die zu seinem persönlichen Kundenstamm gehörten. Damit würde er sich natürlich

einverstanden erklären. Eine angemessene monatliche Entschädigung vorausgesetzt – gerade so viel, um den bescheidenen Lebensunterhalt eines Mannes zu decken, der in einem europäischen Château residierte. Alles war perfekt geplant. Er würde einen Teufel tun und irgendjemandem die Chance einräumen, ihm die Sache zu vermasseln. Daher war seine Antwort auf Breschnews Frage eine Lüge.

»Ich habe einige Kanäle, derer ich mich bedienen kann. Es gibt hier ebensolche Personen wie die, die Sie mir in Russland zur Verfügung stellten.« Bisher hatte er niemals solcher Leute bedurft und er hatte auch keine Ahnung, wie er welche finden sollte, doch das brauchten seine russischen Freunde nicht zu wissen. »Es wird kein Problem sein.«

Chruschtschows Blick begegnete dem seinen. Im Lautsprecher war es still; offensichtlich warteten seine Gesprächspartner in Moskau auf mehr.

»Ich glaube, dass Lord mich kontaktieren wird«, erklärte Hayes.

»Warum glauben Sie das?«, fragte Zubarew.

»Er hat keinen Grund, mir nicht zu vertrauen. Ich bin sein Arbeitgeber und verfüge über Beziehungen zur russischen Regierung. Gerade wenn er den Gesuchten findet, muss er Kontakt zu mir aufnehmen. Ich wäre der Erste, den er davon in Kenntnis setzen würde. Er weiß, was für unsere Klienten auf dem Spiel steht und was das für sie und für ihn selbst bedeuten würde. Er wird sich bei mir melden.«

»Bisher hat er das nicht getan«, bemerkte Lenin.

»Aber er war ständig auf der Flucht. Und bisher hat er offensichtlich nichts Greifbares vorzuweisen. Er ist noch auf der Suche. Lassen wir ihn suchen. Wenn er Erfolg hat, wird er mich anrufen. Da bin ich mir vollkommen sicher.«

»Wir müssen die Sache nur noch zwei Tage unter Kontrolle halten«, erklärte Stalin. »Nach Baklanows Wahl wird es zum Glück schwer sein, seinen Aufstieg zum Zaren rückgängig zu machen, wenn wir mit der öffentlichen Meinung nur vorsichtig genug umgehen. Falls danach irgendetwas ans Licht kommt, können wir die Sache einfach als eine weitere dieser Verschwörungstheorien darstellen. Keiner wird dann noch ernsthaft daran glauben.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher«, entgegnete Hayes. »Aufgrund der Tatsache, dass der genetische Code der Romanows inzwischen aufgezeichnet ist, könnte man mit Hilfe von DNA-Tests eine Verwandtschaft mit Nikolaus und Alexandra eindeutig beweisen. Auch ich bin der Meinung, dass wir die Lage unter Kontrolle halten können, doch wir müssen dafür sorgen, dass von den Romanow-Nachfahren nur noch Leichen übrig bleiben und dass diese Leichen niemals gefunden werden. Sie müssen vollständig verbrannt werden.«

»Lässt sich das durchführen?«, wollte Chruschtschow wissen.

Hayes wusste nicht recht, wie er es anstellen sollte, war sich aber völlig klar, was sowohl für ihn als auch für seine Bundesgenossen auf dem Spiel stand. Daher gab er die erwünschte Antwort:

»Selbstverständlich.«

Genesis, North Carolina

16.15 Uhr

Lord sah durch die Windschutzscheibe und bewunderte interessiert den dichten Bestand hoher Bäume, die zu beiden Seiten des ansteigenden Highways die Hänge bedeckten. Die Rinde zeigte ein scheckiges Dunkelgrau, die länglichen Blätter ein üppiges Grün. Er hatte hier mehrmals ein verlängertes Wochenende verbracht und erkannte Platanen, Birken und Eichen, die recht häufig vorkamen. Aber nun konnte er noch eine weitere Baumart richtig bestimmen.

»Das dort sind Blauglockenbäume«, sagte er und zeigte darauf. »Gestern Abend habe ich gelesen, dass sie um diese Jahreszeit ihre Samen freigeben. Ein einziger Baum verstreut zwanzig Millionen Samen. Kein Wunder, dass die Bäume überall wachsen.«

»Warst du früher schon mal hier?«, fragte Akilina.

»Ich war schon in Asheville, das wir vor einer Weile durchfahren haben, und in Boone, das weiter nördlich liegt. Die Gegend hier ist im Winter ein riesiges Skigebiet und im Sommer einfach wunderschön zur Erholung.«

»Die Landschaft erinnert mich an Sibirien. An die Gegend, in der meine Großmutter lebte. Da gab es auch niedrige Bergketten und Wälder, genau wie hier. Auch die Luft war dort so kühl und frisch. Ich war schrecklich gerne dort.«

Rundum machte sich der Herbst bemerkbar, und die Berghänge und Täler leuchteten rot, golden und orangefarben, während Nebel wie Rauch aus den tiefsten Talgründen aufstieg. Nur die Nadelbäume und die Blauglockenbäume behielten eine lebhaft grüne, scheinbar sommerliche Färbung bei.

Sie hatten in Dallas einen Flug nach Nashville erwischt. Von dort hatte ein halb volles Pendelflugzeug sie vor etwa einer Stunde nach Asheville gebracht. In Nashville war ihm das Bargeld ausgegangen, und er war gezwungen gewesen, seine Kreditkarte zu benutzen, wobei er nur hoffen konnte, dass sie diese Maßnahme nicht noch bereuen würden. Er wusste genau, wie gut die Spuren von Kreditkarten sich verfolgen ließen. Aber auch der Kauf von Flugscheinen war kontrollierbar. Lord konnte nur hoffen, dass Maxim Zubarews prahlerische Behauptung, sich des Beistands des FBI und des Grenzschutzes versichert zu haben, nur leeres Gerede war. Er konnte sich zwar nicht sicher sein, vermutete aber, dass die Russen unabhängig von den US-Behörden arbeiteten – es mochte vielleicht ein paar Kontakte geben, doch die Unterstützung war gewiss begrenzt und reichte nicht aus, einen amerikanischen Rechtsanwalt und eine russische Akrobatin aufzuspüren. Denn dazu hätten die Russen die Situation wohl doch recht ausführlich erklären müssen! Zudem war das Risiko, dass Lord den Amerikanern alles erzählte, bevor die Russen die Lage in den Griff bekamen, gewiss zu groß. Nein. Lord war überzeugt, dass die Russen allein arbeiteten – zumindest vorläufig.

Sie hatten eine schöne Fahrt hinter sich, von Asheville

über den Blue Ridge Parkway nach Norden und dann auf der State Route 81 den letzten Abschnitt durch die sanft hügelige Berglandschaft. Genesis selbst wirkte wie aus dem Bilderbuch, eine Stadt aus Backstein-, Holz- und Bruchsteinhäusern voller malerischer Kunstgalerien, Geschenk- und Antiquitätenläden. Unter den ausladenden Platanen, die die Hauptstraße säumten, standen Bänke. An der Hauptkreuzung des Städtchens gab es eine Eisdiele, zwei Banken und einen Drogeriemarkt. Franchising-Unternehmen, Wohnblocks und Ferienhäuser lagen am Rand des Städtchens. Als sie in das Städtchen einfuhren, stand die Sonne schon tief am Himmel und überzog den zuvor strahlend blauen Himmel mit einem bleichen Lachsrosa, während die Bäume und Berge einen tiefen Violetton annahmen. Der Abend kam hier offensichtlich früh.

»Wir sind da«, erklärte er Akilina. »Jetzt müssen wir herausfinden, wer oder was dieser Dorn ist.«

Er wollte gerade in einem Gemischtwarenladen um das Telefonbuch bitten, da fiel ihm eine Aufschrift ins Auge. Ein schmiedeeisernes Aushängeschild ragte aus einem zweigeschossigen Backsteinhaus heraus. Hinter der nächsten Kreuzung erblickte man einen baumbestandenen Platz mit dem Bezirksgericht. Auf dem Aushängeschild stand in schwarzen Buchstaben: *Michael Thorn, Rechtsanwaltsbüro*. *Thorn* heißt Dorn, übersetzte Lord für Akilina.

»Genau wie in Starodug«, erwiderte sie.

Das Gleiche hatte er auch schon gedacht.

Er parkte einen Block weiter am Straßenrand, dann

gingen sie rasch zurück in das Rechtsanwaltsbüro, wo eine Sekretärin sie informierte, dass Mr. Thorn derzeit noch bei Gericht mit Vertragsdokumenten beschäftigt sei, aber bald zurückerwartet werde. Lord sagte, er müsse sofort mit Thorn reden, und die Frau erklärte ihm, wo er zu finden sei.

Sie gingen zum Bezirksgericht von Dillsboro, einem klassizistischen Backsteingebäude mit einem Ziergiebel vor dem Portal und einer hohen Kuppel, die typisch war für die Gerichtsgebäude des Südens. Ein Bronzeschild beim Hauptportal ließ wissen, dass das Gebäude 1898 fertig gestellt worden sei. Lord hatte bisher nur äußerst selten in kleinen Provinzgerichten zu tun gehabt, da seine Kanzlei sich auf die Sitzungssäle und Finanzinstitutionen der US-amerikanischen Großstädte und osteuropäischen Hauptstädte beschränkte. Tatsächlich war er noch niemals in einem Gerichtssaal aufgetreten. Für diese Aufgabe beschäftigte Pridgen & Woodworth Hunderte von Prozessanwälten. Lord dagegen kümmerte sich um Verträge. Er arbeitete hinter den Kulissen. Zumindest bis vor einer Woche, als er in den Vordergrund katapultiert worden war.

Sie trafen Michael Thorn im Urkundenraum an, wo er über einen riesigen Band gebeugt an einem Pult stand. Im grellen Neonlicht sah Lord einen Mann mittleren Alters mit beginnender Glatze. Klein und untersetzt, aber nicht übergewichtig, mit ausgeprägter, aber schmaler Nase, hohen Wangenknochen und einem Gesicht, das sicherlich jünger wirkte, als er war.

»Michael Thorn?«, fragte Lord.

Der Angesprochene blickte lächelnd auf. »Derselbe.«

Lord stellte sich und Akilina vor. Außer ihnen war niemand in dem fensterlosen Raum.

»Wir sind gerade aus Atlanta eingetroffen.« Lord zeigte ihm seine Anwaltslizenz des Staates Georgia und fuhr dann dieselbe Schiene wie damals in der Bank in San Francisco. »Ich bin in einer Grundstücksangelegenheit hier, es geht um den Nachlass einer Verwandten von Miss Petrowa hier.«

»Sieht so aus, als würden Sie sich nicht nur mit dem Gesetz befassen«, meinte Thorn in Anspielung auf Lords lädiertes Gesicht.

Lord dachte sich eilig eine Ausrede aus: »Am Wochenende boxe ich manchmal hobbymäßig. Letztes Mal hab ich ein bisschen mehr eingesteckt als ausgeteilt.«

Thorn lächelte: »Wie kann ich Ihnen helfen, Mr. Lord?«

»Sind Sie schon lange als Anwalt hier tätig?«

»Mein ganzes Leben«, antwortete Thorn mit einem gewissen Stolz in der Stimme.

»Das hier ist ein wunderschönes Städtchen. Ich bin zum ersten Mal hier. Dann kommen Sie also aus einer alteingesessenen Familie?«

Ein merkwürdiger Ausdruck trat in Thorns Gesicht. »Warum diese Fragen, Mr. Lord? Ich dachte, es ginge um eine Grundstücksangelegenheit. Wer ist denn die Verstorbene? Ich kenne sie bestimmt.«

Lord griff in seine Hosentasche und holte die Höllenglocke heraus. Er reichte sie Thorn und beobachtete die Reaktion des Anwalts dabei aufmerksam.

Thorn studierte das Glöckchen gelassen von innen und außen. »Beeindruckend. Ist das massives Gold?«

»Ich denke schon. Können Sie die Inschrift lesen?«

Thorn nahm seine Lesebrille vom brusthohen Lesetisch und studierte den Mantel des Glöckchens aufmerksam. »Sind ziemlich klein, die Buchstaben, oder?«

Lord erwiderte nichts, sondern warf einen Blick auf Akilina, die Thorn aufmerksam beobachtete.

»Tut mir Leid, Mr. Lord. Das ist irgendeine Fremdsprache. Ich weiß nicht genau welche. Jedenfalls kann ich sie nicht lesen. Leider beherrsche ich nur Englisch, wobei manche Leute behaupten, ich könne noch nicht einmal das richtig gut.«

»Wer aber bis ans Ende beharret, der wird selig«, sagte Akilina auf Russisch.

Thorn sah sie einen Moment lang an. Lord wusste nicht recht, ob seine Reaktion Überraschung bedeutete oder einfach daher kam, dass er sie nicht verstand. Nun begegnete er selbst Thorns Blick.

»Was hat sie gesagt?«, fragte Thorn.

»Wer aber bis ans Ende beharret, der wird selig.«

»Aus dem Matthäusevangelium«, bemerkte Thorn. »Aber worauf wollen Sie damit hinaus?«

»Bedeutet diese Worte Ihnen irgendetwas?«, fragte Lord.

Thorn reichte ihm das Glöckchen zurück. »Mr. Lord, was wollen Sie eigentlich?«

»Sie werden das gewiss merkwürdig finden, aber ich muss Ihnen noch ein paar weitere Fragen stellen. Würden Sie mir den Gefallen tun?«

Thorn nahm die Brille wieder ab. »Schießen Sie los.«

»Gibt es noch andere Thorns in Genesis?«

»Ich habe zwei Schwestern, die aber nicht mehr hier leben. Es gibt noch einige weitere Familien dieses Namens, und eine davon ist recht groß, aber wir sind nicht verwandt.«

»Kann man die leicht finden?«

»Schauen Sie einfach ins Telefonbuch. Hat Ihre Grundstücksangelegenheit mit einem Thorn zu tun?«

»In gewisser Weise.«

Lord bemühte sich, sein Gegenüber nicht anzustarren, wollte aber andererseits unbedingt sehen, ob irgendeine Familienähnlichkeit mit Nikolaus II. zu entdecken war. Was Blödsinn war, wie ihm schnell klar wurde. Er hatte die Romanows nur in grobkörnigen Schwarzweißfilmen und auf ebensolchen Fotos gesehen. Wie konnte er da eine Familienähnlichkeit feststellen? Mit Sicherheit konnte er nur sagen, dass Thorn, genau wie Nikolaus, eher klein war, doch alles andere war reine Spekulation. Was hatte er denn erwartet? Dass der vermutete Erbe die Worte las und sich plötzlich in den Zaren von Russland verwandelte? Schließlich befand Lord sich nicht in einem Märchen. Hier ging es um Leben und Tod. Falls übrigens irgendein vermuteter Thronerbe über Lords Hintergrundwissen verfügte, würde der arme Trottel den Mund halten und sich unauffällig ins Holzgebälk zurückziehen, das ihm all diese Jahre Zuflucht geboten hatte.

Er steckte das Glöckchen wieder ein. »Bitte entschuldigen Sie die Störung, Mr. Thorn. Sie müssen uns für ein wenig sonderbar halten, und das kann ich Ihnen nicht verdenken.«

Thorns Miene wurde versöhnlicher, und ein verhaltenes Lächeln spielte um seine Mundwinkel. »Keineswegs, Mr. Lord. Sie haben ganz offensichtlich einen Auftrag, bei dem es um vertrauliche Klientenbelange geht. Das verstehe ich. Es ist vollkommen in Ordnung. Aber wenn das alles war, würde ich jetzt gerne hier meine Suche nach einem verbrieften Anspruch fortsetzen, bevor der Aufblicksführende mich rausscheucht.«

Sie gaben sich die Hand.

»Hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen«, sagte Lord.

»Falls Sie Hilfe bei der Suche nach diesen anderen Thorns brauchen, kommen Sie einfach in mein Büro. Es liegt ganz in der Nähe in derselben Straße. Ich bin morgen den ganzen Tag da.«

Lord lächelte. »Vielen Dank. Vielleicht kommen wir darauf zurück. Aber könnten Sie uns vielleicht eine Unterkunft für die Nacht empfehlen?«

»Das könnte ein bisschen schwierig werden. Im Moment ist Hochsaison, und alles ist ausgebucht. Aber heute ist Mittwoch, da sollte für ein oder zwei Nächte ein Zimmer aufzutreiben sein. Richtig schwierig wird es am Wochenende. Lassen Sie mich einmal jemanden anrufen.«

Thorn zog ein Handy aus der Jacketttasche und wählte. Nach einem kurzen Wortwechsel beendete er das Gespräch. »Ich kenne den Inhaber einer Pension, der mir heute Morgen sagte, das Geschäft laufe derzeit ein bisschen schleppend. Die Pension heißt Azalea Inn. Ich mache Ihnen eine Wegskizze. Es ist nicht weit von hier.«

Das Azalea Inn war ein hübsches Gebäude im Queen-Anne-Stil und lag am Rand des Städtchens. Auf dem Grundstück, das mit einem weißen Lattenzaun eingefasst war, wuchsen mächtige Buchen. Die Vorderveranda bot einer Reihe grüner Schaukelstühle Platz. Drinnen wies das Haus uralte Balkendecken, offene Kamine und altmodische Quiltdeckchen auf.

Lord buchte ein Doppelzimmer, was ihm einen sonderbaren Blick der ältlichen Frau an der Rezeption eintrug. Er rief sich den Mann im Hotel in Starodug in Erinnerung, der ihm, dem Ausländer, ein Zimmer hatte verweigern wollen. Doch die Haltung dieser Dame hier war nochmals anders. Ein Schwarzer mit einer weißen Frau. Kaum zu glauben, dass die Hautfarbe noch immer eine so große Rolle spielte, aber es war offensichtlich so.

»Was war denn eben das Problem?«, fragte Akilina, nachdem sie das Zimmer bezogen hatten.

Das Zimmer im zweiten Geschoss war hell und luftig, mit frischen Blumen und einer flauschigen Steppdecke auf dem altmodischen Bett. Im Bad stand eine Badewanne mit Füßen, und das Fenster war mit weißen Spitzenvorhängen verhängt.

»Hier sind immer noch einige Leute der Meinung, dass die Rassen sich nicht vermischen sollten.«

Er warf ihre Reisetaschen aufs Bett, dieselben beiden Taschen, die Semjon Paschkow ihnen damals vor einer Ewigkeit, wie es ihm schien, mitgegeben hatte. Die Goldbarren hatte er in einem Schließfach im Flughafen von Sacramento zurückgelassen. Nun warteten schon drei Stücke Zarengold darauf, von ihm wieder eingesammelt zu werden.

»Gesetze können Menschen dazu bringen, sich anders zu verhalten«, bemerkte Lord, »aber sie verändern nicht ihre Einstellung. Du solltest das nicht übel nehmen.«

Sie zuckte die Schultern. »In Russland gibt es auch Vorurteile. Ausländer, Dunkelhäutige, Mongolen. Alle werden schlecht behandelt.«

»Man wird sich dort sicherlich an einen Zaren gewöhnen müssen, der in Amerika zur Welt kam und aufgewachsen ist. Ich denke, eine solche Möglichkeit hat niemand jemals in Erwägung gezogen.« Er setzte sich auf die Bettkante. »Es ist erstaunlich, dass wir es so weit geschafft haben.«

»Der Anwalt wirkte ehrlich. Er wusste wirklich nicht, wovon wir redeten.«

Lord stimmte ihr zu. »Ich behielt ihn genau im Auge, als er die Glocke studierte und du den Text auf Russisch zitiert hast.«

»Er meinte, es gäbe noch andere Thorns?«

Lord stand auf, ging zum Telefon und nahm das darunter liegende Telefonbuch zur Hand. Er schlug es bei T auf und fand sechs Thorns und zwei Thornes. »Morgen schauen wir uns diese Leute näher an. Notfalls besuchen wir jeden Einzelnen von ihnen. Vielleicht können wir Thorn ja beim Wort nehmen und ihn um seine Mithilfe bitten. Es könnte einfacher sein, wenn wir von einem Einheimischen vorgestellt werden.« Er sah Akilina an. »Bis dahin sollten wir erst einmal etwas essen und dann schlafen.«

Sie aßen in einem ruhigen Restaurant um die Ecke, das witzigerweise unmittelbar neben einem Kürbisfeld lag. Lord machte Akilina mit gebratenen Hähnchen, Kartoff-

felbrei, gekochten Maiskolben und Eistee bekannt. Erst wunderte er sich, wie fremd ihr das war, aber andererseits hatte er ja vor seinen Reisen nach Russland Buchweizenpfannkuchen, Rote-Bete-Suppe oder sibirische Fleischklöße ebenso wenig gekannt.

Die Abendluft war mild und klar. Keine einzige Wolke verhängte den Himmel, und über ihnen war die Milchstraße zu sehen.

Genesis war eindeutig ein Ort, an dem nur tagsüber Leben herrschte – abgesehen von einigen Restaurants war jetzt, nach Einbruch der Dunkelheit, kein einziges Geschäft mehr offen. Nach einem kurzen Spaziergang kehrten sie in ihre Pension zurück und betraten die Eingangshalle.

Auf einer kleinen Couch neben der Treppe saß Michael Thorn.

Der Anwalt trug jetzt lässige Kleidung, einen hellbraunen Pullover und blaue Hosen. Als Lord die Eingangstür schloss, stand er auf und fragte ruhig: »Haben Sie dieses Glöckchen noch?«

Lord griff in die Hosentasche und reichte es Thorn. Der befestigte einen goldenen Klöppel im Inneren des Glöckchens und versuchte, es mit einem leichten Schlenkern des Handgelenks zu läuten. Doch wo man einen Glockenton erwartet hätte, war nur ein dumpfer Pochlaut zu hören.

»Gold ist wohl zu weich«, meinte Thorn. »Ich nehme an, Sie brauchen noch einen anderen Beweis für meine Identität.«

Lord schwieg.

Thorn sah ihn an. »*Dort, wo der Blauglockenbaum wächst*

und Genesis, dort wartet ein Dorn. Verwendet die Worte, die euch herführten. Spricht man eure Namen, und erhält die Glocke ihre eigentliche Gestalt, wird es gelingen.« Er machte eine kurze Pause. »Ihr seid der Rabe und der Adler. Und ich bin der, den ihr sucht.«

Thorns Worte waren nur ein Flüstern, doch er sprach sie in perfektem Russisch.

43

Lord starrte ihn ungläubig an.

»Könnten wir in Ihr Zimmer gehen?«, fragte Thorn.

Schweigend gingen sie nach oben. Als sie die Tür hinter sich verschlossen hatten, sagte Thorn auf Russisch: »Ich hatte niemals erwartet, diese Glocke zu sehen oder diese Worte zu hören. Ich habe den Klöppel jahrzehntelang aufbewahrt und wusste stets, was zu tun war, sollte es jemals so weit sein. Mein Vater ermahnte mich, dass dieser Tag kommen würde. Er wartete sechzig Jahre lang darauf, kam aber nicht mehr zum Zug. Vor seinem Tod sagte er mir voraus, dass ich es noch selbst erleben würde. Ich habe ihm nicht geglaubt.«

Lord war noch immer erschüttert, nahm sich aber zusammen, zeigte auf die Glocke und fragte: »Warum heißt sie Höllenglocke?«

Thorn trat ans Fenster und blickte hinaus. »Das ist von Radischtschew.«

Lord erinnerte sich an den Namen. »Radischtschew

wurde auch auf einem Goldplättchen zitiert, das in der Bank in San Francisco lag.«

»Jussupow verehrte Radischschew. Er war ein großer Liebhaber der russischen Dichtkunst. Einer von Radischschews Versen lautet: *»Gottes Engel werden den Triumph des Himmels mit dreimaligem Geläut der Höllenglocke verkünden: einmal für den Vater, einmal für den Sohn und einmal für die Heilige Jungfrau.«* Die passenden Worte, würde ich sagen.«

Lord gewann allmählich seine Fassung zurück und fragte nach einem Moment des Schweigens: »Haben Sie die Ereignisse in Russland verfolgt? Warum haben Sie sich nicht von sich aus gemeldet?«

»Mein Vater und ich haben oft über diesen Punkt diskutiert«, erwiderte Thorn. »Er war ein glühender Imperialist, ein echter Vertreter der alten Schule. Er kannte Felix Jussupow persönlich. Hat sich oft mit ihm unterhalten. Ich war immer der Meinung, die Zeiten für eine Monarchie seien längst vorüber. In der modernen Gesellschaft gäbe es keinen Raum für ein derart antiquiertes Konzept. Er war jedoch überzeugt, dass das Blut der Romanows wieder auferstehen werde. Und genau das passiert jetzt. Dennoch hatte ich immer den Auftrag, mich nur zu erkennen zu geben, wenn der Rabe und der Adler auftauchten und die Worte sprachen. Alles andere sei eine von unseren Feinden gestellte Falle.«

»Das russische Volk wünscht sich Ihre Rückkehr«, erklärte Akilina.

»Stefan Baklanow wird enttäuscht sein«, bemerkte Thorn.

Lord meinte eine leise Ironie aus Thorns Worten zu hören. Er erzählte Thorn von seinem Interesse an der Zarenkommission und von allem, was in der vergangenen Woche vorgefallen war.

»Genau deshalb hat Jussupow darauf bestanden, dass wir verborgen bleiben. Lenin wollte das Blut der Romanows vollkommen auslöschen. Er wollte jede Restauration ausschließen. Erst später, als er merkte, dass Stalin schrecklicher sein würde als jeder Zar, erkannte er den Fehler, den er mit der Ermordung der Zarenfamilie begangen hatte.«

»Mr. Thorn ...«, begann Lord.

»Michael, bitte.«

»Vielleicht wäre Ihre Kaiserliche Hoheit ja angebrachter?«

Thorn runzelte die Stirn. »Das ist ein Titel, an den ich mich definitiv nur schwer werde gewöhnen können.«

»Ihr Leben ist ernsthaft in Gefahr. Ich nehme an, Sie haben Familie?«

»Eine Frau und zwei Söhne, die beide aufs College gehen. Ich habe nie mit ihnen über diese Angelegenheit gesprochen. Das war eine Bedingung, auf der Jussupow bestand. Vollkommene Anonymität.«

»Sie müssen es ihnen sagen, und ebenfalls Ihren beiden Schwestern, die Sie vorhin erwähnten.«

»Das habe ich vor. Aber ich weiß nicht, wie meine Frau auf ihre Erhebung zur Zarin reagieren wird. Mein ältester Sohn wird einiges an Anpassung leisten müssen. Er ist jetzt der Zarewitsch und sein Bruder ein Großfürst.«

Lord hatte zahllose Fragen, aber eine lag ihm mehr als alle anderen auf dem Herzen. »Können Sie uns berichten,

wie Alexej und Anastasia nach North Carolina gelangt sind?«

Und Thorn erzählte eine Geschichte, bei der es Lord und Akilina kalt den Rücken hinunterlief.

Es begann am Abend des 16. Dezember 1916, als Felix Jussupow Grigori Rasputin mit Zyankali versetzten Kuchen zum Wein servierte. Nachdem das Gift das Opfer nicht tötete, schoss Jussupow den Starez einmal in den Rücken. Als auch diese Kugel die Aufgabe nicht vollendete, verfolgten andere Adlige den fliehenden Heiligen in einen verschneiten Hof und töteten ihn mit mehreren Schüssen. Dann warfen sie seine Leiche in die gefrorene Newa, sehr zufrieden mit ihrer Tat.

Nach dem Mord sonnte Jussupow sich offen in seinem Ruhm. Er sah eine politische Zukunft vor sich, die vielleicht sogar einen Wechsel der Herrscherfamilie von den Romanows zu den Jussupows mit sich bringen würde. In ganz Russland wurde von Revolution geredet. Der Sturz Nikolaus' II. schien nur noch eine Frage der Zeit. Schon jetzt war Jussupow der reichste Mann Russlands. Er besaß riesige Landgüter, die mit beträchtlichem politischem Einfluss verbunden waren. Doch ein Mann namens Lenin ließ sich von einer Welle der Erbitterung zur absoluten Macht tragen, und kein Adliger, wie auch immer er hieß, sollte diesen Machtwechsel unangetastet überstehen.

Die Ermordung Rasputins hatte eine ungeheure Wirkung auf die Zarenfamilie. Nikolaus und Alexandra zogen sich noch stärker zurück, und Alexandra gewann einen noch größeren Einfluss auf ihren Mann. Der Zar stand einer riesigen Sippschaft vor, der ihr öffentliches Ansehen schlichtweg

gleichgültig war. Dort sprach man besser Französisch als Russisch. Man hielt sich mehr im Ausland als zu Hause auf. Man wachte zwar eifersüchtig über Namen und Rang, nahm aber die Verpflichtungen gegenüber der Öffentlichkeit nicht sonderlich ernst. Scheidungen und zerrüttete Ehen verschlechterten das Bild, das die Romanows abgaben.

Alle Verwandten des Zaren verabscheuten Rasputin. Keiner beklagte seinen Tod, und einige waren sogar so unverfroren, dies dem Zaren ins Gesicht zu sagen. Der Mord schuf eine Spaltung im Haus des Zaren. Einige der Großfürsten und Großfürstinnen begannen sogar, offen über einen Herrscherwechsel zu reden. Schließlich nutzten die Bolschewiken diese Spaltung aus, entmachteten die provisorische Regierung, die Nikolaus II. folgte, ergriffen gewaltsam die Macht und ermordeten alle Romanows, derer sie habhaft werden konnten.

Jussupow beharrte allerdings öffentlich darauf, dass die Ermordung Rasputins richtig gewesen sei. Da der Zar ihn zur Strafe für den Mord auf eines seiner Landgüter in Zentralrussland verbannt hatte, war er während der Februar- und Oktoberrevolution von 1917 zu seinem Glück außer Reichweite. Zunächst hatte er einen Herrschaftswechsel unterstützt und sogar seine Hilfe angeboten, doch nachdem die Sowjets sein Familienvermögen beschlagnahmt und ihm mit der Verhaftung gedroht hatten, wurde ihm klar, was für einen Fehler er begangen hatte. Rasputins Tod war viel zu spät erfolgt, um noch etwas am Gang der Ereignisse zu ändern. Durch seinen fehlgeleiteten Versuch, das Zarenreich zu retten, hatte Jussupow der russischen Monarchie tatsächlich einen tödlichen Stoß versetzt.

Kurz nach der Oktoberrevolution von 1917 und Lenins Aufstieg zur Macht traf Jussupow dann eine Entscheidung über sein künftiges Vorgehen. Als einer der wenigen Adligen, die noch über finanzielle Mittel verfügten, gelang es ihm, einige ehemalige Leibwächter des Zaren zu rekrutieren. Sie erhielten die Aufgabe, die Zarenfamilie aus der Gefangenschaft zu befreien, um die Wiederherstellung der Monarchie zu ermöglichen. Er hoffte, dass Nikolaus seinen Sinneswandel akzeptieren und ihm die Ermordung Rasputins vergeben würde, Jussupow betrachtete seine Bemühungen als eine Möglichkeit, sein schlechtes Gewissen reinzuwaschen – wobei nicht die Ermordung Rasputins ihm Schuldgefühle bereitete, sondern die kurz darauf erfolgte Gefangensetzung des Zaren.

Als die kaiserliche Familie Anfang 1918 von Zarskoje Selo nach Sibirien abtransportiert wurde, wusste Jussupow, dass die Zeit zum Handeln gekommen war. Dreimal wurden Rettungsversuche geplant, doch keiner kam über das Planungsstadium hinaus. Die Bolschewiken bewachten ihre kaiserlichen Gefangenen streng. Man bat George V, König von England und Vetter Nikolaus' II. den Romanows Asyl zu gewähren. Zunächst stimmte er zu, geriet deswegen aber unter Druck und beugte sich. Die Einwanderungserlaubnis wurde verweigert.

In diesem Moment verstand Jussupow, was das Schicksal beschlossen hatte.

Er rief sich Rasputins Vorhersage in Erinnerung, wenn Rasputin von einem Adligen ermordet werde, würden Nikolaus und seine Familie die nächsten zwei Jahre nicht überleben. Unter den Adligen, die nicht zum Geschlecht der Ro-

manows gehörten, hatte Jussupow den höchsten Rang, und seine Frau war eine Nichte des Kaisers. Anscheinend hatte der Starez Recht gehabt.

Doch Jussupow war entschlossen, dem Schicksal ein Schnippchen zu schlagen.

Er schickte Kolja Maks und weitere Männer mit dem Auftrag nach Jekaterinburg, um jeden Preis eine Rettung zu versuchen. Als Maks Zugang zur Wachmannschaft der Zarenfamilie bekam, war Jussupow begeistert. Doch dass Maks dann tatsächlich bei der Hinrichtung zugegen war und Alexej und Anastasia retten, vom Lastwagen schmuggeln und hinterher lebendig im Wald auffinden konnte, war ein Wunder zu nennen. Erstaunlicherweise war Alexej weder von einer Kugel noch von einem Bajonett verletzt worden. Anastasia hatte einen Schädelbruch von dem Gewehrkolbenhieb, den Maks ihr während der Exekutionsprozedur eigenhändig verpasst hatte, war aber ansonsten kaum verletzt, da ihr mit Diamanten und Juwelen bestücktes Korsett sie vor den Schüssen geschützt hatte. Sie hatte Schusswunden im Bein, die aber behandelt werden konnten, sodass sie sich davon erholte und nur ein Hinken zurückbehielt, das ihr für den Rest ihres Lebens blieb.

Maks brachte beide Kinder in eine Hütte westlich von Jekaterinburg. Dort erwarteten ihn schon drei weitere der von Jussupow angeheuerten Männer, Jussupows Befehle waren eindeutig: Bringt die Familie nach Osten. Aber es gab keine Familie mehr. Nur zwei zu Tode geängstigte Halbwüchsige.

In den Tagen nach dem Massaker sprach Alexej kein einziges Wort. Der Junge hockte in einer Ecke der Hütte. Er aß und trank zwar ein wenig, hatte sich aber ansonsten voll-

kommen in sich zurückgezogen. Später berichtete er, der Anblick, wie seine Eltern erschossen wurden und seine geliebte Mutter an ihrem eigenen Blut erstickte, während man seine Schwestern mit Bajonetten durchbohrte, habe einen Zustand geistiger Lähmung verursacht, und die Kraft, danach weiterzumachen, habe er nur einem Satz zu verdanken, den Rasputin einmal an ihn gerichtet habe:

Du bist die Zukunft Russlands und musst am Leben bleiben.

Er hatte Maks sofort als Wächter am Zarenhof wiedererkannt. Der stämmige Russe hatte Dienst als Träger des Zarewitschs getan, als einer von mehreren Männern, deren Aufgabe darin bestand, den Thronerben auf den Armen zu tragen, wenn seine Beine ihm nach einer Blutung den Dienst versagten. Alexej erinnerte sich daran, wie freundlich Maks mit ihm umgegangen war, und gehorchte widerspruchslos, als dieser ihm auftrug, still liegen zu bleiben.

Es dauerte beinahe zwei Monate, bis die Überlebenden Wladiwostok erreichten. Die Saat der Revolution war auch dort schon aufgekeimt, doch so weit im Osten hatte niemand eine Vorstellung, wie die Romanow-Kinder aussahen. Glücklicherweise hatte der Zarewitsch zu der Zeit nur einen einzigen kleinen Krankheitsanfall.

Jussupow hatte schon Leute losgeschickt, die die Kinder an der russischen Pazifikküste erwarteten. Ursprünglich hatte er vorgehabt, die Zarenfamilie in Wladiwostok zu lassen, bis die Zeit reif war, doch der Sieg im Bürgerkrieg neigte sich immer stärker den Roten zu. Bald würden die Kommunisten das ganze Land beherrschen, Jussupow wusste, was zu tun war.

Ganze Schiffsladungen von Russen wanderten an die

amerikanische Westküste aus, wobei San Francisco den wichtigsten Zugangshafen darstellte. Zusammen mit einem russischen Ehepaar, das zu diesem Zweck angeworben worden war, gingen Alexej und Anastasia im Dezember 1918 an Bord eines solchen Schiffes.

Jussupow selbst floh im April 1919 mit seiner Frau und der vierjährigen Tochter aus Russland. In den nächsten achtundvierzig Jahren bereiste er Europa und Amerika. Er schrieb ein Buch und schützte gelegentlich seinen Ruf mit Beleidigungs- und Verleumdungsklagen, wenn er sich in einem Film oder Manuskript als ungerecht dargestellt empfand. Öffentlich blieb er ein stolzer, trotziger Rebell, der darauf beharrte, mit der Ermordung Rasputins die den Umständen angemessene Maßnahme ergriffen zu haben. Er lehnte alle Schuld an dem, was danach geschehen war, ab und akzeptierte keinerlei Mitverantwortung für Russlands Schicksal. Privat sah die Sache jedoch anders aus. Er schäumte, als Lenin und später Stalin an die Macht kamen. Zwar hatte er Rasputins Tod und Nikolaus' Befreiung von Alexandras deutschem Joch gewünscht, doch ebenso das Weiterbestehen des zaristischen Russlands. Stattdessen hatte sich die Nawa, genau wie von Rasputin vorhergesagt, mit dem Blut der Adligen rot gefärbt. Die Romanows waren dahingemetzelt worden.

Russland war am Ende.

Die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken erblickte das Licht der Welt.

»Und was geschah nach Alexejs und Anastasias Ankunft in den Vereinigten Staaten?«, fragte Lord.

Thorn saß vor dem Fenster auf der Couch. Akilina hockte auf dem Bett. Sie hatte mit unverhohlenem Stauen zugehört, als Thorn die Lücken der ihnen bekannten Geschichte füllte. Auch Lord war verblüfft.

»Zwei weitere Russen erwarteten sie schon hier. Jussupow hatte sie vorausgeschickt, um einen sicheren Ort zu suchen. Einer von ihnen war im Osten der USA gewesen und hatte die Appalachen bereist. Er kannte die Paulownia, den so genannten Blauglockenbaum, und diese Namensverbindung schien ihm ein Zeichen zu sein. Daher wurden die beiden Kinder erst nach Asheville gebracht und dann ein Stück weiter nördlich nach Genesis. Sie lebten bei dem russischen Paar, mit dem sie schon die Schiffsreise unternommen hatten. Der Name *Thorn* wurde gewählt, weil er hier recht verbreitet ist. So wurden sie Paul und Anna Thorn, die einzigen Kinder von Karel und Ilka Thorn, einem slawischen Ehepaar aus Litauen. Damals immigrierten Millionen von Menschen in dieses Land. Keiner schenkte diesen vieren irgendwelche Aufmerksamkeit. In Boone gibt es eine große slawische Gemeinde. Und damals wusste niemand im ganzen Land auch nur das Geringste über die Zarenfamilie.«

»Waren sie hier glücklich?«, fragte Akilina.

»O ja. Jussupow stieg groß in den amerikanischen Aktienmarkt ein und finanzierte mit der Dividende die Ansiedlung der Thorns. Dabei wurden allerdings alle Anstrengungen unternommen, den Wohlstand verborgen zu halten. Die Thorns lebten schlicht und hatten nur über Mittelsmänner Kontakt zu Jussupow. Erst Jahrzehnte später unterhielt Jussupow sich auch persönlich mit meinem Vater.«

»Wie lange lebten Alexej und Anastasia denn?«

»Anastasia ist 1922 gestorben. An einer Lungenentzündung. Sehr traurig, und nur zwei Wochen vor ihrer geplanten Hochzeit. Jussupow fand einen geeigneten Ehemann, der den Kriterien des Zarenreichs entsprach, nur dass das Adelsblut in seinen Adern sehr verdünnt war. Alexej hatte schon ein Jahr früher geheiratet. Er war achtzehn, und man zeigte sich besorgt, dass er angesichts seiner Krankheit vielleicht nicht mehr lange leben würde. Damals konnte man wenig für Bluterkrankt tun. Man arrangierte eine Ehe mit der Tochter eines der Männer, die für Jussupow arbeiteten. Das Mädchen, meine Großmutter, war damals erst sechzehn, aber sie erfüllte die gesetzlichen Ansprüche an eine Zarin. Man sorgte für ihre Emigration, und die beiden wurden in einer Hütte hier in der Nähe von einem orthodoxen Priester getraut. Das Grundstück gehört mir noch immer.«

»Wie lange hat er noch gelebt?«, fragte Lord.

»Nur noch drei Jahre. Doch in dieser Zeit zeugte er meinen Vater. Das Kind war gesund. Die Bluterkrankheit wird über die weibliche Linie vererbt, niemals von einem Mann. Später hat Jussupow oft gesagt, selbst darin sei die Hand des Schicksals zu spüren. Hätte Anastasia überlebt und schließlich einen Sohn geboren, hätte der Fluch sich vielleicht fortgesetzt. Doch es endete mit ihrem Tod, und meine Großmutter brachte einen Sohn zur Welt.«

In Lord stieg eine sonderbare Traurigkeit auf. Das Gefühl erinnerte ihn an damals, als er vom Tod seines eige-

nen Vaters erfahren hatte. Eine seltsame Mischung aus Bedauern, Erleichterung und Sehnsucht. Er schob das Gefühl beiseite und fragte: »Wo liegen sie begraben?«

»Ein wunderschönes Plätzchen, mit Blauglockenbäumen bewachsen. Ich kann es Ihnen morgen zeigen.«

»Warum haben Sie uns vorhin belogen?«, fragte Akilina.

Thorn schwieg einen Moment lang. »Ich bin halb krank vor Angst. Dienstags gehe ich zum Rotary-Club und am Samstag angeln. Die Leute kommen mit Adoptionen zu mir, mit den Kaufverträgen für Häuser oder mit Scheidungen, und ich helfe ihnen. Jetzt aber fordert man mich auf, eine Nation zu regieren.«

Lord hatte Mitgefühl mit dem Mann, der ihm gegenüber saß. Er beneidete ihn nicht um seine Aufgabe. »Aber Sie könnten der Katalysator sein, der dieser Nation Ruhe und Stabilität bringt. Heute erinnert man sich des Zaren mit Zuneigung.«

»Aber mir bereitet das Sorgen. Mein Urgroßvater war ein schwieriger Mensch. Ich habe mich ausführlich mit ihm beschäftigt, und die Historiker sind ihm nicht wohlgesonnen. Ganz besonders hart aber urteilen sie über meine Urgroßmutter. Ich frage mich, welche Lehre man aus dem Sturz des Zarenhauses ziehen sollte. Ist Russland wirklich schon wieder bereit, die Herrschaft einem Autokraten zu übergeben?«

»Ich bezweifle, dass Russland jemals anders regiert wurde«, bemerkte Akilina.

Thorns Blick schweifte in die Ferne. »Da haben Sie vermutlich Recht.«

Lord fiel auf, wie ernst der Tonfall des Anwalts war.

Thorn schien jedes Wort und jede Silbe auf die Waagschale zu legen.

»Ich habe über die Männer nachgedacht, die hinter Ihnen her sind«, sagte Thorn. »Meine Frau. Ich muss sichergehen, dass ihr nichts zustößt. Sie hat so etwas nicht verdient.«

»War es eine arrangierte Ehe?«, fragte Lord.

Thorn nickte. »Mein Vater und Jussupow haben sie gefunden. Sie kommt aus einer frommen orthodoxen Familie mit einer winzigen Spur von Zarenblut. Unter den gegebenen Umständen genug, um allen Einwänden zu begegnen. Ihre Familie ist in den Fünfzigerjahren aus Deutschland eingewandert. Sie war nach der Revolution aus Russland geflohen. Ich liebe meine Frau sehr. Wir hatten ein gutes Leben bis jetzt.«

Lord brannte noch eine andere Frage auf der Zunge. »Hat Jussupow berichtet, was mit den Leichen geschehen ist? Josif Maks hat uns alles bis zu dem Punkt erzählt, als sein Vater Alexej und Anastasia am Tag nach den Morden morgens im Wald fand. Doch Kolja brach noch am selben Tag auf ...«

»Das stimmt nicht.«

»Sein Sohn hat es so berichtet.«

»Er brach auf, aber nicht sofort nachdem er Alexej und Anastasia gefunden hatte. Er kehrte zum Haus für Sonderzwecke zurück. Erst drei Tage später machte er sich mit den beiden Kindern auf den Weg.«

»War er an der endgültigen Bestattung der Leichen beteiligt?«

Thorn nickte.

»Ich habe viel über Gerüchte und gefälschte Augenzeugenberichte gelesen. Hat Jussupow erzählt, wie es wirklich war?«

Thorn nickte. »O ja. Er hat alles erzählt.«

44

Kolja Maks traf gegen Mittag wieder in Jekaterinburg ein. Er hatte Alexej und Anastasia in die sichere Hütte außerhalb der Stadt gebracht und zurückkehren können, ohne dass irgendjemand mitbekam, wo er gewesen war. Er erfuhr, dass Jurowski ebenfalls nach Jekaterinburg zurückgekehrt war und dem Sowjet des Ural pflichtgemäß mitgeteilt hatte, dass die Exekutionen vollzogen seien. Der Sowjet war erfreut und schickte eine Erfolgsnachricht nach Moskau.

Doch die Männer unter Peter Jermakows Kommando, die Jurowski in der vorangegangenen Nacht vom Vier-Brüder-Bergwerk vertrieben hatte, erzählten jedem, der zuhören wollte, wo der Zar und seine Familie lagen. Es gab Gerüchte über schmuckbehängte Leichen und Männer, die zurückwandern und ihr Glück dort in der Grube versuchen wollten. Was keineswegs überraschend kam. Zu viele Menschen waren mit dem Fortschaffen der Leichen beschäftigt gewesen, deshalb war es nicht zu erwarten, dass das Geheimnis gewahrt würde.

Es war später Nachmittag, als Maks auf Jurowski traf. Er hatte zusammen mit drei weiteren Männern den Befehl

erhalten, sich in die Stadt zu begeben, um dem Kommandanten zu helfen.

»Die gehen wieder da raus«, berichtete Jurowski. »Jermakow ist fest entschlossen, seinen Kampf zu gewinnen.«

In der Ferne hörte man das Donnern von Artilleriegeschützen.

»Die Weißen werden in wenigen Tagen hier sein. Vielleicht sind es sogar nur noch Stunden. Wir müssen diese Leichen aus dem Bergwerk fortschaffen.« Jurowskis schwarze Augen verengten sich zu Schlitzen. »Vor allem in Anbetracht unseres kleinen Problems mit den Zahlen.«

Maks und die anderen wussten, wovon er sprach: Es waren ja nur neun Leichen statt der erforderlichen elf.

Jurowski schickte zwei Leute los, um Kerosin und Schwefelsäure aufzutreiben, wo auch immer ein Händler noch einen Vorrat davon besaß. Maks erhielt den Befehl einzusteigen, und gemeinsam mit Jurowski verließ er die Stadt auf der Fernstraße nach Moskau. Der Nachmittag war inzwischen kalt und trübe geworden, und die Vormittagssonne hatte sich hinter einer dichten, metallgrauen Wolkenbank verkrochen.

»Wie ich hörte, gibt es westlich von hier tiefe, mit Wasser voll gelaufene Minen«, erklärte Jurowski unterwegs. »Wir beschweren die Leichen mit Steinen und werfen sie da hinein. Aber erst werden sie verbrannt und die Gesichter mit Schwefelsäure behandelt. Damit sie unkenntlich sind, falls sie doch noch gefunden werden. Hier liegen doch in jedem Loch ein oder zwei Leichen.«

Maks war nicht erpicht darauf, neun blutgetränkte Leichen aus der Tiefe des Vier-Brüder-Bergwerks zu bergen.

Ihm fiel ein, dass Jurowski Handgranaten den Schacht hinuntergeworfen hatte, und beim Gedanken an das, was ihm vielleicht bevorstand, lief ihm ein Schauer über den Rücken.

Fünftehn Meilen westlich von Jekaterinburg hatten sie eine Panne. Jurowski fluchte, und sie gingen zu Fuß weiter. In etwa fünf Meilen Entfernung entdeckten sie drei tiefe, mit Wasser gefüllte Minen. Als sie endlich in die Stadt zurückkehrten, war es bereits zwanzig Uhr. Den Rückweg hatten sie teilweise zu Fuß zurückgelegt und den Rest auf dem Rücken eines Pferdes, das sie einem Bauern abgenommen und beschlagnahmt hatten. Kurz nach Mitternacht am 18. Juli – das Debakel der letzten Nacht lag 24 Stunden zurück – kehrten sie zum Vier-Brüder-Bergwerk zurück.

Sie brauchten mehrere Stunden, um den tiefen Schacht auszuleuchten und den Abstieg vorzubereiten. Maks hörte zu, wie die anderen drei Männer in Jurowskis Begleitung sich darüber unterhielten, hoffentlich nicht derjenige zu sein, dem das Los des Hinuntersteigens in die Mine zufiel. Als alle Vorbereitungen getroffen waren, sagte Jurowski: »Kolja, steig hinunter und suche sie.«

Maks dachte daran sich zu weigern, doch damit hätte er Schwäche gezeigt, und das war das Letzte, was er diesen Männern von sich zu erkennen geben wollte. Er besaß ihr Vertrauen. Das Wichtigste war, dass er Jurowskis Vertrauen besaß, er würde es brauchen in den Tagen, die vor ihm lagen. Ohne ein Wort zu verlieren, band er sich ein Seil um die Taille, und zwei Männer ließen ihn langsam in den Schacht hinunter. Der schwarze Lehm fühlte sich ölig an. Die kalte Luft roch scharf nach Bitumen, vermischt mit

Moder und Flechten. Doch noch eine weitere Ausdünstung mischte sich darunter, ein ekelhaft süßlicher Gestank. Er kannte ihn schon. Es war Verwesungsgeruch.

Zwanzig Meter weiter unten fiel der Schein seiner Fackel auf einen Tümpel. Im flackernden Licht erblickte er einen Arm, ein Bein und einen Hinterkopf. Er rief nach oben, man solle ihn nicht weiter herunterlassen. Er schwebte unmittelbar über der Wasseroberfläche.

»Runter. Langsam«, rief er.

Sein rechter Stiefel berührte das Wasser und tauchte hinein. Das Wasser war eisig. Seine Beine wurden nass, und er begann zu frösteln. Zum Glück war der Tümpel nur hüft-hoch. Zitternd stand er da und rief zu seinen Kameraden hinauf, ihn nicht weiter hinunterzulassen.

Dann fiel plötzlich ein weiteres Seil von oben herunter. Er wusste, wozu es dienen sollte, und griff sich das Seilende, Jurovskis Granaten hatten offensichtlich wenig Schaden angerichtet. Maks griff nach dem erstbesten Körperteil und zerrte die nackte Leiche zu sich herüber. Es war Nikolaus. Maks sah auf den entstellten Zaren hinunter, dessen Gesicht kaum mehr kenntlich war. Er erinnerte sich an den Mann, der er gewesen war. Schlank von Gestalt, das Gesicht kantig und offen, mit einem beeindruckenden Bart und ausdrucksvollen Augen.

Er band das Seil um die Leiche und gab ein Signal, sie hochzuziehen. Doch es war, als wolle die Erde ihren Schutzbefohlenen nicht freigeben. Von der leblosen Hülle strömte das Wasser herunter. Die schlaffen Muskeln des aufgeweichten Leibes gaben nach, und Nikolaus II. fiel platschend in den Tümpel zurück.

Maks' Gesicht und Haar wurden von eiskaltem Wasser durchnässt.

Das Seil kam wieder nach unten. Er watete zu der Leiche und band diesmal die Schlinge so fest, dass sie ins Fleisch des Oberkörpers einschnitt.

Erst nach drei weiteren Versuchen gelang es, den Zaren aus dem Schacht zu heben.

Gegen Ekel und Übelkeit ankämpfend, musste Maks diese Prozedur noch achtmal wiederholen. Da Kälte, Dunkelheit und die beginnende Verwesung alles schwieriger machten, brauchte er Stunden. Dreimal ließ er sich wieder nach oben ziehen, um sich beim Feuer aufzuwärmen, da er von der Arbeit im hüfthohen Wasser völlig durchgefroren war. Als man ihn zum letzten Mal nach oben zog, stand die Sonne schon hoch am Himmel und neun entstellte Leichen lagen auf dem feuchten Gras.

Jemand holte eine Decke für Maks. Die trockene Wolle roch nach Ochse, wärmte ihn aber angenehm.

»Am besten begraben wir sie einfach hier«, sagte einer der Männer.

Jurowski schüttelte den Kopf. »Nein, nicht hier in diesem Schlamm. Das Grab wäre leicht zu entdecken. Wir müssen sie zu einer neuen Stelle schaffen. Diese Teufel müssen auf immer unter der Erde verschwinden. Ich habe es satt, ihre verfluchten Gesichter zu sehen. Holt die Karren her. Wir schaffen sie an einen anderen Ort.«

Vom Wagenplatz wurden drei dürftige Karren herbeigerollt. Die Räder holperten über die unebene, verschlammte Fahrspur. Maks stand neben Jurowski, die Decke umgelegt, und wartete darauf, dass Männer und Wagen näher kamen.

Jurowski stand hoch aufgerichtet da und starrte auf die aufgedunsenen Leichen hinunter. »Wo mögen die anderen beiden sein?«

»Hier jedenfalls nicht«, antwortete Maks.

Der Blick des stämmigen Juden durchbohrte ihn. »Ich frage mich, ob das eines Tages ein Problem werden könnte.«

Maks fragte sich, ob der stiernackige Mann, der in einer schwarzen Lederjacke vor ihm stand, vielleicht mehr wusste, als gut war. Dann verwarf er den Gedanken. Die beiden fehlenden Leichen konnten Jurowski das Leben kosten. Deswegen würde er dichthalten.

»Wie denn?«, fragte Maks. »Die beiden sind tot. Das allein ist doch entscheidend, oder? Die Leiche ist nur die Bestätigung dafür.«

Der Kommandant trat an eine der weiblichen Leichen heran. »Ich fürchte, wir haben noch nicht zum letzten Mal von diesen Romanows gehört.«

Maks erwiderte nichts. Der Kommandant hatte ihn nicht um seine Meinung gebeten.

Die neun Leichen wurden je drei und drei auf die Karren geworfen und jeweils mit einer Decke zugedeckt, die man unten gut feststeckte. Dann ruhten sich die Männer ein paar Stunden aus und aßen Schwarzbrot mit Knoblauchschorizos. Erst gegen Ende des Nachmittags brachen sie zu der vorgesehenen Begräbnisstätte auf. Der Weg war tief ausgefahren, aufgeweicht und verschlammt. Am Tag zuvor hatte man die Nachricht verbreitet, dass Weißgardisten in den Wäldern lauerten und dementsprechend rote Suchtrupps unterwegs seien. Man würde jeden Dorfbewohner erschießen, der in einem Sperrgebiet ertappt wurde. Nach dieser

Warnung bestand Hoffnung, dass sie ihre Aufgabe unbeobachtet zu Ende führen konnten.

Keine zwei Meilen später brach die Achse eines der Karren, Furowski, der in einem Auto hinterherfuhr, befahl anzuhalten.

Die beiden anderen Karren waren keineswegs in einem besseren Zustand.

»Bleibt hier und haltet Wache«, befahl Jurowski. »Ich fahre in die Stadt und suche einen Lastwagen.«

Als ihr Kommandant zurückkehrte, war es schon dunkel. Die Leichen wurden auf die Lastwagenpritsche umgeladen und die Fahrt ging weiter. Einer der Lastwagenscheinwerfer leuchtete nicht und der andere war in der kohlrabenschwarzen Nacht kaum zu sehen. Die Räder schienen jede Pfütze und jedes Schlagloch des aufgeweichten Wegs zu finden. Immer wieder mussten sie völlig verschlammte Stellen mit Brettern überbrücken, was die Fahrt noch verlangsamte. Viermal hingen sie fest, und der Lastwagen musste unter großer Anstrengung freigeschoben werden.

Noch einmal legten sie eine Stunde Rast ein.

Aus dem 18. wurde der 19. Juli.

Gegen fünf Uhr früh fuhr sich der Lastwagen ein weiteres Mal fest, und diesmal trotz aller Anstrengungen hoffnungslos. Die Erschöpfung der Männer, die nach zwei harten Tagen ihren Zoll forderte, machte die Sache nicht einfacher.

»Dieser Lastwagen fährt nirgendwo mehr hin«, sagte schließlich einer der Männer.

Jurowski blickte zum Himmel. Bald würde die Morgendämmerung hereinbrechen. »Jetzt ertrage ich die Leichen

dieser stinkenden Zarenfamilie schon den dritten Tag. Mir reicht's. Wir begraben sie hier an Ort und Stelle.«

»Hier unter dem Weg?«, fragte einer der Männer.

»Ganz genau. Das ist die perfekte Stelle. Hier wird man niemals ein Grab finden. Der Weg ist ohnehin die reinste Schlammgrube. Da wird kein Mensch merken, dass hier gegraben wurde.«

Man holte Schaufeln und hob eine gewöhnliche Leichen-grube aus, etwa drei Meter lang und zwei Meter breit. Nachdem sie die Gesichtszüge mit Schwefelsäure weggeätzt hatten, um eine Identifizierung unmöglich zu machen, wurden die Leichen hineingeworfen. Das Loch wurde aufgefüllt und mit Zweigen, Kalk und Brettern zugedeckt. Schließlich gelang es ihnen, den Lastwagen frei zu bekommen, und sie fuhren mehrmals über der Stelle hin und her. Als sie fertig waren, war von der Grube nicht mehr das Geringste zu sehen.

»Wir befinden uns zwölf Meilen nordwestlich von Jekaterinburg«, sagte Jurowski. »Das Grab liegt etwa zweihundertfünfzig Meter hinter der Eisenbahnkreuzung in Richtung der Isetzk-Fabrik. Merkt euch diese Stelle. Dort wird unser ruhmreicher Zar ruhen. Für immer.«

Lord sah die Bewegung in Thorns Gesicht.

»Dort ließen sie sie zurück. Dort im Schlamm. Und dort blieben sie bis 1979. Als man damals nach ihnen suchte und endlich auf die Bretter stieß, wurde einer der Ausgräber mit dem Ausspruch zitiert: ›Hoffentlich finde ich nichts darunter.‹ Aber sie fanden etwas. Neun Skelette. Meine Familie.« Lord starrte auf den Dielenboden.

Unten auf der Straße fuhr ein Wagen vorüber. Schließlich sprach der Anwalt weiter: »Ich habe Fotos der Skelette gesehen, wie sie auf Labortischen lagen. Ich empfinde es als eine Schande, dass sie wie Museumsstücke zum Begaffen freigegeben wurden.«

»Man konnte sich nicht einmal darauf einigen, wo man ihnen ihre letzte Ruhestätte geben sollte«, bemerkte Akilina.

Lord rief sich in Erinnerung, dass um diese Frage ein jahrelanger Streit getobt hatte. Jekaterinburg verlangte, man solle die Familie dort beerdigen, wo sie gestorben sei. St. Petersburg drängte hingegen darauf, dass die Toten in der Peter-und-Paul-Kathedrale beigesetzt würden, wo alle vorherigen Zaren ruhten. Es ging bei dieser Debatte jedoch keineswegs um Pietät oder die Achtung vor den Toten, nein, die Verantwortlichen in Jekaterinburg erhofften sich durch die Begräbnisstätte des letzten Zaren eine Einnahmequelle. Ebenso Sankt Petersburg. Und genau wie Thorn schon sagte, lagen die sterblichen Überreste der Zarenfamilie während der gesamten Dauer der Auseinandersetzung, nämlich beinahe acht Jahre lang, auf einem Metallregal in einem sibirischen Laboratorium. Schließlich gewann Sankt Petersburg den Streit, nachdem eine Regierungskommission entschieden hatte, dass alle neun Skelette dort bestattet werden sollten, wo die anderen Romanows lagen. Die ganze Angelegenheit war ein Fiasko und typisch für Jelzins Art, keinem auf die Füße treten zu wollen und damit jeden gegen sich aufzubringen.

Thorn presste die Lippen zusammen. »So viele Sachen meines Großvaters wurden von Stalin verkauft, um sie zu

Geld zu machen. Vor Jahren besuchten mein Vater und ich das Virginia Museum of Fine Arts, um uns eine Ikone des heiligen Pantalemion anzuschauen, die mein Großvater als Kind von Mönchen geschenkt bekommen hatte, als er sehr krank war. Sie hing immer in seinem Zimmer im Alexanderpalast. Kürzlich habe ich gelesen, dass ein Paar Ski von ihm bei einer Auktion in New York versteigert wurde.« Er schüttelte den Kopf. »Die verdammten Sowjets hassten alles, was mit dem Zaren zu tun hatte, aber es bereitete ihnen nicht das geringste Problem, ihre Gemeinheiten mit seinem Erbe zu finanzieren.«

»War es die Rettung der Zarenkinder, die Jussupow veranlasste, Kolja Maks das erste Puzzlestück anzuvertrauen?«, fragte Lord.

»Er war die perfekte Wahl und hat das Geheimnis offensichtlich sogar noch im Grab gehütet. Auch sein Sohn und sein Neffe haben ihre Sache gut gemacht. Ihre Seele ruhe in Frieden.«

»Die Welt muss davon erfahren«, erklärte Lord.

Thorn seufzte tief auf. »Glauben Sie denn, dass die Russen einen in Amerika geborenen Zaren akzeptieren werden?«

»Was spielt das für eine Rolle?«, fragte Akilina sofort zurück. »Sie sind ein Romanow. Durch und durch.«

»Russland ist ein kompliziertes Land«, bemerkte Thorn.

»Die Leute wollen nur Sie«, stellte Akilina klar.

Thorn lächelte schwach. »Wollen wir hoffen, dass Ihre Zuversicht ansteckend ist.«

»Sie werden schon sehen«, gab Akilina zurück. »Die

Leute werden Sie anerkennen. Und die Welt wird Sie anerkennen.«

Lord trat zum Telefon, das neben dem Bett stand. »Ich rufe jetzt meinen Arbeitgeber an. Er muss Bescheid wissen. Der letzte Wahlgang der Kommission muss verschoben werden.«

Keiner sagte etwas, als er die Nummer von Pridgen & Woodworth in Atlanta wählte. Es war beinahe neunzehn Uhr, aber die Kanzlei war vierundzwanzig Stunden am Tag besetzt. Sekretärinnen, Rechtsberater und Anwälte arbeiteten auch nachts, um die in allen Zeitzonen verstreuten Tochterfirmen und Klienten zu betreuen.

In der Zentrale leitete man Lords Anruf an Hayes' Nachtsekretärin weiter, die Lord noch aus den Zeiten bestens kannte, in denen er selbst halbe Nächte durchgearbeitet hatte.

»Fran, ich muss mit Taylor sprechen. Wenn er aus Russland anruft ...«

»Er ist schon am Apparat, Miles. Er bat mich, ihn in der Leitung zu lassen, als man Ihren Anruf durchstellte.«

»Machen Sie bitte eine Konferenzschaltung daraus.«

»Ich drücke gerade die Schalter.«

Ein paar Sekunden später war er mit Hayes verbunden.
»Miles, wo sind Sie?«

Lord brauchte ein paar Minuten, um alles zu erklären. Hayes hörte ihm schweigend zu und sagte dann: »Sie erzählen mir gerade, dass der Thronerbe der Romanows neben Ihnen sitzt?«

»Haargenau.«

»Haben Sie keine Zweifel?«

»Ich persönlich nicht. Aber mit einem DNA-Test kann man die Sache abschließend klären.«

»Miles. Hören Sie mir gut zu. Ich möchte, dass Sie an Ort und Stelle bleiben. Verlassen Sie die Stadt nicht. Und jetzt sagen Sie mir genau, wo Sie im Moment sind.«

Hayes gab ihm die Adresse.

»Bleiben Sie in Ihrer Pension. Ich bin morgen Nachmittag da. Ich nehme den ersten Flug von Moskau nach New York. Wir müssen hier vorsichtig vorgehen. Sobald ich vor Ort bin, kontaktieren wir das Außenministerium und wen wir sonst noch so brauchen. Ich nehme unterwegs schon einmal Verbindung mit den richtigen Leuten auf. Von jetzt an kümmere ich mich um die Sache. Haben Sie das verstanden?«

»Jawohl.«

»Das hoffe ich sehr. Ich bin stinksauer, dass Sie mich erst jetzt anrufen.«

»Die Telefone werden vielleicht abgehört. Selbst jetzt habe ich Bedenken.«

»Dieses Telefon hier ist sauber. Das garantiere ich Ihnen.«

»Tut mir Leid, dass ich mich nicht gemeldet habe, Taylor. Aber ich hatte keine Wahl. Ich erkläre es Ihnen, wenn Sie hier sind.«

»Ich kann es kaum erwarten. Und gehen Sie jetzt erst einmal schlafen. Wir sehen uns morgen.«

Donnerstag, 21. Oktober

9.40 Uhr

Lord fuhr den Weg, den Michael Thorn ihm wies. Der Anwalt saß auf dem Rücksitz des Jeep Cherokee, den Lord gestern am Flughafen von Asheville gemietet hatte. Akilina saß neben Lord auf dem Beifahrersitz.

Lord und Akilina hatten eine schlaflose Nacht im Azalea Inn verbracht, nachdem das Zusammentreffen mit Thorn sie zutiefst aufgewühlt hatte. Lord hegte nicht den geringsten Zweifel, dass der Mann mittleren Alters mit der beginnenden Glatze, der mit seinen sanften, grauen Augen hinter ihm saß, der Erbe des Romanow-Throns war. Wer sonst hätte die genaue Antwort auf Jussupows Rätsel kennen können? Ganz davon abgesehen, dass er den goldenen Klöppel besaß, der die Glocke erst zu einer solchen machte. Er hatte alle Bedingungen erfüllt, die Jussupow als Beweis seiner Identität verlangt hatte. Heutzutage konnte die Wissenschaft zudem einen zweifelsfreien Beweis in Form eines DNA-Tests liefern, den die Zarenkommission mit Sicherheit anordnen würde.

»Bieg hier ein, Miles«, sagte Thorn.

Nach einem zweistündigen Gespräch und dem Anruf bei Taylor Hayes waren sie am Vorabend zum vertraulichen Du übergegangen. Beim Frühstück hatte Thorn sie gefragt, ob sie gerne die Gräber sehen wollten. Lord dachte zwar an Hayes' Anweisung, die Pension nicht zu verlassen, hielt ei-

nen kurzen Ausflug aber für unproblematisch, und so waren sie von Genesis aus ein paar Meilen nach Süden gefahren und in eine wunderschöne Talmulde gelangt, die mit golden und kupferfarbenen leuchtenden Bäumen bewachsen war. Der Tag war sonnig und klar. Wie ein himmlisches Vorzeichen, dass alles sich fügen werde, dachte Lord.

Aber war das zu erwarten?

Hier, in diesem abgelegenen Winkel der Appalachen, die vor allem für den gesunden Menschenverstand ihrer Bewohner und nebelverhangene, blaue Bergketten bekannt waren, lebte der »Zar von ganz Russland«. Ein Provinzrechtsanwalt, der an der University of North Carolina das College besucht und im nahe gelegenen Duke Jura studiert hatte. Sein Studium hatte er mit einem Studentendarlehen und Teilzeitjobs finanziert, die auch halfen, seine Frau und zwei Kinder zu ernähren.

Thorn hatte ihnen seine ganze Lebensgeschichte erzählt. Sie hatten ein Anrecht darauf. Nach dem Examen war er nach Genesis zurückgekehrt und hatte hier die letzten vierundzwanzig Jahre als Rechtsanwalt gearbeitet, nachdem er ein Büro eröffnet und auch das Schild vor der Tür nicht vergessen hatte, damit jeder seinen Namen sah. Das hatte zu Jussupows Anweisungen gehört, um die richtige Spur zu legen. Natürlich hatte der merkwürdige kleine Russe sich nicht träumen lassen, dass es Computer, Satellitenkommunikation und das Internet geben würde, sodass man jemanden in einer Welt, die so klein geworden war, dass es kaum noch versteckte Orte gab, mit einem Mausklick finden konnte. Und doch hatten Kolja Maks und Thorns Vater sich, genau wie Thorn selbst, an

Jussupows Anweisungen gehalten, und diese entschlossene Zielstrebigkeit hatte sich ausgezahlt.

»Du kannst da drüben parken«, sagte Thorn.

Lord lenkte den vorderen Stoßdämpfer bis dicht an den Stamm einer riesigen Eiche. Ein leises Lüftchen raschelte im Gebüsch und wirbelte lose Blätter in die Luft.

Anders als die vereiste Grabstätte in Starodug war der baumbestandene Friedhof hier tadellos gepflegt. Jedes Grab war ordentlich gemäht und viele waren mit frischen Blumen und Kränzen geschmückt. Obwohl weder Moos noch Pilze die Grabinschriften überzogen, wiesen viele doch deutliche Spuren des Alters auf. Ein Kiespfad führte mitten durch den Friedhof und verzweigte sich zu Querpfeilen, die bis in die hintersten Winkel des hügeligen Geländes reichten.

»Der Friedhof wird von unserem örtlichen Geschichtsverein gepflegt. Die Leute machen ihre Sache ausgezeichnet. Die ersten Gräber gehen bis zum Bürgerkrieg zurück.«

Thorn führte sie zum Rand der Friedhofswiese. Fünfzehn Meter entfernt wuchs eine Reihe von Paulownias, deren Zweige voller kräftig gefärbter Samenkapseln hingen.

Lord betrachtete die beiden Grabsteine, in die oben jeweils ein Kreuz eingemeißelt war:

ANNA THORN

geboren 18.06.1901 – gestorben 07.10.1922

PAUL THORN

geboren 12.08.1904 – gestorben 26.05.1925

»Das sind ja die korrekten Geburtsdaten«, bemerkte Lord.
»War das nicht ein bisschen gewagt?«

»Eigentlich nicht. Es wusste ja keiner, wer sie wirklich waren.«

Auf beiden Grabsteinen stand unter den Namen derselbe Grabspruch: *Wer aber bis ans Ende beharret, der wird selig.*

Lord zeigte auf die Inschrift. »Eine letzte Botschaft Jussupows?«

»Mir erschienen die Worte immer passend. Nach allem, was ich hörte, waren beide ganz besondere Menschen. Wären sie weiter Zarewitsch und Großfürstin geblieben, hätte das vielleicht ihren Charakter verdorben. Aber hier waren sie einfach nur Paul und Anna.«

»Wie war Anna denn?«, fragte Akilina.

Ein Lächeln umspielte Thorns Mundwinkel. »Sie ist zu einer wunderbaren Frau herangewachsen. Als Teenager war Anastasia pummelig und arrogant. Hier aber nahm sie ab und soll eine recht schöne Frau geworden sein, genau wie ihre Mutter in jenem Alter. Sie hinkte leicht beim Gehen und trug Narben am Körper, aber ihr Gesicht war unversehrt. Es war meinem Vater wichtig, mir alles zu erzählen, was Jussupow über sie gesagt hatte.«

Thorn ging zu einer Steinbank und setzte sich. In der Ferne erklang das heisere Gekrächze von Krähen.

»Sie war die Hoffnungsträgerin, trotz der Bedenken, dass sie einem männlichen Kind die Bluterkrankheit vererben könnte. Keiner glaubte ernstlich, dass Alexej lange genug am Leben bleiben würde, um eine Frau für ihn zu finden, mit der er Kinder zeugen könnte. Es war ein

Wunder, dass er es ohne schlimme Blutungen aus Jekaterinburg herausgeschafft hatte. Hier hatte er oft Anfälle. Es gab jedoch in der Stadt einen Arzt, der einen gewissen Erfolg bei ihm hatte. Alexej lernte, ihm zu vertrauen, wie er zuvor Rasputin vertraut hatte, und schließlich starb er an einer ganz normalen Grippe und nicht an seiner Bluterkrankheit. Auch darin hat Rasputin Recht behalten. Er sagte voraus, der Thronerbe werde nicht an seiner Hämophilie sterben.« Thorn's Blick wanderte zu den Bergen in der Ferne. »Mein Vater war ein Jahr alt, als Alexej starb. Meine Großmutter lebte bis in die Siebzigerjahre des letzten Jahrhunderts. Ich habe sie kennen gelernt. Sie war eine großartige Frau.«

»Wusste sie über Alexej Bescheid?«, fragte Lord.

Thorn nickte. »Sie stammte aus einem russischen Adels-
haus. Ihre Familie flüchtete bei Lenins Machtergreifung. Sie wusste alles. Alexeys körperliches Leiden war nicht zu verbergen. Sie hatten nur drei gemeinsame Jahre, aber wenn man sie reden hörte, hätte man das nie geglaubt. Sie liebte Alexej Nikolajewitsch.«

Akilina näherte sich den Grabsteinen und kniete sich ins Gras. Lord sah zu, wie sie sich bekreuzigte und ein Gebet sprach. Sie hatte ihm von ihrer Begegnung in der San Franciscoer Kirche erzählt, und jetzt merkte er, dass diese Russin gläubiger war, als sie zugeben wollte. Auch er war von dieser friedlichen Szene gerührt, deren Stille nur vom Geraschel der Eichhörnchen in den Blauglockenbäumen gestört wurde.

»Ich komme oft hierher«, erzählte Thorn. Er zeigte auf drei weitere Grabsteine, die ihnen die Rückseite zukehrten.

»Mein Vater, meine Mutter und meine Großmutter liegen alle dort drüben begraben.«

»Warum liegt deine Großmutter denn nicht hier, an der Seite ihres Mannes?«, fragte Akilina.

»Sie wollte das nicht. Sie sagte, Schwester und Bruder sollten nebeneinander begraben sein. Sie seien göttlich, von königlichem Stamm, und sollten allein dort ruhen. Sie ließ sich nicht davon abbringen.«

Sie fuhren schweigend nach Genesis zurück, und Lord machte sich sofort auf den Weg in Thorns Büro. Dort fiel ihm das Foto einer Frau mit zwei jungen Männern auf, das auf einem staubigen Regalschränkchen stand. Die Frau war attraktiv; sie hatte dunkles Haar und ein warmerherziges Lächeln. Thorns Söhne sahen ebenfalls gut aus mit ihrem dunklen Teint, den ausgeprägten Gesichtszügen und den hohen slawischen Wangenknochen. Sie waren Romanows. Jeder zu einem Viertel. Direkte Nachfahren Nikolaus' II. Er fragte sich, wie Thorns Söhne wohl reagieren würden, wenn sie erfuhren, dass sie Adlige waren.

Er hatte die Reisetasche aus San Francisco dabei und legte sie auf den Holztisch. Gestern Abend war er vor lauter Aufregung gar nicht dazu gekommen, Thorn das Fabergé-Ei zu zeigen. Jetzt räumte er die Bruchstücke des zerbrochenen Kleinods vorsichtig beiseite und fand die beiden winzigen Porträts Alexejs und Anastasias. Thorn betrachtete sie aufmerksam.

»Ich habe nie Bilder von ihnen gesehen, die sie nach ihrer Ankunft in Amerika zeigen. Es gibt keine anderen

Aufnahmen aus der amerikanischen Zeit von ihnen. Meine Großmutter hat mir von diesen Fotos erzählt. Sie wurden in der Hütte – hier ganz in der Nähe – aufgenommen.«

Lords Blick kehrte zu den Fotos von Thorns Familie auf dem Regalschränkchen zurück. »Was ist mit deiner Frau?«

»Ich habe ihr gestern Abend noch nichts erzählt. Wenn dein Chef hier ist und wir unser Vorgehen gemeinsam besprochen haben, rede ich mit ihr. Sie ist heute unterwegs. Besucht ihre Schwester in Asheville. Das gibt mir Zeit zum Nachdenken.«

»Aus was für einer Familie stammt sie?«

»Du meinst damit, ob sie die Bedingungen für eine Zarin erfüllt?«

»Man muss das bedenken. Das Thronfolgegesetz ist noch immer in Kraft, und die Kommission beabsichtigt, es möglichst getreu zu befolgen.«

»Margaret ist von Haus aus orthodox und hatte etwas russisches Blut, so viel, wie sich vor fünfundzwanzig Jahren hier in den Vereinigten Staaten auftreiben ließ. Mein Vater hat persönlich nach Kandidatinnen gesucht.«

»Das klingt so unpersönlich«, bemerkte Akilina.

»Oh, das sollte es nicht. Aber er war sich der Größe unserer Verantwortung bewusst. Es wurde jede Anstrengung unternommen, um die Tradition fortzuführen.«

»Sie ist Amerikanerin?«, fragte Lord.

»Aus Virginia. Das macht schon zwei Amerikaner, die Russland wird akzeptieren müssen.«

Lord hatte noch eine weitere Frage. »Der Mann, der uns hierher schickte, erzählte uns, dass möglicherweise noch

immer Zarengold auf amerikanischen Banken liegt. Wusstest du davon?«

Thorn legte die Fotos seiner Vorfahren neben den Scherbenhaufen, der einmal das Fabergé-Ei gewesen war. »Ich erhielt den Schlüssel zu einem Banksafe und den Auftrag, es zu öffnen, wenn die Zeit reif sei. Das ist jetzt wohl der Fall. Vermutlich werden die Informationen in jenem Banksafe liegen. Man trug mir auf, mir auf keinen Fall vor eurer Ankunft Zugang zu verschaffen. Vermutlich wird unser nächstes Zwischenziel New York heißen.«

»Weißt du denn sicher, dass das Bankschließfach noch existiert?«

»Ich bezahle jedes Jahr die Gebühr.«

»Hast du auch die Gebühr für die Bank in San Francisco bezahlt?«

Thorn nickte. »Beide werden per Bankeinzug von Konten abgebucht, die vor Jahrzehnten unter fiktivem Namen eröffnet wurden. Ich gebe gerne zu, dass wir vor einigen Jahren, als das Gesetz geändert wurde und man für jedes Bankkonto eine Sozialversicherungsnummer angeben musste, ein Problem hatten. Aber es gelang mir, die Namen und Versicherungsnummern einiger verstorbener Klienten zu verwenden. Ich vermied alles, was als Spur hätte zu mir führen können, obgleich ich meine Lage niemals als gefährlich empfand. Zumindest nicht bis gestern.«

»Ich kann dir versichern, Michael, dass die Gefahr echt ist. Aber Taylor Hayes wird für unseren Schutz sorgen. Dann kann dir nichts geschehen. Nur er weiß, wo wir uns aufhalten. Das wenigstens kann ich dir versichern.«

Hayes stieg aus dem Wagen und bedankte sich bei dem Mitarbeiter von Pridgen & Woodworth, der ihn am Flughafen von Atlanta abgeholt hatte. Er hatte seine Sekretärin telefonisch von seiner Ankunft informiert und sie gebeten, ihm jemanden zu schicken, was angesichts der drei Dutzend Anwälte in seiner Abteilung und weiteren Dutzenden von Rechtsberatern keine schwierige Aufgabe gewesen sein sollte.

Hängelid und Oleg hatten ihn von Kalifornien aus begleitet und traten nun gleichfalls in den nebligen Vormittag hinaus. Keiner der beiden Russen hatte seit ihrer Ankunft ein Wort gesagt.

Hayes' Haus war ein Monstrum aus Naturstein und Ziegelstein, im Neo-Tudorstil gebaut; es lag auf einem 1,2 Hektar großen Grundstück im Norden Atlantas. Hayes war nicht mehr verheiratet, seine Scheidung lag ein Jahrzehnt zurück. Und ein zweites Mal würde er gewiss nicht heiraten. Er hegte nicht den geringsten Wunsch, irgendetwas von seinem Besitz – zum Glück gab's auch keine Kinder – mit einem anderen Menschen zu teilen, und schon gar nicht mit einer habgierigen Frau, die irgendwann für das Privileg, mit ihm zusammengelebt zu haben, einen beträchtlichen Teil seines Vermögens verlangen würde.

Unterwegs hatte er vom Wagen aus angerufen und seiner Haushälterin aufgetragen, Essen zuzubereiten. Er wollte sich frisch machen, eine kleine Mahlzeit zu sich nehmen und wieder losfahren. Ein paar Fahrtstunden weiter nördlich in den Bergen North Carolinas erwarteten ihn Geschäfte. Geschäfte, die über seine Zukunft bestimmen würden. Wichtige Männer hingen von ihm ab. Männer,

die er nicht enttäuschen wollte. Chruschtschow hatte ihn begleiten wollen, doch das hatte Hayes abgelehnt. Schlimm genug, dass er die beiden russischen Muskelpakete mit sich herumschleppen musste, denen ein Training zur Persönlichkeitsentwicklung gewiss nicht schaden würde.

Er führte Hängelid und Oleg durch ein schmiedeeisernes Tor. Ein feuchtkalter Morgenwind wehte Blätter über das Backsteinpflaster. Im Haus angekommen, stellte er zu seiner Zufriedenheit fest, dass die Haushälterin seiner Anweisung gefolgt war und ein zeitiges Frühstück aus kaltem Aufschnitt, Käse und Brot zubereitet hatte.

Während seine russischen Verbündeten sich in der Küche den Bauch voll schlugen, ging er ins Jagdzimmer und schloss einen von mehreren Gewehrschränken auf, die an den getäfelten Wänden standen. Er wählte zwei erstklassige Gewehre und drei Handfeuerwaffen aus. Beide Gewehre waren mit Schalldämpfern ausgerüstet – eine Vorsichtsmaßnahme, um bei der Jagd in tiefem Schnee keine Lawinen auszulösen. Er entriegelte die Verschlüsse und warf einen Blick in die Läufe. Dann prüfte er die optischen Zielgeräte. Alles schien in bester Ordnung. Die Handfeuerwaffen – Glock 17L-Sportpistolen – waren mit jeweils zehn Schuss bestückt; er hatte sie vor ein paar Jahren bei einem Jagdausflug nach Österreich gekauft. Hängelid und Oleg hatten vermutlich noch nie das Privileg genossen, mit Waffen dieser Qualität umzugehen.

Er holte Ersatzmunition aus der abgeschlossenen Kammer auf der anderen Seite des Raums und ging wieder in die Küche zurück. Die beiden Russen aßen noch. Er bemerkte geöffnete Bierdosen. »Wir brechen in einer

Stunde auf. Maßhalten beim Alkohol. Hier gibt es Promillegrenzen.«

»Wie weit müssen wir fahren?«, fragte Oleg mit vollem Mund.

»Etwa vier Stunden. Dann sind wir am frühen Nachmittag da. Lassen Sie mich eines klarstellen. Wir sind hier nicht in Moskau. Hier läuft es so, wie ich es sage. Kapiert?«

Keiner der Russen erwiderte etwas.

»Muss ich in Moskau anrufen? Vielleicht bekommen Sie dann zusätzliche telefonische Anweisungen.«

Oleg schluckte seinen Bissen Sandwich herunter. »Wir haben verstanden, Anwalt. Bringen Sie uns einfach hin und sagen Sie uns, was wir tun sollen.«

46

Genesis, North Carolina

16.25 Uhr

Lord war beeindruckt von Michael Thorns Haus. Es lag in einem hübschen älteren Viertel mit baumbestandenen Grundstücken und großen Rasenflächen. Lord erinnerte sich, dass man die Bauweise dieser Backsteinbungalows mit ihren Giebeldächern und Schornsteinen *Ranch-Stil* nannte.

Weil er seine Hunde versorgen musste, waren sie noch zu Thorn nach Hause gefahren. Hinter dem Haus, im eingezäunten Garten des Anwalts, gab es mehrere Zwin-

ger. Lord erkannte die Rasse auf Anhieb. Die Rüden waren erkennbar größer, und die Zeichnung aller Tiere variierte von sandrot über lohfarben bis zu schwarz. Die Köpfe waren lang und schmal, der Schädelbereich leicht hochgewölbt, die Schultern steil, die Brust tief. Die Schulterhöhe betrug an die achtzig Zentimeter und jedes der muskulösen Tiere mochte um die vierzig Kilo wiegen. Das Fell war seidig und lang.

Sie gehörten zu den Hunderassen, die auf Sicht jagen, und ihr Name *Borzoï* bedeutete »schnell«. Lächelnd nahm Lord zur Kenntnis, für welche Rasse Thorn sich entschieden hatte. Es waren russische Windhunde, die vom russischen Adel für die Treibjagd in offenem Gelände gezüchtet worden waren. Seit 1650 beschäftigten sich die Zaren mit ihrer Zucht.

»Ich habe mich jahrelang für diese Hunde begeistert«, erzählte Thorn, während er durch die Zwinger ging und die Wassernäpfe per Wasserschlauch auffüllte. »Ich habe vor Jahren von ihnen gelesen und mir schließlich einen gekauft. Aber dann war es wie bei Schokokeksen. Es bleibt nie bei einem. Schließlich begann ich, sie zu züchten.«

»Sie sind wunderschön«, bemerkte Akilina. Sie stand dicht vor den Zwingern. Die Barsois sahen aus schräg gestellten, schwarz umrandeten Augen zu ihr zurück. »Meine Großmutter hatte einen. Sie hat ihn irgendwann im Wald aufgelesen. Er war ein liebes Tier.«

Thorn öffnete einen der Zwinger und füllte mit einer Schöpfkelle Trockenfutter in einen der Näpfe. Die Hunde rührten sich nicht und hatten auch noch nicht gebellt. Sie

verfolgten Thorns Bewegungen mit den Augen, näherten sich aber dem Futter nicht. Dann zeigte der Anwalt mit dem Zeigefinger auf die Näpfe.

Die Hunde schossen darauf zu.

»Gut erzogen«, bemerkte Lord.

»Es bringt nichts, Tiere zu haben, die nicht gehorchen. Diese Rasse ist leicht erziehbar.«

Lord beobachtete, wie sich dieselbe Szene in den anderen Zwingern wiederholte. Keiner der Hunde forderte Thorn heraus oder verweigerte einem seiner Befehle den Gehorsam. Lord kniete sich vor einem der Zwinger hin. »Verkauft du die Hunde?«

»Bis zum Frühjahr ist dieser Wurf hier aus dem Haus, und es gibt neue Welpen. Ich verwende jedes Mal die besten Hunde eines Wurfs für die Zucht. Nur die beiden dort gebe ich nicht weg.«

Lord sah auf zwei Hunde in dem Zwinger, der der Hinterveranda am nächsten stand. Ein Rüde und eine Hündin, beide mit rötlicher Zeichnung und seidenweichem Fell. Ihr Zwinger war größer als die anderen, und im Inneren war ein Teil mit Holz eingefasst.

»Die besten Hunde eines Wurfs, den ich vor sechs Jahren hatte«, erklärte Thorn mit Stolz in der Stimme. »Alexej und Anastasia.«

»Interessante Namen«, meinte Lord lächelnd.

»Sie sind meine reinrassigen Vorzeigehunde. Und meine Freunde.«

Thorn trat zum Zwinger, entriegelte das Tor und machte ein Zeichen. Sofort überhäuften ihn die Tiere mit Zärtlichkeiten.

Lord beobachtete seinen Gastgeber. Thorn wirkte vernünftig und schien seine ererbte Verantwortung mit echter Ehrfurcht zu betrachten. Ganz anders als Stefan Baklanow. Er hatte Hayes über Baklanows Arroganz und die allgemein gehegte Befürchtung sprechen hören, Baklanow sei weit stärker am Titel interessiert als am Geschäft des Regierens. Michael Thorn wirkte da ganz anders.

Sie traten wieder ins Haus, und Lord studierte Thorns Bibliothek. Die Regale standen voller Abhandlungen über die russische Geschichte. Darunter befanden sich Biografien verschiedener Romanows, viele von Historikern des neunzehnten Jahrhunderts verfasst. Die meisten Titel kannte Lord schon von seiner eigenen Lektüre.

»Da hast du ja eine ganz schöne Sammlung«, bemerkte er.

»Du würdest dich wundern, was man in Antiquariaten und auf Bibliotheksbasaren so alles findet.«

»Hat sich hier keiner je über dieses Interesse gewundert?«

Thorn schüttelte den Kopf. »Ich bin seit Jahrzehnten Mitglied im hiesigen Geschichtsverein, und mein Interesse für die russische Geschichte ist kein Geheimnis.«

Auf einem der Regale erblickte Lord ein Buch, das er selber gut kannte. Felix Jussupows *Rasputin: His Malignant Influence and Assassination*. Jussupow hatte diesen Bericht 1927 veröffentlicht; es war eine bitterböse Kritik an Rasputin, verbunden mit dem wiederholten Bemühen, seine Ermordung zu rechtfertigen. Neben dem Buch standen die beiden Bände mit seinen Memoiren, die Jussupow 1950 veröffentlicht hatte, *Lost Splendour* und *En*

Exil. Vergebliche Versuche, zu Geld zu kommen, rief Lord sich die Schlussfolgerung seiner späteren Biografen in Erinnerung. Er zeigte auf das Regalfach. »Jussupow ging in seinen Schriften mit der Zarenfamilie und Rasputin alles andere als glimpflich um. Wenn ich mich recht entsinne, hat er insbesondere Alexandra heftig angegriffen.«

»Das gehörte alles zur Tarnung. Er wusste, dass Stalin sich für ihn interessierte, und wollte alles vermeiden, was Verdacht hätte erregen können. Daher wahrte er bis zu seinem Tod eine Fassade der Empörung.«

Lord entdeckte ein paar Bände über Anna Anderson, die Frau, die bis zu ihrem Tod darauf beharrt hatte, sie sei wirklich Anastasia. Er zeigte auf die Bücher. »Die waren bestimmt amüsant.«

Thorn lächelte. »Ihr eigentlicher Name ist Franziska Schanzkowska. Sie kam in Preußen zur Welt und war ein Stammgast in den Sanatorien, bis Jussupow von ihrer Ähnlichkeit mit Anastasia erfuhr. Er brachte ihr alles bei, was sie wissen musste, und sie war eine eifrige Schülerin. Zum Zeitpunkt ihres Todes hat sie sich wahrscheinlich selbst für Anastasia gehalten.«

»Ich habe über sie gelesen«, erzählte Lord. »Alle sprachen nur aufs Liebevollste von ihr. Sie muss eine außergewöhnliche Dame gewesen sein.«

»Eine würdige Stellvertreterin«, bemerkte Thorn. »Ich hatte eigentlich nie etwas gegen sie einzuwenden.«

Durch die Vorderfenster gedämpft, hörte man das leise Schlagen von Wagentüren. Thorn trat näher und spähte durch die Lamellen des Fensterladens. »Der Sheriff ist da«, sagte er auf Englisch.

Lord war sofort angespannt, und Thorn schien die Lage zu verstehen. Er ging zur Doppeltür, die in die Diele führte. »Bleibt hier. Ich schau mal nach.«

»Was ist los?«, fragte Akilina auf Russisch.

»Es gibt Ärger.«

»Ab wann können wir Ihren Arbeitgeber erwarten?«, fragte Thorn von der Tür her.

Lord warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Jeden Moment. Wir müssen jetzt wirklich zur Pension zurück.«

Thorn schloss die Doppeltür, doch Lord ging quer durch den Raum und öffnete sie einen Spalt weit, als es an der Tür klingelte.

»Guten Abend, Mr. Thorn«, sagte ein Deputy. »Der Sheriff hat mich gebeten, herzufahren und mit Ihnen zu reden. Ich habe es in Ihrem Büro versucht, und Ihre Sekretärin sagte, Sie seien zu Hause.«

»Worum geht es, Lee?«

»Hatten Sie gestern oder heute Besuch von einem gewissen Miles Lord und einer Russin?«

»Wer ist dieser Miles Lord?«

»Wie wäre es, wenn Sie zuerst meine Frage beantworten?«

»Nein, ich hatte keinen Besuch. Und russischen schon gar nicht.«

»Ich wundere mich ein wenig über Ihre Antwort. Ihre Sekretärin sagte, ein schwarzer Anwalt namens Lord und eine russische Frau seien gestern Abend bei Ihnen im Büro gewesen und hätten Sie heute den ganzen Tag begleitet.«

»Wenn Sie die Antwort schon kannten, warum haben Sie mir die Frage dann gestellt?«

»Ich tue nur meine Arbeit. Würden Sie mir jetzt bitte erklären, warum Sie mich belogen haben?«

»Was wollen Sie denn von den beiden?«

»Es liegt ein Moskauer Haftbefehl wegen Mordes vor. Die beiden werden wegen eines Mordes an einem Stadtpolizisten gesucht, der auf dem Roten Platz erschossen wurde.«

»Woher wissen Sie das?«

»Die beiden Männer dort in meinem Wagen haben es mir gesagt. Sie haben den Haftbefehl bei sich.«

Lord schoss von der Tür zum Vorderfenster des Arbeitszimmers. Als er hinausspähte, stiegen Hängelid und Felix Oleg gerade aus dem Streifenwagen.

»Oh, Shit«, flüsterte er.

Akilina stand sofort an seiner Seite und erblickte dasselbe wie er.

Die beiden Russen marschierten auf das Haus zu. Beide griffen unter ihre Mäntel und brachten ihre Waffen zum Vorschein. Schüsse krachten los wie Silvesterböller. Lord stürzte sich zur Doppeltür und riss sie im selben Moment auf, in dem der Deputy an der Haustür zusammenbrach. Offensichtlich war die erste Salve für ihn bestimmt gewesen.

Lord sprang vor, packte Thorn, riss ihn zurück und schmetterte die Haustür zu. Von draußen schlugen die ersten Kugeln ins Holz.

»Runter«, schrie Lord.

Sie warfen sich auf den Fliesenboden und robbten auf einen Korridor zu. Lord warf einen Blick auf den Deputy. Aus drei Einschusslöchern quoll Blut. Es war

sinnlos, sich mit ihm aufzuhalten. »Los«, sagte er und sprang auf die Beine. »Die Haustür wird sie nicht lange aufhalten.«

Er betrat die Küche, riss die Hintertür auf und winkte Thorn und Akilina auf die Terrasse hinaus. Weitere Schüsse waren zu hören und dann ein Krachen, mit dem die Haustür aufflog.

Er beobachtete, wie Thorn zum nächstgelegenen Zwinger rannte, Alexejs und Anastasias Zwinger. Thorn wies Akilina an, die Türen der anderen Zwinger ebenfalls zu öffnen, zeigte dann auf die Hintertür, die zur Küche führte, und schrie den Hunden zu: »Fass.«

Akilina hatte nur zwei Zwinger öffnen können, doch die Hunde reagierten auf das Kommando und rasten zur Hintertür. Als Oleg im Eingang auftauchte, stürzte einer der Barsois sich auf ihn, und der Russe schrie auf.

Drei weitere knurrende Hunde folgten dem ersten nach drinnen.

Schüsse fielen in rascher Folge.

»Wir sollten nicht hier bleiben und abwarten, wer gewinnt«, erklärte Lord.

Sie rannten zum Tor der Einfahrt, in der sie ihren gemieteten Jeep abgestellt hatten, und stiegen ein.

Lord hatte den Zündschlüssel in der Hand.

Hinten im Haus fielen weitere Schüsse.

»Meine armen Hunde«, sagte Thorn.

Lord brachte den Motor auf Touren und rammte den Rückwärtsgang rein. Er rollte aus der Einfahrt, schlug das Steuer hart ein und setzte weiter zurück, bis er neben dem am Straßenrand parkenden Streifenwagen stand. Er er-

blickte in der Einfahrt einen der Hunde, der mit großen Sprüngen heransetzte.

»Warte«, brüllte Thorn.

Lord verharrte einen Moment, den Fuß auf dem Gaspedal. Thorn stieß die hintere Wagentür auf. Der Hund hechtete heftig keuchend auf den Rücksitz.

»Los«, schrie Thorn.

Lord stieg voll aufs Gas, und mit quietschenden Reifen schoss der Jeep davon.

47

»Warum musstet ihr diesen Deputy niederknallen?« Hayes bemühte sich, ruhig zu sprechen. »Seid ihr beiden eigentlich völlig bescheuert?«

Er hatte sie auf der Dienststelle des Sheriffs erwartet, nachdem er die Leute mit Hilfe eines aus Moskau gefaxten Haftbefehls von Olegs Zuständigkeit überzeugen konnte. Chruschtschow hatte sich das Dokument nach San Francisco schicken lassen; es ähnelte den Papieren, mit deren Hilfe sie sich die Unterstützung des FBI und der Grenzbehörde verschafft hatten, und keiner hakte nach, als Hayes erklärte, seine Kanzlei vertrete die russische Regierung oft bei ihren amerikanischen Angelegenheiten.

Sie standen draußen in der kühlen Abendluft, abseits der Tür, durch die Hilfssheriffs ein und aus gingen. Angesichts dessen, was vorgefallen war, wimmelte es hier inzwischen von Leuten. Hayes wollte die Beherrschung

nicht verlieren, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, aber es war verdammt schwer.

»Wo sind eure Pistolen?«, flüsterte er.

»Unter unseren Mänteln«, antwortete Oleg.

»Was habt ihr der Polizei erzählt?«

»Dass der Deputy nach drinnen ging und wir daraufhin Schüsse hörten. Wir stürzten rein, und der Mann lag auf dem Boden. Wir jagten Lord und der Frau nach, aber die Hunde griffen uns an. Das Letzte, was wir von Lord sahen, war, wie er Thorn mit gezogener Waffe zum Einsteigen zwang und losfuhr.«

»Und das haben sie geglaubt?«

Hängelid lächelte. »Vollkommen.«

Doch Hayes fragte sich, wie lange. »Ihr habt ihnen von den Hunden erzählt?«

Oleg nickte. »Dass wir sie erschossen haben? Wir hatten keine andere Wahl.«

»Welcher von euch beiden Genies hat den Deputy erschossen?«

»Ich«, antwortete Oleg. Der Trottler klang tatsächlich stolz.

»Und wer hat die Hunde erschossen?«

Hängelid bekannte sich dazu, da er Oleg vor dem Angriff habe beschützen müssen. »Sie waren gefährlich.«

Hayes war klar, dass er Olegs Pistole austauschen musste, bevor jemand auf den Gedanken kam, sie als Beweisstück zu konfiszieren. Nach dem, was Oleg eingestanden hatte, konnte er sie nicht einfach verschwinden lassen, aber er konnte ihm das verdamnte Ding auch gewiss nicht lassen, da die Kugeln, die den Deputy getroffen

hatten, Oleg sonst überführen würden. Er griff unter seine Jacke und zog seine Glock hervor.

»Geben Sie mir Ihre.«

Er tauschte seine Waffe mit Oleg. »Hoffentlich merkt keiner, dass das Magazin noch voll ist. Falls jemand es merkt, sagen Sie ihnen, Sie hätten das Magazin gewechselt und in der Aufregung das leere verloren.«

Der Sheriff kam aus dem Gebäude und trat zu ihnen. Hayes sah den klein gewachsenen Mann herankommen. »Wir haben einen Suchbefehl für den Wagen ausgegeben. Es ist ein Jeep Cherokee und die Beschreibung, die Sie mir gegeben haben, war hilfreich.«

Oleg und Hängelid nahmen das Kompliment mit einem Nicken entgegen.

Der Sheriff sah Hayes an. »Warum haben Sie uns nicht darauf aufmerksam gemacht, dass Lord gefährlich ist?«

»Wir sagten Ihnen doch, dass er wegen Mordes gesucht wird.«

»Der Deputy hatte Frau und vier Kinder. Wenn ich auch nur einen Moment lang geglaubt hätte, dass dieser Anwalt fähig ist, einen Mann kaltblütig niederzuschießen, hätte ich die ganze verdammte Abteilung da rüberschickt.«

»Mir ist klar, dass hier jetzt alle sehr aufgewühlt sind ...«

»Das ist der erste Deputy, der je in diesem Bezirk erschossen wurde.«

Hayes ging nicht darauf ein. »Wurden die Behörden des Bundesstaates informiert?«

»Da haben Sie verdammt Recht. Die ganze verdammte Polizei von North Carolina, wenn es nach mir geht.«

Hayes gewann den Eindruck, dass er die Situation nur richtig ausspielen musste, um diese Leute dazu zu bringen, ihn endgültig von seinem Problem zu befreien. »Sheriff, ich glaube nicht, dass Inspektor Oleg sehr unglücklich wäre, wenn Lord dieses Land in einem Leichensack verlässt.«

Ein weiterer Deputy eilte herbei.

»Sheriff, Mrs. Thorn ist hier.«

Hayes und seine beiden Genossen folgten dem Sheriff nach drinnen. In einem der Büroräume saß eine Frau mittleren Alters und weinte. Sie wurde von einer anderen Frau getröstet, die jünger, aber gleichfalls außer sich war. Hayes hörte ihrem Gespräch zu und schloss rasch, dass die eine Thorns Ehefrau, die andere seine Sekretärin sein musste. Mrs. Thorn war den größten Teil des Tages in Asheville gewesen und hatte bei ihrer Rückkehr festgestellt, dass es vor ihrem Haus von Streifenwagen wimmelte, während der Gerichtmediziner gerade eine Leiche nach draußen schaffen ließ. In der Küche lagen die Kadaver einiger der geliebten Barsois ihres Mannes. Nur vier Hunde waren dem Gemetzel entgangen. Ihre Zwinger waren nicht geöffnet worden. Die toten Hunde bereiteten den Deputys einiges Kopfzerbrechen. *Warum waren sie freigelassen worden?* Diese Frage stellten sie immer wieder.

»Offensichtlich, um Inspektor Oleg aufzuhalten«, erklärte Hayes. »Lord ist raffiniert. Er weiß, wie man aus einer schwierigen Situation entkommt. Schließlich hat Russland ihn schon erfolglos durch die halbe Weltgeschichte gejagt.«

Diese Erklärung wirkte stimmig, und keiner hakte weiter nach. Der Sheriff wandte seine Aufmerksamkeit wie-

der Mrs. Thorn zu und versicherte ihr, alles werde getan, um ihren Mann zu finden.

»Ich muss unsere Söhne anrufen«, sagte sie.

Das gefiel Hayes gar nicht. Falls diese Frau in der Tat die »Zarin von ganz Russland« war, wollte er gewiss seine Probleme nicht noch dadurch vergrößern, dass zusätzlich der Zarewitsch und ein Großfürst in die Sache verwickelt wurden. Man durfte nicht zulassen, dass Lord sein Wissen noch an jemand anderen als Michael Thorn weitergab, und so trat er näher und stellte sich vor: »Mrs. Thorn, ich halte es für besser, erst einmal abzuwarten, wie die Angelegenheit sich in den nächsten Stunden entwickelt. Vielleicht löst sich alles von allein, und dann gibt es keinen Grund, Ihre Kinder unnötig zu beunruhigen.«

»Warum sind Sie hier?«, fragte Mrs. Thorn geradeheraus.

»Ich unterstütze die russische Regierung bei der Suche nach den Flüchtigen.«

»Wie konnte ein russischer Flüchtiger in unser Haus kommen?«

»Ich habe keine Ahnung. Nur durch Glück ist es uns gelungen, die beiden bis hierher zu verfolgen.«

»Sie haben nie erklärt, wie Sie Lords Spur hierher verfolgen konnten«, unterbrach ihn der Sheriff.

Plötzlich lag Misstrauen in der Stimme des Mannes, doch bevor Hayes noch antworten konnte, platzte ein weiblicher Deputy in den Raum.

»Sheriff, wir haben den Jeep gesichtet. Larry hat die verdammte Karre auf dem Highway 46 etwa dreißig Meilen nördlich von hier vorbeifahren sehen.«

Lord fuhr an einem Stand vorbei, hinter dem ein paar Einheimische am Straßenrand Äpfel verkauften, und sah einen Streifenwagen. Der braun-weiße Sedan hielt auf dem Seitenstreifen, unmittelbar hinter einem Tieflader, und der Beamte war ausgestiegen und unterhielt sich mit einem Mann im Overall. Lord sah im Rückspiegel, dass der Polizist sich in sein Auto stürzte und auf den Highway losbrauste.

»Wir haben Gesellschaft bekommen«, sagte Lord.

Akilina drehte sich um. Thorn blickte sich ebenfalls um, und der Hund, der inzwischen hinten im Laderaum saß, schaute vor und zurück.

Lord gab Vollgas, doch der Jeep hatte nur einen Sechszylindermotor, und die hügelige Strecke verlangte ihm einiges ab. Dennoch fuhr er auf der schmalen Fernstraße mit ihren baumbewachsenen Böschungen inzwischen weit über dem Geschwindigkeitslimit. Sie näherten sich rasch dem Auto vor ihnen. Als Lord überholte, tauchte hinter einer Kurve ein Fahrzeug auf der Gegenfahrbahn auf, und sie schafften es gerade noch rechtzeitig. Lord hoffte, dass die Kurve den Deputy daran hindern würde, ein ebenso gewagtes Manöver zu versuchen, doch dann sah er im Rückspiegel, dass der Streifenwagen Blaulicht eingeschaltet hatte, ebenfalls überholte und die Verfolgungsjagd fortsetzte.

»Der Streifenwagen hat mehr PS als wir«, sagte er. »Früher oder später wird er uns einholen. Ganz zu schweigen davon, dass er Funk hat.«

»Warum fliehen wir eigentlich?«, fragte Akilina.

Sie hatte Recht. Es gab keinen Grund, vor dem Deputy

davonzulaufen. Oleg und Hängelid befanden sich vierzig Meilen weiter südlich in Genesis. Er sollte anhalten und dem Beamten ihre Lage erklären. Die Suche war vorüber. Geheimhaltung nicht länger erforderlich. Vermutlich würden die Leute des Sheriffs ihnen helfen können.

Er ging vom Gas, bremste und lenkte den Jeep auf den Seitenstreifen. Wenige Sekunden später kam der Streifenwagen bei ihnen zum Stehen. Lord öffnete die Tür. Der Deputy war bereits aus dem Wagen gesprungen, hinter der Tür der Fahrerseite in Deckung gegangen und hatte seine Waffe gezogen.

»Hinlegen. Sofort«, brüllte der Polizist.

Autos zischten an ihnen vorbei und wirbelten die Luft auf.

»Ich sagte hinlegen.«

»Schauen Sie, ich muss mit Ihnen reden.«

»Wenn Ihr Arsch nicht in drei Sekunden zum Himmel zeigt, schieße ich.«

Jetzt stieg Akilina aus dem Wagen.

»Runter, Lady«, schrie der Deputy.

»Die Frau versteht Sie nicht«, rief Lord. »Wir brauchen Ihre Hilfe, Deputy.«

»Wo ist Mr. Thorn?«

Die Hintertür ging auf, und der Anwalt stieg aus.

»Kommen Sie zu mir«, schrie der Deputy über den Verkehrslärm hinweg, die Waffe noch immer im Anschlag.

»Was ist los?«, flüsterte Thorn.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Lord. »Kennst du ihn?«

»Hab ihn, glaube ich, noch nie gesehen.«

»Mr. Thorn, bitte kommen Sie her«, wiederholte der Beamte.

Lord trat einen Schritt vor. Die Mündung der Waffe tat einen Ruck auf ihn zu. Thorn stellte sich vor Lord.

»Runter, Mr. Thorn. Legen Sie sich hin. Dieser Drecksack hat einen Deputy umgebracht. Runter.«

Hatte Lord ihn richtig verstanden? *Einen Deputy umgebracht?*

Thorn rührte sich nicht. Der Beamte zielte, um gegebenenfalls an ihm vorbei auf Lord zu schießen.

»Runter«, wiederholte der Deputy.

»Alexej. Komm«, flüsterte Thorn.

Der Barsoi gehorchte und sprang aus dem Wagen. Der Deputy war hinter der Wagentür vorgetreten und näherte sich mit gezogener Waffe.

»Los«, sagte Thorn. »Greif an.«

Das Tier stieß sich mit seinen kräftigen Hinterläufen ab, schoss durch die Luft und krachte mit seinem muskulösen Körper gegen den Deputy. Beide stürzten auf den Kies des Seitenstreifens, der Deputy schreiend. Zwei Schüsse lösten sich aus seiner Pistole. Lord eilte herbei und trat die Waffe beiseite.

Der Hund fletschte knurrend die Zähne.

In der Ferne hörte man weitere Sirenen von Polizeiwagen.

»Am besten machen wir, dass wir hier wegkommen«, sagte Thorn. »Irgendwas ist hier faul. Er sagte, du hättest einen Deputy umgebracht.«

Das musste man Lord nicht zweimal sagen. »Einverstanden. Los.«

Thorn befahl dem Hund, ins Auto zu springen. Alle drei stiegen ein, während der Deputy mühsam versuchte, wieder auf die Beine zu kommen.

»Dem ist nichts passiert«, meinte Thorn. »Alexej hat nicht gebissen. Ich habe ihm kein Kommando dazu gegeben.«

Lord legte den Gang ein.

Hayes wartete auf der Dienststelle des Sheriffs, zusammen mit Oleg und Hängelid. Er hätte den Sheriff und seine Männer am liebsten begleitet, als sie mit quietschenden Reifen nach Norden losbrausten. Vor zwanzig Minuten hatten sie den Funkspruch erhalten. Auf dem Highway 46 war ein grauer Jeep Cherokee gesichtet worden, der nach Norden in Richtung Bezirksgrenze und der Stadt Tennessee fuhr. Ein Streifenwagen hatte die Verfolgung aufgenommen, und die letzte Nachricht lautete, dass der Jeep seine Fahrt verlangsamt hatte und anhalten würde. Der Beamte hatte um Verstärkung gebeten, war aber bereit, die Situation allein anzugehen.

Hayes konnte nur hoffen, die allgemeine Aufregung wäre inzwischen so groß, dass einer der Leute des Sheriffs den Abzug durchziehen würde. Er hatte deutlich gemacht, dass die Russen über Leichen gingen und jeden Verfolger ohne mit der Wimper zu zucken niederknallen würden, sodass ja vielleicht irgendein Deputy diesem Albtraum mit einem wohlgezielten Schuss ein Ende bereiten würde. Doch selbst wenn Lord und die Frau erschossen wurden, stellte Michael Thorn inzwischen ein weiteres Problem dar. Die Polizei würde alles in ihrer Macht Ste-

hende tun, um ihn zu retten, und Lord würde ihm natürlich kein Haar krümmen. Falls Lords Behauptung stimmte und Thorn wirklich ein direkter Nachfahre Nikolaus' II. war, würde ein Gentest alle verbliebenen Zweifel zum Schweigen bringen.

Und dann hatte Hayes wirklich ein Problem.

Er stand in der Funkzentrale, die mit modernster Kommunikationstechnik ausgestattet war. Ein weiblicher Deputy bediente die Geräte. Aus einem Lautsprecher ertönte ein statisches Knistern.

»Zentrale. Dillsboro eins. Wir sind vor Ort.«

Es war die Stimme des Sheriffs. Hayes hörte sich den Bericht an. Dabei trat er dicht an Oleg heran, der in der Ecke beim Ausgang stand. Hängelid war draußen und rauchte. Hayes flüsterte Oleg auf Russisch zu: »Ich werde Moskau anrufen müssen. Unsere Freunde werden nicht glücklich sein.«

Oleg wirkte ungerührt. »Wir haben unsere eigenen Befehle.«

»Was soll denn das bedeuten?«

»Ich habe den Auftrag, dafür zu sorgen, dass die Frau, Lord und jeder, den Lord für wichtig hält, nicht nach Russland zurückkehren.«

Hayes fragte sich, ob damit auch er selbst gemeint war. »Sie würden mich gerne umbringen, nicht wahr, Oleg?«

»Es wäre mir ein Vergnügen.«

»Und warum haben Sie es dann noch nicht getan?«

Der Inspektor erwiderte nichts.

»Deshalb, weil *Sie* mich immer noch brauchen.«

Oleg schwieg weiter.

»Sie jagen mir keine Angst ein«, sagte Hayes, die Lippen nur Zentimeter von Olegs Gesicht entfernt. »Vergessen Sie eines nicht: Ich weiß alles. Geben Sie das weiter. Thorn hat zwei Söhne mit Romanow-Blut. Mit denen wird man sich befassen müssen. Wer auch immer Lord und die Frau geschickt hat, wird weitere Leute schicken. Sie können unseren Freunden mitteilen, dass mein Tod nur dazu führen würde, dass die Welt die Wahrheit schneller erfährt, als das Problem sich lösen lässt. Tut mir Leid, dass ich Ihnen diesen Gefallen verweigern muss, Oleg.«

»Überschätzen Sie Ihre Bedeutung nicht, Anwalt.«

»Unterschätzen Sie meine Unverwundlichkeit nicht.«

Er trat zurück, bevor Oleg antworten konnte. Im selben Moment erwachte der Lautsprecher wieder knisternd zum Leben.

»Zentrale. Dillsboro eins. Verdächtiger ist mit Entführtem geflohen. Deputy ging zu Boden, ist aber unversehrt. Wurde von einem Hund im Besitz des Verdächtigen angefallen. Verfolgung wurde aufgenommen. Der Verdächtige hat einen Vorsprung und fährt vermutlich immer noch auf dem Highway 46 in nördlicher Richtung. Setzen Sie an dieser Strecke jeden in Alarmbereitschaft, der kann.«

Die Frau in der Zentrale bestätigte den Empfang des Berichts, und Hayes stieß einen lautlosen Seufzer der Erleichterung aus. Noch vor ein paar Minuten hatte er gehofft, dass man Lord finden würde, doch jetzt war ihm klar, dass die Lage dadurch nur komplizierter würde. Hayes selbst musste Lord aufspüren, der den einheimischen Deputys offensichtlich nicht über den Weg traute. Diese Dumm-

köpfe waren der Meinung, Lord habe eine Geisel in seine Gewalt gebracht. Nur Hayes wusste, dass Lord, Thorn und die Frau gemeinsam auf der Flucht waren.

Und die drei mussten so schnell wie möglich vom Highway verschwinden.

Höchstwahrscheinlich nahm Lord an, dass Oleg und Hängelig mit dem Sheriff zusammenarbeiteten, und sich daher nicht noch einmal an die hiesigen Gesetzeshüter wenden. Vermutlich suchte er jetzt ein Versteck, in das er sich zumindest eine Zeit lang zurückziehen konnte, um die Lage zu überdenken.

Aber wo?

Lord war vermutlich nicht ortskundig. Michael Thorn dagegen umso mehr. Vielleicht gab es für Hayes eine Möglichkeit, den Zufluchtsort in Erfahrung zu bringen.

Hayes verließ die Funkzentrale und ging in das Büro, wo er zuvor Mrs. Thorn und die Sekretärin angetroffen hatte. Mrs. Thorn unterhielt sich draußen im Korridor mit einem weiblichen Deputy, und so sprach Hayes die Sekretärin an: »Entschuldigen Sie, Ma'am.«

Die Frau blickte auf.

»Wie ich hörte, haben Sie dem Sheriff vorhin berichtet, Lord und seine Genossin seien heute in Mr. Thorns Büro gewesen.«

»Das stimmt. Sie waren auch schon gestern da. Und kamen heute wieder. Sie haben den ganzen Tag mit Mr. Thorn verbracht.«

»Wissen Sie, worum es bei dem Gespräch ging?«

Die Sekretärin schüttelte den Kopf. »Sie blieben in seinem Büro, und die Tür war geschlossen.«

»Dieser Vorfall ist wirklich schrecklich. Inspektor Oleg ist ganz außer sich. Einer seiner Leute wurde in Moskau erschossen. Und jetzt ein Deputy hier.«

»Lord sagte, er sei Anwalt. Er sah nicht aus wie ein Mörder.«

»Das sieht man einem Menschen selten an. Lord war geschäftlich in Moskau. Keiner weiß, warum er den Polizisten erschoss. Irgendetwas war vorgefallen. Hier wird es nicht anders sein.« Er stieß einen Seufzer aus, fuhr sich mit der Hand durchs Haar und strich sich über die Nasenwurzel. »Es ist eine so wunderschöne Gegend. Gerade um diese Jahreszeit. Und nun wird alles durch etwas so Schreckliches verdorben.«

Er ging zu einer Thermoskanne, schenkte sich Kaffee in einen fleckigen Becher und bot auch der Sekretärin welchen an, die aber abwinkte.

»Ich komme gelegentlich von Atlanta zur Jagd hierher. Miete eine kleine Jagdhütte tief in den Wäldern. Ich hätte mir eigentlich gerne selber eine gekauft, konnte mir das aber nie leisten. Besitzt Mr. Thorn eine? Mir kommt es so vor, als hätte hier jeder so eine Hütte in den Bergen.« Er nahm seinen Becher in die Hand und setzte sich wieder zu der Sekretärin.

»Er hat eine sehr hübsche Hütte«, erzählte sie. »Sie ist schon seit Generationen im Besitz der Familie.«

»Hier in der Nähe?«, fragte er so beiläufig wie möglich.

»Mit dem Auto eine Stunde von hier. Im Norden. Er besitzt dort etwa achtzig Hektar Wald, einschließlich eines kleinen Berges. Ich habe ihn immer aufgezogen, was er eigentlich mit dem Berg vorhat.«

»Und was hat er geantwortet?«

»Einfach dasitzen und ihn anschauen. Zusehen, wie die Bäume wachsen.«

Ihre Augen wurden feucht. Diese Frau mochte ihren Chef offensichtlich sehr gerne. Hayes trank seinen Kaffee.
»Hat der Berg einen Namen?«

»Windsong Ridge. Ein schöner Name.«

Er stand langsam auf. »Ich lasse Sie jetzt alleine. Machen Sie sich nicht zu viele Sorgen.«

Sie bedankte sich bei ihm, und er ging nach draußen. Oleg und Hängelid standen herum und qualmten.

»Los geht's«, sagte er.

»Wohin?«, fragte Oleg.

»Unser Problem lösen.«

48

Kurz nach dem Zwischenfall mit dem Deputy bog Lord vom Highway ab und fuhr auf einer Landstraße ostwärts. Einige Meilen später wandte er sich nach Norden und lenkte, Thorns Anweisungen folgend, den Wagen zu dem Waldstück, das Thorns Familie seit beinahe hundert Jahren gehörte.

Die nicht asphaltierte Straße schlängelte sich Meilen zwischen Vorbergen hindurch und überquerte zwei Wasserläufe, deren Flussbette voller Steinbrocken lagen. Die Hütte war ebenerdig und im Kolonialstil aus Kiefernstämmen und einer dicken Mörtelschicht errichtet. Auf

der Vorderveranda standen drei Schaukelstühle, seitlich am Rand hing eine Hängematte. Die Zedernholzschindeln auf dem Giebeldach wirkten neu. Auf der einen Seite ragte ein Schornstein aus dem Dach.

Thorn erklärte, in dieser Hütte hätten Alexej und Anastasia nach ihrer Ankunft in Carolina Ende des Jahres 1919 zunächst gelebt. Jussupow habe sie auf einem achtzig Hektar großen Grundstück mit altem Waldbestand errichten lassen, zu dem auch ein kleiner Berg gehörte, der vor einem Jahrhundert den Namen Windsong Ridge erhalten habe. Die Thronerben sollten an einem abgeschiedenen Ort wohnen, weit entfernt von jedem, der sie vielleicht mit der russischen Zarenfamilie in Verbindung bringen mochte. Die Berge der Appalachen waren hierzu bestens geeignet und hatten gleichzeitig klimatisch und landschaftlich eine gewisse Ähnlichkeit mit der Heimat.

Jetzt, als Lord in der Hütte saß, meinte er fast, die Ausstrahlung der beiden Zarennachfahren zu spüren. Die Sonne war untergegangen und die Luft kühl geworden. Thorn hatte einige Scheite von einem Holzstoß an der Außenwand hereingeholt und ein Kaminfeuer entfacht. Das Innere der Hütte maß etwa fünfzehn Quadratmeter und war mit dicken Quiltdecken und restaurierten Möbeln ausgestattet; in der Luft lag der Geruch von Hickory- und Fichtenholz. In der Küche lagerten Vorratskonserven, und sie hatten Chilibohnen gegessen und sie mit Cola aus dem Kühlschrank runtergespült.

Thorn hatte die Hütte als Zufluchtsort vorgeschlagen. Falls die Polizei ihn für ein Entführungsoffer hielt, würde sie niemals auf seinem eigenen Grundstück nach ihm su-

chen. Vermutlich war eine genaue Beschreibung des Jeep Cherokee ausgegeben worden, mit der alle Straßen nach Tennessee überwacht wurden, was umso mehr Grund war, vom Highway zu verschwinden.

»Hier wohnt meilenweit kein einziger Mensch«, erklärte Thorn. »In den Zwanzigerjahren war das ein großartiges Versteck.«

Lord fiel auf, dass nichts in dieser Hütte auf ihre einzigartige Geschichte hindeutete. Aber sie wurde mit Sicherheit von einem Naturliebhaber bewohnt – an den Wänden hingen gerahmte Bilder von auffliegenden Vögeln und äsenden Rehen. Allerdings waren keine Jagdtrophäen zu sehen.

»Ich jage nicht«, bemerkte Thorn. »Außer mit dem Fotoapparat.«

Lord zeigte auf das gerahmte Ölgemälde eines Bären, das an einer der Wände besonders hervorstach.

»Das hat meine Großmutter gemalt«, antwortete Thorn. »Und ebenso die anderen Bilder. Sie malte sehr gerne. Sie hat bis zu ihrem Lebensende hier gewohnt. Alexej ist in der Schlafkammer dort drüben gestorben. Im selben Bett ist mein Vater zur Welt gekommen.«

Sie saßen gemeinsam vor dem Kaminfeuer, und zwei Lampen beleuchteten das Zimmer. Akilina saß auf dem Bretterboden, in eine Woldecke gehüllt. Lord und Thorn hatten sich jeder in einem Ledersessel niedergelassen. Der Hund hatte sich in eine kühlere Ecke zurückgezogen und sich dort zusammengerollt.

»Ich habe einen engen Freund im Büro des Justizministers von North Carolina«, erklärte Thorn. »Den rufen

wir morgen an. Er kann uns helfen. Ich vertraue ihm.« Thorn saß einen Moment lang schweigend da. »Meine Frau ist gewiss mit den Nerven am Ende. Ich wünschte, ich könnte sie anrufen.«

»Das scheint mir nicht ratsam«, erwiderte Lord.

»Es geht ohnehin nicht. Ich habe hier nie eine Telefonleitung herlegen lassen. Wenn ich hier übernachtete, nehme ich mein Handy mit. Strom haben wir auch erst seit ein paar Jahren. Die Elektrizitätsgesellschaft hat mich ganz schön zur Kasse gebeten. Da habe ich beschlossen, dass das mit dem Telefon Zeit hat.«

»Kommst du und deine Frau oft hierher?«, fragte Akilina.

»Sehr oft. Ich fühle mich hier wirklich mit meiner Vergangenheit verbunden. Margaret hat es nie ganz verstanden; sie hat nur gemerkt, dass dieser Ort hier mich beruhigt. Mein einsames Fleckchen, so hat sie ihn genannt. Wenn sie nur Bescheid wüsste.«

»Das wird sie bald«, gab Lord zurück.

Plötzlich spitzte der Barsoi die Ohren, und ein leises Knurren entstieg seiner Kehle.

Lord heftete die Augen auf den Hund.

An der Vordertür ertönte ein Klopfen. Lord sprang auf. Keiner sagte etwas.

Ein weiteres Klopfen.

»Miles. Ich bin's, Taylor. Machen Sie die Tür auf.«

Er eilte durch den Raum und spähte durch eines der Fenster nach draußen. In der Dunkelheit konnte er nur eine männliche Gestalt ausmachen, die vor der Tür stand. Er ging zum verschlossenen Eingang.

»Taylor?«

»Und nicht die Zahnfee. Machen Sie die verdammte Tür auf.«

»Sind Sie allein?«

»Wen sollte ich denn bei mir haben?«

Lord entriegelte von innen. Draußen stand Taylor Hayes, mit einer Khakihose und einer dicken Jacke bekleidet.

»O Mann, ich freue mich, Sie zu sehen«, sagte Lord.

»Nicht so sehr wie ich.« Hayes trat in die Hütte. Sie gaben sich die Hand.

»Wie haben Sie mich gefunden?«, fragte Lord, nachdem er die Tür geschlossen und wieder verriegelt hatte.

»Ich habe in der Stadt von der Schießerei erfahren. Anscheinend sind hier zwei Russen ...«

»Zwei der Männer, die mich schon früher verfolgt haben.«

»Das hatte ich mir schon gedacht.«

Lord bemerkte den fragenden Ausdruck in Akilinas Miene. »Ihr Englisch ist nicht besonders gut, Taylor. Sprechen Sie bitte Russisch.«

Hayes sah Akilina an. »Und wer sind Sie?«, fragte er auf Russisch.

Akilina stellte sich vor.

»Freut mich, Sie kennen zu lernen. Dann hat mein Firmenpartner Sie also durch die halbe Weltgeschichte geschleppt, wenn ich recht verstehe.«

»Wir haben eine ziemliche Reise hinter uns«, antwortete sie.

Hayes sah Thorn an. »Und Sie müssen der Zweck dieser Reise sein.«

»So hat es den Anschein.«

Lord stellte die beiden einander vor und sagte dann:
»Vielleicht kommen wir ja jetzt endlich weiter. Taylor, die
Bezirkspolizei glaubt, ich hätte den Deputy erschossen.«

»Davon ist man recht überzeugt.«

»Haben Sie mit dem Sheriff gesprochen?«

»Ich wollte erst einmal mit Ihnen reden.«

In den nächsten fünfundvierzig Minuten unterhielten sie sich. Lord berichtete alles, was vorgefallen war. Er zeigte Hayes sogar das zerbrochene Ei und die Botschaften auf Metallplättchen, die er aus dem Jeep mitgenommen hatte. Er erzählte von den Goldbarren, die nun in Schließfächern warteten, und berichtete über Semjon Paschkow und die Heilige Schar, die Felix Jussupows Geheimnis bewahrt hatte.

»Dann sind Sie also ein Romanow?«, fragte Hayes Thorn.

»Sie haben noch nicht erklärt, wie Sie uns gefunden haben«, stellte Thorn fest.

Lord bemerkte das Misstrauen in der Stimme des Anwalts. Hayes schien sich aber nicht weiter daran zu stören.

»Ihre Sekretärin hat mich auf die Idee gebracht. Sie war zusammen mit Ihrer Frau auf der Dienststelle des Sheriffs. Ich wusste, dass Miles Sie nicht entführt haben konnte, und dachte mir, dass Sie gewiss nach einem Versteck Ausschau halten würden. Und wer würde schon hier suchen? Kein Entführer würde sich ins Haus des Opfers flüchten. Daher habe ich es auf den Versuch ankommen lassen und bin die Strecke hier herausgefahren.«

»Wie geht es meiner Frau?«

»Sie ringt um Fassung.«

»Warum haben Sie dem Sheriff nicht die Wahrheit gesagt?«, fragte Thorn.

»Das hier ist eine heikle Situation. Es geht um die Beziehungen zu einem anderen Staat. Es geht sogar buchstäblich um Russlands Zukunft. Falls Sie wirklich ein direkter Nachfahre Nikolaus' II. sind, steht der russische Thron Ihnen zu. Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass Ihr Auftauchen großes Aufsehen hervorrufen wird. Das alles möchte ich nicht dem Sheriff von Dillsboro County, North Carolina, anvertrauen. Ich bitte Sie, das nicht als Kritik zu verstehen.«

»Durchaus nicht«, antwortete Thorn, in dessen Stimme immer noch eine gewisse Schärfe lag. »Was schlagen Sie jetzt vor?«

Hayes stand auf und trat zur Reihe von Fenstern, die nach vorn hinaus gingen. »Das ist eine gute Frage.« Er spähte durch die Vorhänge.

Der Barsoi spitzte erneut die Ohren.

Hayes öffnete die Hüttentür.

Felix Oleg und Hängelid marschierten herein. Beide trugen Gewehre. Der Hund sprang auf und knurrte.

Akilina keuchte auf.

»Mr. Thorn, Sie haben da ein sehr hübsches Tier«, sagte Hayes. »Ich habe Barsois schon immer besonders gemocht. Ich würde nicht gerne einem dieser Herren den Befehl geben müssen, das Tier zu erschießen. Würden Sie also bitte dem Hund das Kommando geben, aus der Hütte zu verschwinden?«

»Ich habe doch irgendwie gespürt, dass irgendwas mit Ihnen nicht stimmt«, sagte Thorn.

»Das ist mir aufgefallen.« Hayes zeigte auf den noch immer knurrenden Hund. »Muss ich ihn erschießen?«

»Alexej. Marsch.« Thorn zeigte auf die Tür, und der Hund schoss in die Nacht hinaus.

Hayes schloss die Tür. »Alexej. Interessanter Name.«

Lord war geschockt. »Dann haben Sie schon die ganze Zeit hinter allem gesteckt?«

Hayes machte seinen beiden Verbündeten ein Zeichen, und diese verteilten sich im Raum. Oleg stellte sich bei der Tür zur Küche auf, Hängelid bei der Tür zur Schlafkammer.

»Miles, ich habe ein paar Bundesgenossen in Moskau, die ziemlich wütend auf Sie wurden. Verdammt, ich habe Sie in die Archive geschickt, damit Sie rausfinden, ob Baklanow irgendwo Dreck am Stecken hat, und Sie kommen mit einem russischen Thronerben da raus. Was haben Sie denn erwartet?«

»Drecksack. Ich hab Ihnen vertraut.« Lord wollte sich auf Hayes stürzen. Oleg richtete die Pistole auf ihn und brachte ihn damit zum Stehen.

»*Vertrauen* ist etwas unglaublich Relatives, Miles. Insbesondere in Russland. Eines muss ich Ihnen allerdings zugestehen: Sie sind verdammt schwer umzubringen. Und Sie haben ein Schweineglück.« Hayes griff unter sein Jackett und zog eine Pistole hervor. »Setzen Sie sich, Miles.«

»Fuck you, Hayes.«

Hayes schoss. Die Kugel streifte Lords rechte Schulter. Akilina schrie auf, als Lord in den Sessel zurückfiel, und wollte zu ihm eilen.

»Ich hatte Ihnen gesagt, Sie sollen sich setzen«, fuhr Hayes sie an. »Ich wiederhole mich nicht gerne.«

»Alles in Ordnung, Lord?«, fragte sie.

Lord sah die Sorge in ihrem Gesicht. Aber ihm war nichts Schlimmes passiert. Es war einfach nur eine Schramme, die blutete und scheußlich wehtat. »Mir geht's gut.«

»Fräulein Petrowa, setzen Sie sich«, forderte Hayes sie auf.

»Mach, was er sagt«, drängte Lord.

Sie zog sich zu einem Stuhl zurück.

Hayes trat dicht zum offenen Kamin. »Wenn ich Sie hätte umbringen wollen, Miles, wären Sie jetzt ein toter Mann. Ihr Glück, dass ich ein guter Schütze bin.«

Lord presste die Hand auf die Wunde und versuchte, das Blut mit seinem Hemd zu stillen. Sein Blick fiel auf Michael Thorn. Der Anwalt saß vollkommen bewegungslos da. Er hatte nichts gesagt und auch nicht auf Hayes' Schuss reagiert.

»Sie kommen mir russisch vor«, sagte Hayes, an Thorn gewandt. »Der Blick in Ihren Augen. Das hab ich da drüben so oft gesehen. Ohne Herz, jeder Einzelne von euch.«

»Ich bin kein Stefan Baklanow.« Die Worte kamen nahezu flüsternd.

Hayes kicherte. »Das scheint mir auch so. Es kommt mir fast so vor, als könnten Sie sogar der Mann sein, der diese Idioten regieren kann. Das kann nur jemand, der Nerven wie Drahtseile hat. So wie die Besten unter den Zaren. Daher werden Sie gewiss verstehen, warum Sie diesen Ort nicht lebend verlassen dürfen.«

»Mein Vater hat mir vorhergesagt, dass es Männer wie

Sie geben würde. Er hat mich gewarnt. Ich hielt das damals für ziemlich paranoid.«

»Wer hätte jemals gedacht, dass die Sowjetunion so leicht zerbricht?«, fragte Hayes. »Und wer hätte ahnen können, dass die Russen ihren Zaren zurückhaben wollen?«

»Felix Jussupow«, antwortete Thorn.

Es folgte eine Pause. »Ein Punkt für Sie«, antwortete Hayes dann. »Aber all das hat jetzt keine Bedeutung mehr. Oleg.« Hayes zeigte auf den Inspektor und dann zur Vordertür. »Schaffen Sie unseren todgeweihten Thronerben und diese Frau nach draußen und tun Sie das, was Sie am besten können.«

Oleg lächelte, trat vor und packte Akilina. Lord wollte aufspringen, doch Hayes hielt ihm die Pistole an die Kehle.

»Hinsetzen«, befahl Hayes.

Hängelid riss Thorn vom Stuhl hoch und drückte dem Anwalt die Pistolenmündung an den Kopf. Akilina wollte Widerstand leisten. Oleg nahm sie in den Schwitzkasten, drückte ihr mit dem Unterarm die Kehle zu und riss sie von den Beinen. Sie kämpfte einen Moment lang, dann ging ihr der Atem aus, und sie verdrehte die Augen.

»Aufhören«, schrie Lord. Hayes drückte ihm die Pistole fester gegen die Kehle. »Sagen Sie ihm, dass er aufhören soll, Taylor.«

»Sagen Sie ihr zuerst, dass sie ein braves Mädel sein soll«, entgegnete Hayes.

Er fragte sich, wie man von ihm erwarten konnte, Akilina zu sagen, dass sie friedlich nach draußen gehen und sich umbringen lassen solle. »Hör auf«, sagte er ihr.

Sie wehrte sich nicht mehr.

»Nicht hier, Oleg«, befahl Hayes.

Der Russe lockerte seinen Griff, und Akilina sackte keuchend und mit weichen Knien zu Boden. Lord wollte zu ihr eilen, wurde aber daran gehindert. Oleg packte Akilina am Haar und zerrte sie hoch. Der Schmerz schien ihr neues Leben einzuflößen.

»Steh auf«, sagte Oleg auf Russisch.

Taumelnd kam sie auf die Beine, und Oleg schob sie zur Hüttentür. Thorn war schon da und ging als Erster hinaus, gefolgt von Hängelid.

Die Tür schloss sich hinter ihnen.

»Mir scheint, Sie mögen diese Frau«, bemerkte Hayes, jetzt wieder auf Englisch.

Lord spürte noch immer die Pistolenmündung an der Kehle. »Was schert Sie das?«

»Gar nichts.«

Hayes nahm die Pistole weg und trat zurück. Lord ließ sich auf einen Stuhl sinken. Der Schmerz in seiner Schulter wurde schlimmer, doch die Wut sorgte dafür, dass seine Reflexe funktionierten. »Haben Sie den Mord an den beiden Maks in Starodug angeordnet?«

»Sie haben uns keine Wahl gelassen. Was blieb uns anderes übrig?«

»Und Baklanow ist tatsächlich nur ein Strohhmann?«

»Russland ist wie eine Jungfrau, Miles. Es gibt so viele süße Freuden, die noch keiner gekostet hat. Aber man überlebt nur, wenn man nach den russischen Regeln spielt, und härtere gibt es kaum. Ich habe mich angepasst. Für die Leute dort ist Mord ein allgemein akzeptiertes

Mittel, um seine Ziele zu erreichen. Es scheint sogar das Mittel der Wahl zu sein.«

»Was ist mit Ihnen geschehen, Taylor?«

Hayes setzte sich hin, die Pistole auf Lord gerichtet. »Jetzt fangen Sie nicht mit dieser Scheiße an. Ich hab getan, was zu tun war. In der Kanzlei hat keiner sich darüber beklagt, dass die Honorare flossen. Manchmal muss man eben Risiken eingehen, wenn man etwas Großes erreichen will. Die Kontrolle über den Zaren von Russland schien die Sache wert zu sein. Alles lief wie geschmiert. Wer hätte ahnen können, dass noch ein unmittelbarer Thronerbe am Leben ist?«

Lord wollte sich auf ihn stürzen, und Hayes schien seinen Hass zu spüren. »Das schaffen Sie nicht, Miles. Ich schieße schneller, als Sie aufspringen können.«

»Hoffentlich ist es das wert.«

»Oh, gewiss doch. Im Vergleich dazu ist der Anwaltsberuf doch die reine Kacke.«

Lord kam der Gedanke, auf Zeit zu spielen. »Wie wollen Sie das hier überhaupt geheim halten? Thorn hat Familie. Es gibt weitere Thronerben. Und alle wissen Bescheid.«

Hayes lächelte. »Guter Bluff. Aber Thorns Frau und seine Kinder wissen nicht das Geringste. Das hier ist schon mein ganzes Geheimhaltungsproblem.« Hayes machte eine Geste mit der Pistole. »Das haben Sie sich selbst zuzuschreiben. Hätten Sie Ruhe gegeben und einfach erledigt, was ich Ihnen auftrag, gäbe es kein Problem. Stattdessen mussten Sie unbedingt nach St. Petersburg und Kalifornien tapern und Ihre Nase in Dinge stecken, die Sie einfach nichts angehen.«

Lord stellte die Frage, die ihm wirklich am Herzen lag. »Bringen Sie mich um, Taylor?« In seiner Stimme schwang nicht einmal ein Anklang von Angst mit. Er wunderte sich über sich selbst.

»Nein. Das erledigen die zwei da draußen. Ich musste ihnen versprechen, Ihnen kein Haar zu krümmen. Die beiden haben was gegen Sie. Und ich kann ja nun meine Söldner nicht enttäuschen.«

»Sie sind nicht der Mann, den ich gekannt habe.«

»Wie zum Teufel sollten Sie mich denn kennen? Sie sind einfach nur ein Kanzleipartner. Wir sind keine Blutsbrüder. Zum Teufel, wir sind ja noch nicht einmal Freunde. Aber wenn Sie es wissen wollen, ich habe Kunden, die sich auf mich verlassen, und ich beabsichtige, die gewünschte Leistung zu erbringen. Was auch ein hübsches Ruhestandssümmchen für mich selbst abwerfen dürfte.«

Lord spähte an Hayes vorbei nach draußen.

»Sie machen sich Sorgen um Ihr kleines russisches Schätzchen?«

Lord erwiderte nichts. Was gab es da zu sagen?

»Ich bin mir sicher, dass Oleg seinen Spaß mit ihr hat ... genau in diesem Moment.«

49

Akilina folgte dem Mann, den Lord Hängelid nannte, in den Wald hinein. Ihre Schritte wurden von einer Laubschicht gedämpft, und das Mondlicht bahnte sich zitternd

einen Weg durch die Zweige und badete den Wald in einem milchig flackernden Schimmer. Die Luft war eisig kalt, und ihr Pullover und die Jeans konnten dagegen nur wenig ausrichten. Thorn ging voran, eine Gewehrmündung im Rücken. Hinter Akilina ging Oleg, der seine Waffe auf sie gerichtet hielt.

Sie bahnten sich einen Weg durch Buschwerk und kamen dann auf eine Lichtung. Dort steckten bereits zwei Schaufeln in der Erde. Offensichtlich hatte man vor Hayes' Besuch in der Hütte alles geplant.

»Grab«, befahl Oleg Thorn. »Genau wie dein Urgroßvater wirst du im Wald sterben und dort in der kalten Erde verscharrt werden. Vielleicht findet dann jemand in hundert Jahren deine Knochen.«

»Und wenn ich mich weigere?«, fragte Thorn gelassen.

»Dann erschieße ich erst dich und hab dann meinen Spaß mit ihr.«

Thorns Blick wanderte zu Akilina hinüber. Der Atem des Anwalts ging ruhig, und sie bemerkte keine Angst in seinen Augen.

»Betrachte es doch so«, meinte Oleg. »Ein paar weitere kostbare Lebensminuten. Jede Sekunde zählt. Das ist jedenfalls mehr Zeit, als dein Urgroßvater bekommen hat. Zu deinem Glück bin ich kein Bolschewist.«

Thorn stand aufrecht da und machte keinerlei Anstalten, nach der Schaufel zu greifen. Oleg warf das Gewehr beiseite und packte Akilinas Pullover. Er riss sie an sich und fuhr ihr grob mit der Hand in den Schritt. Sie wollte schreien, doch mit der anderen Hand hielt er ihr den Mund zu.

»Genug«, schrie Thorn.

Oleg brach seinen Angriff ab, legte ihr aber die rechte Hand um den Hals, so fest, dass er sie zwar nicht würgte, sein Griff aber doch deutlich zu spüren war. Thorn packte die Schaufel und begann zu graben.

Oleg fummelte mit seiner freien Hand an Akilinas Brüsten. »Hübsch rund und fest.« Sein Atem stank.

Sie riss die Hand hoch und stieß ihm die Finger ins rechte Auge. Er zuckte zusammen, prallte zurück und schlug sie ins Gesicht. Dann stieß er sie auf den feuchten Boden.

Der Inspektor bückte sich und hob sein Gewehr auf.

Er legte ein volles Magazin ein und hielt Akilinas Kopf am Boden fest, indem er ihr den rechten Fuß auf den Hals stellte. Dann zwängte er ihr die Gewehrmündung in den Mund.

Ihr Blick flog zu dem Anwalt hinüber.

Sie schmeckte Rost und Dreck. Oleg zwängte den Lauf noch tiefer hinein, und sie musste gegen den Würgereiz ankämpfen. Allmählich packte sie das Entsetzen.

»Gefällt dir das, du Schlampe?«

Etwas Schwarzes schoss aus dem Wald heraus und krachte gegen Oleg. Er taumelte zurück und ließ das Gewehr los. Im selben Moment, in dem Akilina den Lauf beiseite schlug, erkannte sie, was geschehen war.

Der Barsoi war zurückgekehrt.

Sie entzog sich mit einer Drehung, als der Gewehrkolben zu Boden fiel.

»Fass. Mach tot«, schrie Thorn.

Der Kopf des Hundes fuhr peitschenartig herum, und er grub die Zähne in Olegs Fleisch.

Der Inspektor brüllte vor Schmerz.

Thorn holte mit der Schaufel aus und traf Hängelid, der durch den Angriff des Hundes einen Moment lang überrumpelt schien, mit einem schmetternden Schlag des Blattes. Der Russe stöhnte auf, als Thorn erneut zuschlug und ihm diesmal die Schaufelspitze in den Magen rammete. Ein dritter Hieb über den Schädel, und Hängelid ging zu Boden. Der Körper zuckte noch ein paar Sekunden, dann lag er reglos da.

Oleg brüllte noch immer vor Schmerz, während der Hund seinen Angriff gnadenlos fortsetzte.

Akilina griff nach dem Gewehr.

Thorn eilte herbei. »Stopp.«

Der Hund zog sich zurück und stellte sich neben seinen Herrn, keuchend. Die Hand an den Hals gelegt, drehte Oleg sich auf dem Boden um. Er wollte aufstehen, doch Akilina schoss ihm eine Kugel ins Gesicht.

Oleg blieb bewegungslos liegen.

»Fühlst du dich jetzt besser?«, fragte Thorn Akilina ruhig.

Sie spuckte aus, um den metallischen Geschmack loszuwerden. »Unbedingt.«

Thorn trat zu Hängelid und untersuchte den Puls. »Der ist auch tot.«

Akilina sah den Hund an. Das Tier hatte ihr das Leben gerettet. Worte, die sie von Lord und Semjon Paschkow gehört hatte, schossen ihr durch den Kopf. Etwas, was ein angeblich Heiliger hundert Jahre zuvor prophezeit hatte: *Tiere in ihrer Unschuld werden den Weg hüten und weisen. Ihr Urteilsspruch wird über den Erfolg entscheiden.*

Thorn trat zu dem Hund hin und streichelte sein seidiges Fell. »Guter Junge, Alexej. Guter Junge.«

Der Barsoi nahm die liebevolle Geste seines Herrn mit einem sanften Tätzeln seiner krallenbewehrten Pfoten entgegen. Seine Lefzen troffen von Blut.

»Wir müssen nach Miles sehen«, sagte Akilina.

In der Ferne fiel ein Schuss, und als Hayes, davon abgelenkt, einen Moment lang wegblickte, packte Lord mit seinem unverletzten Arm eine der Lampen und schleuderte den schweren Holzsockel nach Hayes. Der erholte sich zwar rasch von dem Angriff und gab einen Schuss ab, doch in diesem Moment hechtete Lord mit einer Rolle aus dem Sessel.

Der Raum war jetzt nur noch von einer einzigen Lampe und der Glut des niedergebrannten Feuers erhellt. Lord robbte eilig über den Boden, schleuderte auch die zweite Lampe nach Hayes und tauchte dann mit einem Sprung hinter das Sofa, das gegenüber dem Kamin stand. Seine rechte Schulter schmerzte heftig. Zwei weitere Kugeln suchten ihn hinter dem Sofa. Er rutschte über den Boden zur Küche und hechtete hinein, als die nächste Kugel einen Teil des Türpfostens zerschmetterte. Die Wunde an seiner Schulter riss auf und begann zu bluten. Er presste die Hand auf die Wunde, um die Blutung zu stillen, und hoffte, dass Hayes' Augen sich nicht schnell genug an die Dunkelheit gewöhnen würden, um richtig zu zielen, wobei ihm klar war, dass ihm das allenfalls ein paar Sekunden Atempause verschaffen konnte.

In der Küche richtete er sich hastig auf, wäre aber gleich darauf fast umgekippt vor Schmerzen. Der Raum drehte sich um ihn, doch gelang es Lord, sich in den Griff

zu bekommen. Er riss ein kariertes Geschirrtuch von der Küchentheke und presste es auf die Wunde. Gleich darauf stürzte er nach draußen, warf im Vorbeirennen einen Mülleimer um und schlug mit seiner blutigen Linken krachend die Tür hinter sich zu.

Dann eilte er in den Wald davon.

Hayes war sich nicht sicher, ob er Lord getroffen hatte oder nicht. Er versuchte, die Schüsse zu zählen. An vier erinnerte er sich, vielleicht auch fünf. Das hieß, dass er noch fünf oder sechs Kugeln im Magazin hatte. Seine Augen gewöhnten sich rasch an die Dunkelheit, obwohl das schwache Glimmen der Glut im Kamin den Raum kaum erhellte. Er hörte eine Tür zuschlagen und vermutete, dass Lord geflohen war. Die Glock im Anschlag, ging er vorwärts und schob sich vorsichtig in die Küche. Mit der rechten Fußspitze spürte er etwas Schlüpfriges. Er bückte sich und tauchte einen Finger in die Feuchtigkeit. Der Kupfergeruch bestätigte seine Vermutung: Blut. Er richtete sich auf, stieß den Kunststoffbehälter mit dem Fuß beiseite und trat in die kalte Nacht nach draußen.

»Okay, Miles«, rief er. »Sieht so aus, als wäre es Zeit zur Waschbärenjagd. Ich hoffe, Sie haben nicht so viel Glück wie Ihr Großvater.«

Er nahm das Magazin der Glock heraus und setzte ein frisches ein. Nun hatte er zehn Schuss, um zu Ende zu bringen, was er begonnen hatte.

Akilina hörte die Schüsse, als sie und Thorn zur Hütte zurückhasteten. Sie hatte Olegs Gewehr in der Hand. Unmittelbar vor der Hütte blieb Thorn stehen.

»Wir müssen klug vorgehen«, sagte er.

Sie war von der Beherrschtheit des Anwalts beeindruckt. Sein ruhiges, gelassenes Handeln beruhigte sie.

Thorn trat auf die Veranda und zur geschlossenen Vordertür. Von der anderen Seite der Hütte vernahm er die Stimme eines Mannes: »Okay, Miles. Sieht so aus, als wäre es Zeit zur Waschbärenjagd. Ich hoffe, Sie haben nicht so viel Glück wie Ihr Großvater.«

Sie schlich sich hinter Thorn heran, Seite an Seite mit dem Hund.

Thorn drehte den Türknauf und stieß die Tür auf. Abgesehen vom glimmenden Kaminfeuer war es drinnen stockdunkel. Thorn trat ein und ging zu einem Schrank. Eine Schublade wurde aufgeschoben, dann kehrte er mit einer Handfeuerwaffe zurück.

»Los, komm.«

Akilina folgte ihm in die Küche. Die Hintertür stand offen. Sie bemerkte, dass Alexej auf dem Bretterboden herumschnüffelte, deshalb bückte sie sich und erblickte die dunklen Flecken, die vom Hauptraum hereinführten.

Sie hatten die Aufmerksamkeit des Hundes erregt.

Thorn bückte sich. »Jemand ist getroffen worden«, sagte er leise. »Alexej. Nimm Witterung.«

Der Hund sog noch einmal den Geruch eines der Blutflecken ein. Dann hob das Tier den Kopf, als wolle es seine Bereitschaft signalisieren.

»Such«, befahl Thorn.

Der Hund schoss nach draußen.

Lord hörte Hayes' Worte und dachte an das Gespräch, das sie neun Tage zuvor im Wolchow-Hotel geführt hatten.

Alles schien so verdammt lange her.

Sein Großvater hatte ihm alles über die Zeiten erzählt, als weiße Rassisten in den Südstaaten ihre Wut an den Schwarzen ausließen. Ein Freund seines Großonkels war in seinem eigenen Heim aufgestöbert und gelyncht worden, weil jemand ihn des Diebstahls verdächtigt hatte. Keine Verhaftung, keine Klageerhebung, keine Verhandlung. Lord hatte sich oft gefragt, wie es zu einem solchen Hass kommen konnte. Sein Vater hatte immer alles dafür getan, dass weder Schwarze noch Weiße diese Vergangenheit vergaßen. Man konnte es Populismus nennen oder Volksverhetzung. Grover Lord bezeichnete es als *freundliche Ermahnung eines Vertreters des alten Herrn da oben*. Jetzt war Lord selbst in den Bergen Carolinas auf der Flucht, verfolgt von einem Mann, der um jeden Preis verhindern wollte, dass Lord den nächsten Tag erlebte.

Das Geschirrtuch, das er sich auf die Schulter presste, half, konnte aber den weiteren Schaden durch immer wieder darüberstreichende Zweige nicht ganz verhüten. Er hatte keine Ahnung, wohin er ging. Ihm fiel Thorns Bemerkung ein, dass die nächsten Nachbarn Meilen entfernt wohnten. Wenn Hayes, Hängelid und Oleg hinter ihm her waren, dürften seine Chancen nicht allzu gut stehen. Er hörte noch immer den Schuss, der gefallen war,

bevor er sich auf Hayes gestürzt hatte, deshalb wollte er umkehren und Akilina und Thorn suchen, wusste aber, dass es sinnlos wäre. Höchstwahrscheinlich waren beide tot. Besser, er nutzte die Dunkelheit, um sich davonzuschleichen – und dann aller Welt zu berichten, was er wusste. Das war er Semjon Paschkow und der Heiligen Schar schuldig, insbesondere denen, die umgekommen waren. Wie Josif und Wassili Maks.

Er hielt inne und blieb stehen. Jeder Atemzug war ein scharfes Keuchen, dessen Atemwölkchen vor seinen Augen zerstob. Seine Kehle war wie ausgedörzt, und er hatte Mühe, sich zu orientieren. Gesicht und Brust waren schweißbedeckt. Er hätte gerne seinen Pullover ausgezogen, war aber mit seiner Schulter zu einer solchen Anstrengung nicht mehr fähig. Ihm war schwindlig. Der Blutverlust machte ihm zu schaffen, und die Höhenlage verbesserte seine Verfassung keineswegs.

Hinter sich hörte er das Peitschen und Knacken von Zweigen.

An einem tief hängenden Zweig vorbei schlüpfte er ins dichte Unterholz. Der Boden wurde fester. Hier und dort ragten Felsnasen aus dem Boden. Das Gelände wurde steiler, und er nahm einen niedrigen Hang in Angriff. Das Knirschen von Geröll unter seinen Füßen hallte laut durch die Stille.

Vor ihm tat sich plötzlich ein weites Panorama auf.

Er blieb am Rand einer finsternen Schlucht an einem Felsabhang stehen. Unten rauschte ein Wildbach. Aber er saß nicht in der Falle. Er hätte sich nach links oder rechts in den Wald zurückziehen können, beschloss aber, an

dieser Stelle zu bleiben, um sie für eine Überrumpelungstaktik zu nutzen. Schließlich konnte er nicht ewig weglaufen, nicht, wenn drei Männer mit Schusswaffen hinter ihm her waren. Außerdem wollte er sich nicht wie ein Tier niederknallen lassen. Er würde sich zum Kampf stellen. Daher kletterte er auf eine Felsenkante am Rand des Abgrunds. Der offene Himmel breitete sich endlos vor ihm aus. Jetzt hatte er einen Aussichtspunkt, von dem aus er jede Bewegung beobachten konnte.

Im Dunkeln tastete Lord den Boden ab und fand drei handliche Steinbrocken. Er dehnte die Muskulatur in seinem rechten Arm und stellte fest, dass er werfen konnte, wenn auch nicht weit. Die Steine in der Hand wiegend, machte er sich bereit, jeden in Empfang zu nehmen, der sich nähern mochte.

Hayes hatte oft genug Wild verfolgt, um zu wissen, wie man eine Fährte las, und Lord war durchs Gehölz gebrochen, ohne sich um abbrechende Zweige zu scheren. Dort, wo der laubbedeckte Boden feuchter Erde wich, hatte er sogar Fußabdrücke hinterlassen. Im hellen Mondschein war seine Spur leicht zu lesen. Ganz zu schweigen von den Blutflecken, die mit vorhersagbarer Regelmäßigkeit auf dem Boden zu finden waren.

Dann brach die Spur ab.

Hayes blieb stehen.

Seine Augen schossen nach links und rechts. Nichts. Keine Zweige wiesen ihm den Weg. Er betastete die Laubdecke, fand aber auch keine Blutflecken mehr. Sonderbar. Er entsicherte seine Waffe, nur für den Fall, dass

dies die Stelle war, die Lord für einen Showdown gewählt hatte. Er war fest davon überzeugt, dass der Dummkopf sich irgendwann zum Kampf stellen würde.

Und vielleicht ja genau hier.

Vorsichtig schob er sich vorwärts. Dabei hatte er nicht das Gefühl, beobachtet zu werden. Schon wollte er eine andere Richtung einschlagen, da entdeckte er vor sich auf einem Farn einen dunklen Flecken. Schritt für Schritt schlich er vorwärts, die Waffe im Anschlag. Der Boden wurde steinig, der Wald verschwand, und bald ragten ringsumher zahllose Felsbrocken als unförmige Schatten auf. Die Situation gefiel ihm gar nicht, aber er schlich trotzdem weiter.

Er suchte die Umgebung nach Hinweisen auf den Flüchtigen ab – vielleicht ein Blutfleck auf einem Felsen –, doch es würde schwer fallen, einen dunkleren Flecken von einem Schatten zu unterscheiden. Inzwischen brauchte er für jeden vorsichtigen Schritt mehrere Sekunden, da er sich bemühte, möglichst lautlos über das Gestein zu schleichen.

An einem Felsabsturz blieb er stehen. Unten rauschte Wasser durch eine Schlucht und links und rechts von ihm standen Bäume. Dahinter war der samtschwarze Himmel mit Myriaden von Sternen übersät. Doch für ästhetischen Genuss war keine Zeit. Er drehte sich um und wollte schon wieder in den Wald zurückkehren, da hörte er etwas durch die Luft sausen.

Akilina folgte Thorn, der aus der Küche nach draußen trat. Sie bemerkte den Abdruck einer blutigen Hand und dachte an Lord. Der Barsoi war verschwunden, doch ein

leiser Pfiff seines Herrn veranlasste das Tier, aus dem Wald herbeizuschießen.

»Er wird in der Nähe bleiben und nur gerade weit genug vorauslaufen, um die Spur zu verfolgen«, flüsterte Thorn.

Der Hund kam bei Fuß und Thron streichelte ihn am Kopf.

»Such, Alexej. Los.«

Das Tier verschwand zwischen den Bäumen. Thorn folgte ihm.

Akilina machte sich Sorgen um Lord. Höchstwahrscheinlich war er angeschossen worden. Die Stimme, die sie vorhin gehört hatten, war Taylor Hayes' Stimme gewesen. Lord hielt wahrscheinlich sowohl sie selbst als auch Thorn für tot, da die Chance, zwei Profikillern zu entkommen, minimal gewesen war. Aber der Barsoi war ihre Trumpfkarte. Das Tier war bemerkenswert und zeigte eine bewunderungswürdige Treue. Michael Thorn hatte aber auch eine ganz besondere Art, mit ihm umzugehen. Durch die Adern dieses Mannes floss das Blut der Zaren. Vielleicht war es das, was ihm eine solche Ausstrahlung verlieh. In früherer Zeit hatte das Volk den Zaren wegen seiner Willenskraft verehrt, wie sie von ihrer Großmutter wusste. Man hatte ihn als die Verkörperung Gottes auf Erden betrachtet und in Zeiten der Not seinen Schutz gesucht.

Der Zar *war* Russland.

Vielleicht verstand Michael Thorn diese Verantwortung. Vielleicht empfand er seine Verbindung mit der Vergangenheit außerdem als stark genug, um keine Angst vor dem zu empfinden, was vor ihm lag.

Sie aber hatte Angst. Und nicht nur um ihrer selbst, sondern auch um Lords willen.

Thorn blieb stehen und stieß einen leisen Pfiff aus. Kurz darauf tauchte Alexej auf, heftig keuchend. Thorn kniete sich hin und sah dem Hund in die Augen.

»Du hast die Spur, oder?«

Fast erwartete Akilina, das Tier antworten zu hören, doch es setzte sich einfach nur hin und schnappte nach Luft.

»Such. Los.«

Der Hund rannte davon.

Sie folgten.

In der Ferne fiel ein Schuss.

Genau in dem Moment, als Hayes sich abwenden wollte, schleuderte Lord den Steinbrocken. Er spürte, wie etwas in seiner Schulter riss, und dann schoss ein betäubender Schmerz sein Rückgrat hinunter. Die Wunde war wieder aufgerissen.

Er sah, wie der Steinbrocken gegen Hayes Brust prallte und hörte den Schuss aus seiner Waffe. Lord sprang los und krachte gegen seinen Chef. Die beiden Männer stürzten zu Boden, und wie Stromstöße schoss der Schmerz durch Lords Schulter.

Er beachtete den Schmerz nicht und schlug Hayes die Faust ins Gesicht, doch dieser warf Lord mit Hilfe seiner Beine und Schenkel auf den Rücken. Scharfe Steine bohrten sich in Lords Rücken und verschlimmerten seine Pein noch.

Im nächsten Moment war Hayes auf ihm.

Akilina rannte los, Thorn ebenfalls. Beide rannten dorthin, wo sie den Schuss gehört hatten. Der Boden wurde fester, und sie bemerkte, dass rundum Felsen aufragten.

Dann endete der Wald.

Sie blickte auf und sah Taylor Hayes und Miles Lord miteinander ringen.

Sie blieb stehen, Seite an Seite mit Thorn. Auch der Barsoi stand still und beobachtete den zehn Meter entfernt stattfindenden Kampf.

»Greif ein«, forderte sie Thorn auf.

Doch der Anwalt setzte seine Waffe nicht ein.

Lord sah, wie Hayes sich auf ihn stürzte. Gleich darauf packte ihn sein Chef mit einem Würgegriff bei der Kehle. Erstaunlicherweise besaß Lord immer noch einen Rest von Kraft und schaffte es, Hayes mit einem Faustschlag seitlich am Kiefer zu treffen. Der Schlag machte seinen Angreifer einen Moment lang benommen. Lord musste die Pistole finden, die er eben gesehen hatte. Sie war Hayes beim Sturz auf den Boden aus der Hand gefallen.

Mit einem Tritt des rechten Knies zwang er Hayes von sich herunter. Sich abrollend fand er sein Gleichgewicht wieder und kam auf die Knie hoch. Wenigstens wurde sein ohnehin wunder Körper jetzt nicht mehr zusätzlich von Steinen geschunden. Seine Schulter blutete ziemlich stark. Aber er würde sich nicht einschüchtern lassen. Man musste diesem Drecksack das Handwerk legen.

Fieberhaft suchte er den dunklen Boden nach der Pistole ab, konnte ihren Umriss aber nicht entdecken. Jenseits des felsigen Bereichs meinte er, zwischen den Bäu-

men zwei Gestalten zu erkennen, konnte sie aber nicht recht ins Auge fassen. Wahrscheinlich Oleg und Hängelid, die dem Kampf in aller Ruhe amüsiert zusahen, da sie mit einem einzigen Schuss über Sieg und Niederlage entscheiden konnten.

Er hechtete auf Hayes zu und packte ihn um die Hüfte. Sie krachten gegen einen Granitbrocken, und er spürte, wie etwas in seinem Gegner nachgab. Vielleicht war eine Rippe gebrochen. Hayes schrie auf, konnte aber die Daumen beider Hände in Lords Kehle verkrallen und ihm die Gurgel abdrücken. Um Atem ringend, lockerte Lord seinen Griff. Hayes zog das Knie an und rammte es so gegen Lords Leib, dass der rückwärts auf die Felskante zuflog.

Dann machte Lord sich bereit, Hayes, der sich auf ihn stürzen wollte, mit einem Tritt zu empfangen, und schnellte sich mit einer Drehbewegung hoch. Doch Hayes hatte dieses Manöver irgendwie vorausgeahnt und brach seinen Angriff ab.

Lords Vorstoß ging ins Leere.

Akilina sah zu, wie Lord sich nach einem missglückten Tritt abrollte, wieder hochkam und sich erneut Hayes zuwandte.

Thorn kniete sich vor dem Barsoi hin. Auch Akilina ging in die Hocke. Der Rüde knurrte dunkel aus tiefer Kehle und ließ die silhouettenhafte Szene keinen Moment aus den Augen. Er schnappte mehrmals in die Luft und ließ seine scharfen Fänge aufblitzen.

»Er kommt zu einer Entscheidung«, erklärte Thorn.
»Er kann hier weit besser sehen als wir.«

»Schieß doch«, forderte sie ihn auf.

Thorn sah ihr ruhig in die Augen. »Wir müssen der Prophezeiung bis zum Ende folgen.«

»Sei kein Dummkopf. Greif ein.«

Der Barsoi machte einen Schritt vorwärts.

»Nimm die Pistole, oder ich benutze das Gewehr«, drängte sie.

Der Anwalt legte ihr freundlich die Hand auf den Arm. »Hab Vertrauen.« In seiner Stimme und seiner Art lag eine Überzeugungskraft, die sich nicht leicht erklären ließ.

Sie erwiderte nichts.

Thorn wandte sich wieder dem Hund zu.

»Ruhig, Alexej. Ruhig.«

Es gelang Lord, wieder auf die Beine zu kommen und sich vom Abgrund zurückzuziehen. Hayes hatte seinen Angriff unterbrochen und schien um Atem zu ringen.

Lord starrte seinen Chef an.

»Los doch, Miles«, sagte Hayes. »Wir müssen das zu Ende bringen. Nur wir beide.«

Sie umkreisten sich wie kämpfende Katzen, wobei Lord sich nach rechts auf die Bäume, Hayes sich nach links auf den Abgrund zubewegte.

Dann sah Lord das, was er suchte. Die Pistole. Sie lag zwei Meter von ihm entfernt auf dem Felsen. Aber auch Hayes hatte die Waffe offensichtlich entdeckt, denn er schnellte nach vorn und packte den Griff, bevor Lord die Kraft dazu fand.

Gleich darauf hatte Hayes die Waffe in der Hand, den Finger am Abzug, und zielte auf Lord.

Akilina sah den Barsoi vorwärts hechten. Ohne jedes Kommando Thorns. Das Tier hatte irgendwie den richtigen Moment und den besten Angriffspunkt erkannt und sprang von sich aus los. Vielleicht konnte Alexej die beiden Kämpfenden durch den Geruchssinn unterscheiden, er war ja mit dem Geruch von Lords Blut vertraut. Vielleicht warmes der Einfluss von Rasputins Geist? Wer konnte das wissen? Hayes bemerkte das Tier erst im Moment des Aufpralls und taumelte infolge der Wucht des Angriffs zurück.

Lord packte die Gelegenheit beim Schopf und stieß Hayes zusammen mit dem Hund über den Felsrand. Ein Schrei durchbohrte die Nacht und verhallte, als die beiden Körper in der Dunkelheit verschwanden. Gleich darauf hörte man von weit unten den Aufprall der Leiber auf dem Fels, begleitet von einem Aufjaulen, das Lord in der Seele wehtat. Er konnte nicht auf den Boden des Abgrunds sehen.

Aber das war auch nicht nötig.

Hinter ihm waren Schritte zu hören.

In der Erwartung, Hängelid und Oleg zu sehen, wirbelte er herum, doch stattdessen tauchte Akilina auf, von Thorn gefolgt.

Sie umarmte ihn stürmisch.

»Vorsicht«, sagte er wegen des Schmerzes in seiner Schulter.

Thorn stand dicht an der Absturzstelle und blickte hinunter.

»Schade um den Hund«, bemerkte Lord.

»Ich mochte den Rüden sehr.« Thorn drehte sich zu

Lord um. »Aber jetzt ist es vorüber. Die Entscheidung ist gefallen.«

In diesem Moment, vor dem Hintergrund eines endlosen Himmels und erhellt vom strahlenden Schein des Mondes, erblickte Lord in einem hart gewordenen Gesicht, dessen Augen ihn unverwandt ansahen, die Zukunft Russlands.

51

Moskau Sonntag, 10. April

11.00 Uhr

Das Innere der Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale glänzte, von Hunderten strahlender Lichter und Kerzen erhellt. Man hatte die riesige Kirchenhalle eigens für die Fernsehkameras ausgeleuchtet, die die Zeremonie live in die ganze Welt übertrugen. Lord stand an exponierter Stelle nahe beim Altar, Akilina an seiner Seite. Über ihnen funkelten vier Reihen edelsteingeschmückter Ikonen im Licht, ein deutliches Zeichen dafür, dass alles seine Ordnung hatte.

In der Apsis der Kathedrale standen zwei Krönungssessel. Der eine war der Thron des zweiten Zaren der Romanows, Zar Alexej. Er war mit rund neuntausend Diamanten besetzt, außerdem mit Rubinen und Perlen. Das Stück war dreihundertfünfzig Jahre alt und hatte seit hundert Jahren im Museum gestanden. Gestern hatte man diesen

Thron aus der Rüstkammer bringen lassen, und nun saß dort hoch aufgerichtet Michael Thorn.

Neben ihm auf dem Elfenbeinsessel thronte seine Frau Margaret. Ihr Thron war im Jahre 1472 von Sophia, der byzantinischen Braut Iwans des Großen, nach Russland gebracht worden. Iwan hatte zu seiner Zeit erklärt: *Zwei Roms sind gefallen, doch nun steht das dritte, und ein viertes wird es nicht geben.* Heute jedoch, an diesem glorreichen Vormittag im April, sollte ein viertes Rom geboren werden. Eine Verschmelzung des Säkularen und des Religiösen in einer einzigen Person: dem Zaren.

Russland würde ein weiteres Mal von den Romanows regiert werden.

Gedanken an Taylor Hayes zuckten durch Lords Kopf. Selbst jetzt, ein halbes Jahr nach Hayes' Tod, war der volle Umfang der Verschwörung noch immer unbekannt. Es gab Gerüchte, Adrian, der Patriarch der russisch-orthodoxen Kirche, habe selbst mit dazugehört. Doch er hatte jede Verwicklung bestritten und bisher hatte sich nichts Gegenteiliges beweisen lassen. Der einzige Mitverschwörer, der eindeutig bekannt war, war Maxim Zubarew, der Mann, der Lord in San Francisco gefoltert hatte. Doch bevor die Behörden ihn befragen konnten, hatte man seine Leiche in einem flachen Grab außerhalb Moskaus aufgefunden, mit zwei Einschusslöchern im Schädel. Die Regierung vermutete eine weitläufige Intrige, die sogar die *Mafija* mit einschloss; Zeugen hierfür hatten sich jedoch bisher nicht auftreiben lassen.

Die unbekannten Verschwörer stellten eine echte Gefahr für die entstehende Monarchie dar, und Lord machte

sich Sorgen um Michael Thorn. Doch der Anwalt aus North Carolina hatte bemerkenswerten Mut gezeigt. Seine Aufrichtigkeit nahm das russische Volk unwiderstehlich für ihn ein, und selbst seine amerikanische Herkunft wurde als ein positiver Faktor gewertet, nachdem die Regierenden der wichtigsten Nationen ihre Erleichterung über den internationalen Hintergrund dieses Herrschers zum Ausdruck gebracht hatten, der immerhin eine Atommacht regieren würde. Thorn hatte jedoch klar und deutlich darauf verwiesen, dass er ein Romanow sei – durch seine Adern fließe russisches Blut – und dass er die Absicht habe, die Herrschaft über die russische Nation, die die Romanows drei Jahrhunderte lang ausgeübt hätten, neu zu errichten.

Schon früh hatte Thorn angekündigt, dass er ein Kabinett von Ministern ernennen werde, das ihn in der Regierungsverantwortung unterstützen solle. Er hatte Semjon Paschkow als Berater gewonnen und den Führer der Heiligen Schar damit beauftragt, eine Regierungsmannschaft zu bilden. Außerdem würde er die Wahl einer Duma veranlassen, deren Stimme genug Gewicht hatte, um eine absolute Macht des Monarchen zu verhindern. Russland würde ein Rechtsstaat sein. Die russische Nation musste mit der Zeit gehen. Isolationismus war keine Option mehr.

Jetzt saß dieser unprätentiöse Mann auf dem Diamantenthron, seine Frau an seiner Seite, und beide wirkten so, als wäre ihnen die Schwere ihrer Verantwortung vollkommen bewusst.

In der Kathedrale drängten sich die wichtigsten Staats-

männer der Welt. Die englische Königin war ebenso gekommen wie der Präsident der Vereinigten Staaten und die Staatsoberhäupter aller größeren Nationen.

Es hatte eine große Debatte gegeben, ob der neue Zar Michael II. oder Michael III. heißen würde. Der Bruder Nikolaus' II. hatte den Namen Michael getragen und vermutlich vor seiner Abdankung einen Tag lang regiert. Doch die Zaristenkommission hatte alle Diskussionen mit dem Argument beendet, dass Nikolaus II. nur für sich selbst, nicht aber für seinen Sohn Alexej auf den Thron verzichten konnte. Bei Nikolaus' Abdankung war daher sein Sohn und nicht sein Bruder Zar geworden. Was bedeutete, dass ausschließlich Nikolaus' direkte Nachfahren Anspruch auf den Thron hatten. Michael Thorn, der nächste männliche Verwandte des Zaren, würde demzufolge als Michael II. regieren.

Thorns Freund im Justizministerium von North Carolina hatte am Tag nach Taylor Hayes' Tod einen Vertreter des Außenministeriums gebeten, nach Genesis zu kommen. Man berief den russischen Botschafter ein und dieser trat sofort vor die Zaristenkommission und enthüllte, was in siebentausend Meilen Entfernung bekannt geworden war. Die Endabstimmung wurde vertagt, bis der Thronerbe persönlich vor die Kommission treten konnte, was drei Tage später mit viel Tamtam und unter weltweiter Aufmerksamkeit geschah.

DNA-Tests bestätigten Michael Thorn eindeutig als Nachfahren Nikolaus' und Alexandras in gerader Linie. Die genetische Struktur seiner DNA entsprach der Nikolaus' sehr genau und zeigte sogar dieselben Mutationen,

die Wissenschaftler bei der genetischen Untersuchung der 1993 identifizierten Gebeine des Zaren gefunden hatten. Die Irrtumswahrscheinlichkeit lag unter 0,001 Prozent.

Auch darin hatte Rasputin sich nicht geirrt. *Gott wird es möglich machen, über das Recht des Richtigen Gewissheit zu erlangen.*

Dann wurde Lords Aufmerksamkeit zum Altar gelenkt, wo Michael Thorn sich jetzt vom Thron erhob. Alle anderen in der Kirche standen bereits. Thorn trug einen Seidenmantel, der ihm zwei Stunden zuvor beim ersten Akt der Krönungszeremonie über die Schultern gelegt worden war. Er kniete sich, die Stofffalten ordnend, behutsam hin, während alle anderen stehen blieben.

Patriarch Adrian trat heran.

In der daraufhin einkehrenden Stille sprach Thorn ein Gebet.

Adrian salbte ihm die Stirn mit geweihtem Öl und nahm ihm einen Eid ab. In einem Bauwerk, das von Romanows errichtet, von Romanows behütet und schließlich von Romanows verloren worden war, kleidete sich nun ein neuer Romanow in den Mantel der Macht, der den Zaren durch Mord und falschen Ehrgeiz abhanden gekommen war.

Der Patriarch setzte Thorn feierlich eine Goldkrone aufs Haupt. Nach einem kurzen Gebet erhob sich der Zar und trat zu seiner Frau, die ebenfalls in eine wunderschöne Seidenrobe gekleidet war. Sie erhob sich von ihrem Thron und kniete vor ihm nieder. Thorn nahm die Krone vom Kopf, setzte sie erst seiner Frau aufs Haupt und anschließend wieder sich selbst. Dann gelei-

tete er seine Frau zum Thron zurück und setzte sich neben sie.

Eine lange Prozession von Würdenträgern näherte sich, um dem neuen Zaren die Treue zu geloben – Generäle, Gouverneure, Minister, Thorns beide Söhne und viele der verbliebenen Romanows, darunter auch Stefan Baklanow.

Der Beinahe-Zar war einem Skandal entgangen, weil er jegliche Verbindung zu den Verschwörern geleugnet hatte und darauf beharrte, dass ihm keine Schuld nachzuweisen sei. Baklanow behauptete, nicht das Geringste von einer Verschwörung zu wissen, und erklärte, er hätte sich im Falle seiner Wahl als guter Herrscher erwiesen. Lord empfand dies als raffinierten Schachzug. Wer hätte Baklanow des Verrats bezichtigen können? Nur Mitverschwörer, und keiner glaubte, dass diese jemals irgendetwas verlauten lassen würden. Die Russen wussten seinen offenen Umgang mit dem Thema zu schätzen, und er blieb beim Volk beliebt. Lord wusste zweifelsfrei, dass Baklanow tief verstrickt gewesen war. Das hatte ihm Maxim Zubarew gesagt. *Eine willige Marionette*. Lord hatte die Frage gestellt, ob man Baklanow nicht entgegentreten solle, doch Thorn hatte sich dagegen ausgesprochen. Es habe genug Differenzen gegeben. Man solle die Sache ruhen lassen. Schließlich hatte Lord ihm zugestimmt. Aber er fragte sich immer noch, ob diese Entscheidung richtig gewesen war.

Er warf einen Blick auf Akilina. Sie verfolgte die Zereemonie mit feuchten Augen, deshalb ergriff er zärtlich ihre Hand. In ihrem perlblauen, goldgesäumten Kleid sah sie

strahlend aus. Liebte er sie? Keiner von ihnen wusste recht, wie es weitergehen würde. Er war in Russland geblieben, weil Thorn ihn und Akilina in seiner Nähe haben wollte. Thorn hatte ihn sogar gebeten, als sein persönlicher Berater vor Ort zu bleiben. Lord war zwar Amerikaner, doch die Vergangenheit hatte ihn ausgezeichnet. Er war der Rabe. Der Mann, der dem Geschlecht der Romanows zur Wiederkehr verholfen hatte. In dieser Eigenschaft wirkte seine Anwesenheit in einer ansonsten treu russisch gesinnten Umgebung angemessen.

Doch Lord hatte sich noch nicht entschieden, ob er in Russland bleiben würde. Pridgen & Woodworth hatte ihm eine Beförderung angeboten. Er sollte Leiter der Internationalen Abteilung werden, Taylor Hayes' Nachfolger. Er würde mit einem riesigen Satz viele Karrierestufen überspringen, doch dieses Privileg hatte er verdient, da sein Name nun weltweit bekannt war. Er war versucht, das Angebot anzunehmen, doch der Gedanke an Akilina hinderte ihn daran. Er wollte sie nicht verlassen, und sie hatte ihren lebhaften Wunsch ausgedrückt, bei Thorn zu bleiben und für ihn zu arbeiten.

Die Zeremonie ging zu Ende, und die frisch gekrönten Monarchen traten aus der Kirche, in ihre Brokatmäntel gehüllt, die wie im Jahre 1896 bei Nikolaus und Alexandra mit dem doppelköpfigen Adler der Romanows bestickt waren.

Lord und Akilina folgten ihnen in die frische Mittagsluft hinaus.

Die goldenen Zwiebelkuppeln der vier umliegenden Kirchen des Kathedralenplatzes schimmerten in der Son-

ne. Der Zar und die Zarin wurden von Limousinen erwartet, doch Thorn lehnte ab. Stattdessen legte er Mantel und Robe ab und führte seine Frau über das Pflaster zur Nordostmauer des Kreml. Der Kreml war ein weiteres Mal die Festung des Zaren – *eine Volkszitadelle*, wie Thorn ihn inzwischen nannte.

Auf der Nordostseite führte eine hölzerne Treppe die zwanzig Meter hohe Befestigungsmauer hinauf. Der Zar und die Zarin stiegen langsam nach oben, und Lord und Akilina folgten ihnen. Hinter der Mauer lag der Rote Platz. Die Stelle, wo einst Lenins Grab und die Ehrentribünen die Sicht versperrt hatten, lag nun offen da und war gepflastert worden. Thorn hatte Anordnungen erteilt, das Mausoleum niederreißen zu lassen. Die Edeltannen hatte man stehen lassen, doch die Gräber der sowjetischen Würdenträger waren verschwunden. Swerdlow, Breschnjew, Kalinin und all die anderen waren exhumiert und anderweitig beigesetzt worden. Nur Jurij Gagarin durfte weiter dort ruhen. Der Mann, der als erster Mensch im Weltraum gewesen war, verdiente eine herausragende Grabstätte. Andere würden ihm folgen. Gute, anständige Menschen, deren Leben eine solche Ehrung verdiente.

Lord sah zu, wie Thorn und seine Frau eine erste Aussichtsplattform betraten, unmittelbar unter dem Zinnenkranz, aber hoch genug, um über die Mauer zu sehen. Thorn strich seinen Anzug glatt und drehte sich um: »Mein Vater hat mir diesen Moment vorhergesagt. Wie ich mich fühlen würde. Hoffentlich bin ich dem gewachsen.«

»Das bist du«, erwiderte Lord.

Akilina reckte sich und umarmte Thorn. Er erwiderte die Geste.

»Danke, meine Liebe. Früher hätte man dich dafür hingerichtet. Den Zaren in aller Öffentlichkeit zu umarmen.« Ein Lächeln stahl sich in sein Gesicht.

Thorn drehte sich zu seiner Frau um. »Bist du bereit?«

Sie nickte, doch Lord sah die Sorge in ihren Augen. Und wer hätte ihr das verübeln können? Ein jahrzehntealtes Unrecht würde nun wieder gutgemacht werden. Man würde mit der Geschichte Frieden schließen. Lord hatte seinerseits beschlossen, mit seinem eigenen Gewissen Frieden zu schließen. Wenn er nach Hause zurückkehrte, würde er das Grab seines Vaters besuchen. Es war Zeit, sich von Grover Lord zu verabschieden. Akilina hatte mit ihrer Behauptung, das Erbe seines Vaters bedeute ihm mehr, als ihm bewusst sei, Recht gehabt. Grover Lord hatte ihn zu dem Mann gemacht, der er geworden war. Nicht durch sein Vorbild, sondern durch sein abschreckendes Beispiel. Doch seine Mutter liebte diesen Mann zutiefst und würde ihn immer lieben. Vielleicht war es an der Zeit, dass er aufhörte zu hassen.

Thorn und seine Frau stiegen die drei Stufen zur eigentlichen, aus Holz gezimmerten Plattform hinauf.

Lord und Akilina stellten sich auf eine der Zinnen.

Jenseits der Kremlmauer breitete sich ein Meer von Menschen aus, so weit das Auge reichte. Die Medien sprachen von zwei Millionen. Diese Menschen waren in den vergangenen Tagen nach Moskau geströmt. In Nikolaus' Zeit hätte es zur Feier der Krönung einen Umzug

und rauschende Bälle gegeben. Doch Thorn wollte nichts dergleichen. Seine bankrotte Nation konnte und durfte sich einen solchen Luxus nicht leisten. Daher hatte er befohlen, die Plattform errichten zu lassen und bekannt zu geben, dass er um Punkt zwölf Uhr mittags dort erscheinen werde. Als die Turmglocke die Uhrzeit schlug, fiel Lord auf, wie pünktlich der neue Zar war.

Aus Lautsprechern, die überall auf dem Roten Platz aufgestellt worden waren, verkündete eine Stimme Worte, die mit Sicherheit in der ganzen Nation Widerhall fanden. Auch Lord wurde von der allgemeinen Begeisterung angesteckt. Er war bewegt von dieser Ansage, die jahrhundertlang der Sammlungsruf der Führung suchenden Russen gewesen war. Vier einfache Worte, die immer wieder neu aus den Lautsprechern strömten. Seine Augen wurden feucht, und sogar er selbst sprach diese Worte lautlos mit:

Lang lebe der Zar.

Anmerkungen des Autors

Die Idee für diesen Roman kam mir während einer Kreml-Besichtigung. Bei den Vorbereitungen zu diesem Roman habe ich großen Wert auf gut recherchierte Informationen gelegt. Nikolaus II. und seine Familie sind ein faszinierendes Thema. In vieler Hinsicht sind die Fragen, die sich um ihr Ende ranken, schillernder als eine fiktive Geschichte. Seit im Jahre 1991 die sterblichen Reste der Zarenfamilie in einem anonymen Grab gefunden und exhumiert wurden, wird heftig über die Identität der beiden Zarenkinder diskutiert, deren Leichen fehlten. Zunächst untersuchte ein russischer Experte die Gebeine und kam mittels fotografischer Überblendungen zu dem Schluss, dass es sich um Maria und Alexej handelt. Später analysierte ein amerikanischer Spezialist Zahn- und Knochenmaterial und stellte fest, die Fehlenden müssten Alexej und Anastasia sein. Meine Wahl fiel dann auf Anastasia, weil sie ohnehin schon von Legenden umrankt war.

Einige weitere Punkte:

Es gibt in Russland tatsächlich eine zaristische Bewegung wie in Kapitel 21 beschrieben, aber keine zeitgenössische Heilige Schar. Diese ist meine Erfindung. Die Russen sind gleichfalls fasziniert vom Konzept einer »nationalen Idee« (Kapitel 9), einer Ideologie, hinter der die Bevölkerung sich sammeln kann. Die in diesem Roman

verwendete Variante stammt von mir und ist recht schlicht – Gott, der Zar und die Nation. Außerdem haben die Russen eindeutig eine Vorliebe für Kommissionen und überantworten wichtige Entscheidungen routinemäßig einer kollektiven Beschlussfassung. Dass ein neuer Zar auf diese Weise bestimmt würde, scheint da nur natürlich.

Die Rückblenden (Kapitel 5, 26, 27, 43 und 44), die die Vorfälle während und im Anschluss an die Exekution der Romanows beschreiben, einschließlich der bizarren Leichenbestattung, basieren auf Tatsachen. Ich habe mich bemüht, diese Ereignisse genauso wiederzugeben, wie sie von Augenzeugen berichtet wurden. Diese Aufgabe wurde jedoch durch widersprüchliche Zeugenaussagen verkompliziert. Der Bericht, wie Alexej und Anastasia entkamen, entspringt natürlich ausschließlich meiner Phantasie.

Der Brief Alexandras (Kapitel 6) ist fiktiv, allerdings wurden viele Formulierungen wörtlich aus anderen Briefen Alexandras an Nikolaus übernommen. Die beiden hatten tatsächlich eine liebevolle und leidenschaftliche Beziehung.

Die in Kapitel 13 zitierte eidesstattliche Erklärung eines fiktiven Wächters in Jekaterinburg ist realen Dokumenten entnommen.

Die Informationen über Felix Jussupow sind korrekt, mit Ausnahme seines Plans, Alexej und Anastasia zu retten. Leider erkannte der reale Mann, im Gegensatz zum fiktiven Jussupow, der letztlich ein ehrenwerter Mensch ist, niemals, wie töricht Rasputins Ermordung war und welchen Schaden er damit der Zarenfamilie zugefügt hatte.

Jakow Jurowski, der finstere Bolschewik, der Nikolaus II. hinrichtete, ist treffend dargestellt und meistens mit seinen eigenen Worten zitiert.

Die Leistungen Carl Fabergés entsprechen der Realität, mit Ausnahme des Duplikats des Lilien-im-Tal-Eis. Die Versuchung, dieses Kleinod in die Erzählung einzufügen, war unwiderstehlich. Das Meisterwerk erschien mir als das perfekte Versteck für die Fotos der überlebenden Thronerben.

Die in den Kapiteln 40 und 42 beschriebene Paulownia gedeiht im westlichen North Carolina. Ihr Namensbezug zur russischen Zarenfamilie ist gleichermaßen zutreffend. Die reizvollen Blue Ridge Mountains wären tatsächlich ein perfekter Zufluchtsort gewesen, da die Landschaft (wie Akilina in Kapitel 42 erwähnt) in vieler Hinsicht manchen Teilen Sibiriens entspricht.

Der Barsoi (russischer Windhund), der in der Geschichte eine so wichtige Rolle spielt (Kapitel 46, 47, 49 und 50), ist eine temperamentvolle Rasse, die tatsächlich vom russischen Adel geschätzt und gezüchtet wurde.

Es sei hier deutlich gesagt, dass Nikolaus II. in keiner Weise als wohlwollender und gütiger Herrscher bezeichnet werden kann. Die negativen Feststellungen, die Miles Lord in Kapitel 23 über ihn trifft, sind angemessen. Dennoch war das Schicksal der Romanows tragisch. Tatsächlich wurden, wie erwähnt, zahlreiche Mitglieder der Familie ermordet. Es wurden tatsächlich systematische Anstrengungen unternommen, das Geschlecht komplett auszulöschen. Ebenso historisch ist Stalins Paranoia bezüglich der Romanows, die ihn veranlasste, alle sie betreffenden Do-

kumente unter Verschluss zu halten (Kapitel 22, 23 und 30). Seine Angst, sie könnten erneut den Thron besteigen, macht ihr schreckliches Ende nachvollziehbarer. Das tatsächliche Schicksal Nikolaus' II. seiner Frau und seiner Töchter blieb dagegen leider bis zum Schluss völlig unromantisch. Wie in Kapitel 44 beschrieben, lagerten die Gebeine der Romanows nach der Exhumierung 1991 über sieben Jahre im Regal eines Laboratoriums, während zwei Städte – Jekaterinburg und St. Petersburg – sich um ihren Besitz stritten. Schließlich entschied eine weitere der berühmten-berüchtigten russischen Kommissionen zugunsten von St. Petersburg, und die Familienmitglieder wurden mit königlichem Pomp an der Seite ihrer Ahnen bestattet.

Sie wurden in ein einziges Grab gelegt. Was vielleicht passend ist, da alle Zeitzeugen darin übereinstimmen, dass sie eine eng verbundene, liebevolle Familie waren.

So soll es auch im Tod bleiben.

Dank

Mein Dank gilt zunächst Pam Ahearn, meiner Agentin und guten Freundin, der ich unter anderem die Idee für den Titel dieses Buchs verdanke. Dank auch allen Mitarbeitern bei Random House: Gina Centrello, einer außergewöhnlichen Verlegerin, die mir eine Chance gab; Mark Tavani, der als Lektor mit seinen klugen Ratschlägen das Manuskript an vielen Stellen verbessert hat; Kim Hovey mit ihrem erstklassigen Publicity-Team, dem neben anderen auch Cindy Murray angehört; Beck Stvan, der für das großartige Titelbild verantwortlich zeichnet; und schließlich all jenen in den Bereichen von Marketing, Reklame und Verkauf, deren unermüdlicher Einsatz gar nicht hoch genug einzuschätzen ist. Danke auch Dan Brown, der einem schriftstellerischen Anfänger wie mir mit großer Güte begegnete und der lebende Beweis dafür ist, dass Erfolg nicht zwangsläufig den Charakter verdirbt. Ich darf auch Fran Downing, Nancy Pridgen und Daiva Woodworth nicht vergessen, deren Anregungen und Kritik ohne Zweifel für jeden Autor ein Gewinn sind. Ganz besonders aber möchte ich meiner Frau Amy und meiner Tochter Elizabeth danken, die mein Leben ganz entscheidend bereichern.